3 1761 07840833 3

Bibliothek der Sprachenkunde

Sprachlaut und Schrift

Von

A. Seidel.

P
221
S33

A. HARTLEBEN'S VERLAG

H. BUSKE
BUCHHANDLUNG
ANTIQUARIAT
HAMBURG

6.30

PURCHASED FOR THE

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

FROM THE

CANADA COUNCIL SPECIAL GRANT

FOR

LINGUISTICS

368

A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde.

130. Teil:

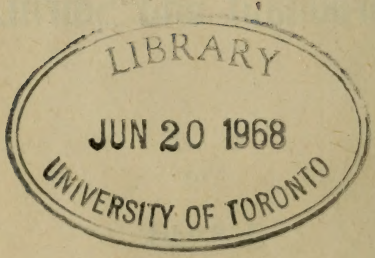
Sprachlaut und Schrift.

Von

A. Seidel.

A. Hartleben's Verlag, Wien und Leipzig.

P
221
S33



Sprachlaut und Schrift.

Eine allgemeine Einführung in die Physiologie, Biologie und Geschichte der Sprachlaute und der Schrift nebst Vorschlägen für eine Reform der Rechtschreibung und ein allgemeines linguistisches Alphabet.

Von

A. Seidel.

Wien und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Druckanstalt Polygrafia, Brünn.

Vorwort.

Ich habe es nie über mich gewinnen können, irgend ein Thema zu untersuchen oder darzustellen, und dabei seine Beziehungen zum praktischen Leben außer Betracht zu lassen. Ja, ich kann wohl sagen, daß die Wahl der Themata, die ich behandelt habe, lediglich durch den Wunsch bestimmt worden ist, dem praktischen Leben zu nützen. Das will natürlich nicht sagen, daß nicht die Suche nach objektiver Wahrheit durchweg mein höchster Leitstern gewesen wäre. Wenn ich sie aber auf wissenschaftlichem Wege gefunden zu haben glaubte, so hatte ich keinen brennenderen Wunsch, als die gewonnenen Erkenntnisse für das praktische Leben auszumünzen. Und hiernach habe ich denn auch die Art der Darstellung der Ergebnisse meiner Untersuchungen in allen meinen Werken eingerichtet. Und bin daher natürlich häufig falsch beurteilt worden. —

Auch das vorliegende Werkchen zielt ausschließlich auf praktische Fragen. Es kann aber wohl kein Streit darüber sein, daß auch solche, zumal wenn sie irgendwie kompliziert sind, endgültig und mit der Gewähr völliger Sicherheit der Resultate nur gelöst werden können, wenn man die Erörterung auf eine gesicherte wissenschaftliche Grundlage stellt. Und das habe ich denn auch hier getan.

Es kam mir darauf an, eine sichere Antwort auf die folgenden praktischen Fragen zu finden:

1. Welches ist die beste Methode, um die Aussprache fremder Sprachen für Unterrichtszwecke zu bezeichnen?

2. Welches sind die Grundsätze, nach denen die nationalen Orthographien zu reformieren sind?

3. Welche Grundsätze sind bei der Schreibung geographischer Eigennamen zu befolgen?

4. Nach welchen Grundsätzen sind Sprachen unkultivierter Völker zu schreiben, die bisher keine Schrift hatten?

5. Welche Gestalt müßte eine internationale Schrift haben?

6. Soll man im Deutschen Antiqua oder Fraktur bevorzugen?

Um diese Fragen zu beantworten, war es nötig, zunächst die Grundlinien einer allgemeinen Lautlehre festzulegen, um eine Übersicht über die Laute zu gewinnen, die durch die Schrift zu bezeichnen sind. Das ist im ersten Teile geschehen. Dieser erste Teil beruht ganz auf eigenen Studien und baut sich auf einer Fülle von Material auf, das in dieser Ausdehnung wohl selten jemand beherrscht hat. Ich komme daher auch in vielen Punkten zu anderen Ergebnissen als meine Vorgänger.

Darauf folgt eine Geschichte der Entwicklung der Schrift. In diesem Abschnitte ist dargelegt worden, wie die Schrift aus ihren Uranfängen gemäß ihrem Zweck und den umständlichen Tatsachen sich entwickelt haben muß. Ich gebe also eine aprioristische Darstellung der Schriftentwicklung als Ergänzung und Erläuterung der bisher üblichen Zusammenstellung historischer Tatsachen, bei der das Wichtigste im Dunkeln bleibt. Auch hier ist alles eigene Arbeit, aufgebaut auf gründlicher eigener Durchforschung des Materials.

Auf dieser festen Grundlage fußend, konnte ich nun darangehen, die oben aufgeworfenen Fragen zu beantworten. Es ist das erste Mal, daß sie so in ihrer Gesamtheit von Grund aus studiert worden sind, und ich bin überzeugt, daß sich den mit schärfster Logik und nüchternster Würdigung aller praktischen Momente gewonnenen Konsequenzen niemand wird entziehen können.

Angesichts des Hin- und Herschwankens der Meinungen, auch in wissenschaftlichen Kreisen — ich nehme mich selbst nicht aus —, war es an der Zeit, endlich einmal Klarheit und Sicherheit in allen diesen Fragen zu schaffen.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Teil. Die Sprachlaute.

I. Der Lautbestand.

Seite

Was ist ein Laut? (1)*) — Was ist ein Sprachlaut? (2) — der nackte Grundlaut h (3) — die komplizierten Laute (4) 1

A. Die Sprachorgane des Menschen und die Grundlaute . . . 2

Die Sprachorgane (5) — wie sie sich an der Lautbildung beteiligen (6) — Vibration, Verschluß und Verengerung (7) — Vibranten (8) — Explosivae oder Verschlußlaute; Fortes und Lenes; Mund- und Nasenlaute: Saugelaute (9) — Reibelaute oder Fricativae (10) — Einteilung der Grundlaute nach der Art der Bildung (11) — nach den beteiligten Organen (12) — Anforderungen an einen Sprachlaut vom Standpunkt des Sprachzwecks: Artikulieren, Artikulation, Artikulationsstelle (13) — Anthropologische Voraussetzungen der Lautbildung; Artikulationsbasis; ererbte Anlage; Vorbild der Eltern (14) — Weitere Grundlaute (15) — Vollständige Übersicht der Grundlaute (16) — Bezeichnung der Grundlaute in der Schrift (17).

B. Die Abarten der Grundlaute 8

Der Lautwert der Laute, sonore und lautschwache Laute (18) — Bildung der Grundvokale durch Differenzierung der Grund-Sonorlaute ə und ɔ (19) — Verstärkung des Lautwertes der Konsonanten durch Zusatz von Vokalen (20) — Differenzierung der Grundkonsonanten (21) — Die Aspiration (22) — Die Affriktion (23) — Die verschiedenen Arten der Lingualen (24) — Differenzierung der Laute durch Mischung, Quantität und Betonung (25).

C. Weitere Abarten: Die Mischlaute 11

Palatalisierung, Labialisierung; Vokalisierung, Halbvokale (26).

a) Palatalisierte und labialisierte Laute . . . 12

α) Palatalisierte und labialisierte Vokale . 12

Entstehung der Diphthonge und der Mischvokale ü, ę und o̧ (27) — Doppeltgemischte Vokale (e, ö, o) (28) — Offene und geschlossene Vokale: Entstehung von ä und ö (29) — Der Vokalkreis (30) — Das Mischungsverhältnis und Nuancen der Mischvokale (34).

β) Palatalisierte Konsonanten 14

Der geringe Lautwert der Grundkonsonanten (32) — Liquidae und Mutae (33) — Diphthonge und Monophthonge (34) — Entstehung palatalisierter Konsonanten (35) — Vorkommen, Bezeichnung, Übersicht und Aussprache (36) — Palatalisierte Konsonanten in den slawischen Sprachen (37) — Palatalisierung ohne Verschmelzung (38) — Palatalisierung durch i-haltige Vokale (39) — Palatalisierung durch andere Ursachen (40).

γ) Labialisierte Konsonanten 18

Konsonanten + u diphthongisiert und monophthongisiert (41) — Eigentümlichkeiten der labialisierten Konsonanten (42).

*) Die in Klammern befindlichen Zahlen beziehen sich auf die Paragraphen.

Seite

b) Vokalisierung der Konsonanten 19

Der Stimmton; Konsonanten + ə diphthongisiert und monophthongisiert; stimmhafte und stimmlose Konsonanten (43) — Unterschied im Laut (44) — Gebrauch der stimmhaften und der stimmlosen Laute (45) — Grund des häufigeren Gebrauchs der stimmhaften Lenes (46).

D. Differenzierung der Laute durch verschiedene Quantität . 21

Definition; Normalquantität (47) — Stufen der Quantität (48) — Quantität der Konsonanten (49) — Bezeichnung der Quantität (50) — Beschränkung (51 f).

E. Differenzierung der Laute durch verschiedene Betonung . 23

Der exspiratorische Ton (53 ff.) — Betonung der Diphthonge und Triphthonge (54) — Tonlose Silben und Wörter (55) — Enklitika und Proklitika (56) — Haupt- und Nebenton (57) — Gestoßener und geschleifter Ton (58) — Ton und Quantität (59)
Der musikalische Ton (60 ff.) — Mittelton, Hochton, Tiefton (60) — Gestoßener und geschleifter Ton (61) — Gebrauch der Intonation (62) — Die Intonation im Chinesischen (63) — Verhältnis des exspiratorischen zum musikalischen Ton (64) — Das Verhältnis im Chinesischen (65).

F. Verstärkung des Lautwerts der Konsonanten durch Gruppenbildung 27

Liquida + Muta (66) — Anderweitige Entstehung von Konsonantengruppen (67) — Verstärkung des Lautwerts einer Muta durch eine Liquida (68) — durch einen Zischlaut (69) — durch einen T-Laut (70) — Konsonantengruppe und Sprachgeist (71).

G. Der silbische Wert der Sprachlaute 29

Lautwert und Silbenkern (72) — Formen der Silben (73) — Grenzen der Silben (74) — Diphthonge und Triphthonge als Silbengipfel (75 ff.) — Scheinbare Diphthonge (75) — Wesen der Diphthonge (76) — Der herrschende Sonant der Diphthonge (77) — Arten der Diphthonge (78) — „Konsonantische" Diphthonge (79) — Silbischer Wert des nichtsonantischen Konsonanten (80) — Die Abstufung der Silben nach dem Lautwert (81) — Sprechsilben und Sprachsilben (82).

II. Die Lautverteilung.

A. Allgemeines 37

Keine Sprache verwendet alle Laute (83) — Häufig und selten gebrauchte Laute (84 f.) — Lange Vokale und Konsonanten (86) — Konsonantengruppen (87) — Verschiedenheit des Silbenbaus (88) — Der Silbengipfel (90).

B. Die Lautsysteme einiger der wichtigsten Sprachen 40

Indogermanische Sprachen (91 ff.) — Lautsystem des Neuhochdeutschen (91 f.) — des Altindischen (92) — des Hochlateinischen (93) — des Altgriechischen (94) — des Neufranzösischen (95) — des Italienischen (96) — des Russischen (97) — des Polnischen (98) — des Hindostani (99) — des Neupersischen (100 f.) — des Englischen (102) — Semitische Sprachen (103 ff.) — des Althebräischen (103) — des Altarabischen (104) — des ägyptischen Vulgärarabischen (105) — Indochinesische Sprachen (106 ff.) — des Hochchinesischen (106) — des Neutürkischen (107) — Malaio-polynesische Sprachen (108 ff.) — des Neujapanesischen (108) — des Malaiischen (109) — Afrikanische Sprachen (110 ff.) — des Suaheli (110) — des Herero (111) — des Efe (112) — des Haussa (113) — des Nama (114) — Vergleichung dieser Lautsysteme (115 ff.) — Die Zahl der Laute in den Einzelsprachen (115) — Die Vokale in den Einzelsprachen (116) — Inspiraten, Aspiraten, Affrikaten, palatale und labialisierte Laute in den Einzelsprachen (117) — Die Lingualen sind überall am stärksten, die Gutturalen am

Seite

schwächsten entwickelt (118) — Der Bau der Silben in den Einzelsprachen (119) — Die musikalische Betonung in den Einzelsprachen (120) — Der exspiratorische Ton in den Einzelsprachen (121).

C. Die Ursachen der Verschiedenheit der Lautsysteme . . . 75

Die Rücksicht auf den Sprachzweck (122) — Die geistige und körperliche Verschiedenheit der Menschen (123) — Der Lautwandel (124).

III. Lautwandel.

Die Laute wandeln sich erfahrungsgemäß (125). 77

A. Die Hauptphänomene des Lautwandels 77

Wandel der Vokale (126) — der Diphthonge und Vokalgruppen (127) — der Konsonanten (128) — der Konsonantengruppen (129) — des Silbenbaus (130) — des exspiratorischen Akzents (131) — des musikalischen Akzents (132).

B. Die Ursachen des Lautwandels und die allgemeinen Lautgesetze 83

a) Ursprüngliche Lautverschiedenheiten . . . 83

Anthropologische Verschiedenheit der Artikulationsbasis (133).

b) Anthropologischer Lautwandel 84

Veränderung der Artikulationsbasis (134).

c) Glottologischer Lautwandel 85

Das Interesse des Sprachzwecks (135) — Widerstreit der Konsequenzen dieses Interesses (136) — Das Interesse der Deutlichkeit (137) — Die Tendenz zur Vereinfachung (138) — Das Interesse der Erhöhung der Sonorität (139 f.) — Beseitigung seiner schädlichen Folgen (140) — Steigerung des Lautwerts der Vokale und ihre Folgen (141) — Der Zweck und der Einfluß des exspiratorischen Akzents (142) — Der Abscheu vor dem Hiat (143) — Entwicklungslauf des glottologischen Lautwandels (144) — Kausale Bedingtheit alles Lautwandels, Lautgesetze (145).

d) Phthongologischer Lautwandel 99

Definition (146 f.) — Arten (148) — Intransitiver Lautwandel (149 ff.) — dessen häufigste Phänomene (149) — deren Ursachen (150) — Transitiver Lautwandel (151 ff.) — seine Arten (151) — Lautwandel durch Akzenteinfluß (152) — Lautwandel durch Position (153) — Die Arten der Einwirkung eines Lautes auf einen anderen (154) — Augmentation (155) — Elision (156) — Metathesis (157) — Syllabisierung und Diärese (158) — Kontraktion (159) — Ersatzdehnung (160) — Abgleichung (161) — Angleichung (162) — Ursache der Assimilation (163) — Partielle, progressive, regressive und reziproke Assimilation (164) — Fernwirkung (165) — Ursache der bald progressiven, bald regressiven Wirkung (166) — Allmähliche Entwicklung der Assimilation. Widerstände (167) — Gegenseitige Beeinflussung zweier Vokale (168) — Vokal- und Konsonantenharmonie (169) — Einfluß der Konsonanten auf die Vokale (170) — Einfluß des u und i auf vorhergehende Konsonanten (171) — Einfluß i- und u-haltiger Konsonanten auf die Vokale (172) — Fortis + Lenis (173) — Konsonanten + Palatal (174) — R, l und n (175) — Fortis + Fortis und Lenis + Lenis (176) — Sekundäre Ursachen des Lautwandels (177 ff.) — Systemzwang, Analogiewirkung (177) — Nachahmungssucht (178) — Grammatischer Wandel, Ablaut, Verlängerung, Nasalierung (179) — Entlehnung (180).

C. Satzlautwandel 106

Die Satzpausen (181) — Der exspiratorische Satzton (182) — Der rhetorische Akzent (183) — Rhetorische Änderung der Wortstellung (184)

Seite

— Der Satzrhythmus (185) — Das Grundschema der musikalischen Satzintonation (186) — Psychologische Satzintonation. Gefühlston (187) — Die Phänomene des Sandhi (188).

D. Spezielle Lautwandelgesetze 111

Lautwandel in den indogermanischen Sprachen (189 ff.) — Die kentum- und die satem-Sprachen (189) — Lautgesetzliche Eigenheiten des Germanischen (190) — Westgermanisch und Nordogotisch (191) — Anglofriesisch und Deutsch (192) — Hochdeutsch und Niederdeutsch (193).

Zweiter Teil: Die Schrift.

A. Die Ur-Schriftsysteme und ihre Weiterentwicklung 115

Sprache und Schrift (195) — Akritische Bildschrift (196) — ihre Mängel (197) — Diakritische Stufe der Bildschrift (198) — Symbolismus (199).

a) Die fünf Systeme diakritischer Bildschrift 117

Das aztekische, mesopotamische, ägyptische, phönikische und chinesische System (200).

b) Anfänge und innere Entwicklung der diakritischen Bildschriftsysteme 118

Graphische Abbildungen konkreter Gegenstände (201) — Die Konvention (202) — Erweiterung des Prinzips der bloßen Abbildung durch die Wahl willkürlich gebildeter Zeichen (203) — Die Notwendigkeit der Schaffung von Hilfen für das Gedächtnis (204) — Die Anlehnung an die Bedeutung (205) — Unterscheidung von Gattung, Art, Unterart und Individuum in Sprache und Schrift (206) — Die Grundschriftzeichen der Chinesen (207) — Die Bildung zusammengesetzter Zeichen nach dem Prinzip der logischen Definition (208) — Nach dem Prinzip des symbolischen Ausdrucks (209) — Primäre und komplizierte Zusammensetzung (211) — Komposita nach der Bedeutung (212) — nach dem Laut (213).

c) Die äußere Entwicklung der Bildschrift als solcher 124

Einwirkung des Schreibmaterials (214) — Quadratisierung der Schriftbilder (215) — Kursivschriften (216) — Wanderung des chinesischen Schriftsystems zu den Japanern und Indochinesen, der Hieroglyphen zu den Äthiopiern (217) — Mängel der Bildschriftsysteme (218) — Warum sich die Bildschrift trotzdem in China bislang gehalten hat (219) — Fortschritte in Japan (220).

B. Die Entwicklung der Bildschrift zur Lautschrift 128

Vorhandene Beziehungen zwischen Laut und Schreibung in der Bildschrift (223) — Gebrauch der chinesischen Bildschrift als Lautschrift bei den Japanern (224).

a) Die Silbenschriften 128

Das japanische Kanasystem (223) — Kana-mažiri (224) — Silbenalphabet der Ägypter (225) — der Mesopotamier und Phönikier (226) — Verbreitung des phönikischen Silbenalphabets (227 f.) — der übrigen Silbenalphabete (229) — Die Schriftrichtung (230) — Die Vernachlässigung der Vokale als Fehler der meisten Silbenalphabete (231) — Beseitigung dieses Mangels (232) — Der Übergang zur Einzellautschrift (233).

b) Die Einzellautschriften 132

Ansätze zur Einzellautschreibung im japanischen Kana, höchste Entwicklung im Suaheli und Haussa, Zwischenstufen (234) — Monophthongisierung des phönikischen Syllabars (235) — Das Alphabet der Griechen (236) — Ostgriechen und Westgriechen (237) — Das Alphabet der Italer (238) — Alphabete, die aus dem griechischen oder lateinischen entstanden sind (239) — Fraktur und Antiqua (240 f.).

Seite

Dritter Teil: Die nationale Rechtschreibung.

A. Allgemeines 135

Verschiedene Verwendung der neulateinischen Schriftzeichen und Schaffung neuer Zeichen in den Einzelsprachen (242) — Kluft zwischen Schreibung und Lautwert (243 ff.) — Größere Zähigkeit der Schreibform gegenüber der Lautform (246).

B. Übersicht der nationalen Lautbezeichnung durch neulateinische Schriftzeichen 136

a) Die Bezeichnung der Konsonanten 136

Der Auslaut im Deutschen und Französischen und das h (247) — Die Grundkonsonanten (248) — Dentale, zerebrale, aspirierte und affrizierte Konsonanten (249) — Palatale und labiale Konsonanten (250) — Lange Konsonanten (251) — Konsonantengruppen (252) — Silbische Konsonanten (253).

b) Die Bezeichnung der Vokale 140

Die Grundvokale ə, a, i, u (254) — Die Umlaute ä, ö, ü (255) — Die Mischvokale e und o (256) — Die Bezeichnung der Quantität (257) — der Nasalisation (258) — Die Diphthonge (259) — Die Betonung (260).

Vierter Teil: Die weitere Entwicklung der neulateinischen Lautschrift.

A. Schreibe Antiqua und meide Majuskeln 143

Die Verbreitung der gebräuchlichsten Alphabete (261) — Die Antiqua hat die Vorherrschaft und verdient die Alleinherrschaft (262) — Die Streitfrage um Antiqua oder Fraktur ist eine rein praktische Frage (263) — Fraktur ist nicht spezifisch deutsch und Antiqua nicht spezifisch undeutsch (264) — Wäre die Fraktur aber auch spezifisch deutsch, so wäre sie eben doch ein nationaler Fehler, den man ablegen muß (265) — Wäre sie aber auch kein Fehler, so wäre sie doch nichts Wertvolles (266) — Weiterer Gewinn, wenn wir die Fraktur aufgeben (267) — Majuskeln sind ein schädlicher Luxus (268) — sowohl im Anlaut der Rede wie des Satzes und der Eigennamen (269) — und besonders im Deutschen im Anlaut der Hauptwörter (270) — Schreibe daher klein und schreibe Antiqua! (271.)

B. Kritik des Antiqua-Alphabets an sich und in seiner Anwendung auf das Lateinische und Deutsche 146

Mängel des Antiqua-Alphabets (272) — Bestand des Antiqua-Alphabets (273) — Einfache Zeichen für zusammengesetzte Laute (274) — Fehlende Zeichen für vorhandene Laute (275) — Mehrdeutigkeit der Zeichen (276) — Überflüssige Zeichen (279) — Mangel an innerer Konsequenz (278) — Historische Beeinflussung (279) — Lexikalisch-grammatische Beeinflussung (280) — Leitsätze für ein ideales Lauschriftsystem (281).

C. Kritik der deutschen Rechtschreibung 150

Fraktur und Majuskeln sind überflüssig (282) — Fehlende Lautzeichen (283) — Einzellaute durch zusammengesetzte Zeichen ausgedrückt und umgekehrt (284) — Mehrdeutige Zeichen (285) — Derselbe Laut durch verschiedene Zeichen ausgedrückt (286) — Historische Beeinflussung der Schreibung (287) — Lexikalisch-grammatische Einflüsse (288) — Das deutsche Vaterunser in Reformorthographie (289) — Allgemeine Einwände gegen diese Reform (290).

D. Kritik der französischen Rechtschreibung (291 bis 297) . 153

E. Kritik der englischen Rechtschreibung (298 bis 304) . . . 154

F. Kritik der italienischen Rechtschreibung (305 bis 310) . . 156

Seite

Fünfter Teil: Ein neulateinisches Reform-Alphabet.

A. Allgemeine Leitsätze 158

Es muß eine Lautschrift mit Antiqualettern sein (311) — Die Antiqualettern reichen indessen nicht aus (312) — Die Möglichkeit der Beseitigung der Mängel der bisherigen nationalen Antiqua-Alphabete (313 bis 315) — Mängel, die nicht zu beseitigen sind (316) — trotzdem muß man am Antiqua-Alphabet festhalten (317) — Die unerläßliche Forderung der inneren Konsequenz (318) — Die drei allgemeinen Leitsätze (319).

B. Praktische Rücksichten und Widersprüche der Prinzipien . 161

Einfachheit, Kürze, Schreib- und Leseflüssigkeit, Anlehnung an den nationalen Gebrauch (320) — Gemeinsamkeiten im jetzigen nationalen Gebrauch und Kritik derselben (321) — Ergebnisse für die Detailreform (322) — Die Verschiedenheit der Zwecke der Schrift (323) — Danach sind drei Schriftsysteme nötig (324) — Diese müssen aber miteinander innerlich zusammenhängen (325).

C. Das internationale wissenschaftliche Alphabet 166

Seine Grundzeichen (326) — Ihre Mängel (327) — Ersatz für fehlende Zeichen (328) — Bezeichnung der Quantität (329) — Bezeichnung offener Vokale (330) — der Silbischkeit (331) — nasaler Vokale (332) — des Tones (333) — Übersicht des internationalen wissenschaftlichen Grundalphabets (334) — Seine Ergänzung durch Zeichen für Affrikaten (335) — für Aspiraten (336) — für Inspiraten (337) — für bilabiale Laute (338) — für die verschiedenen Arten der Lingualen (339) — der Laryngalen (340) — für die i- und u-haltigen Konsonanten (341) — für die Stimmhaftigkeit (342) — Liste der Zusatzzeichen (343) — Grenzen der Genauigkeit der Lautunterscheidung (344).

D. Die internationalen praktischen Reform-Alphabete 172

Hier stehen praktische Rücksichten an erster Stelle (345) — Rücksicht auf die Eigenart der Einzelsprachen (346) — Leitsätze, die sich daraus ergeben (347 f.) — Reform-Alphabet für das Deutsche (349 f.) — für das Französische (351).

E. Das internationale Verkehrs-Alphabet 175

Darstellung der „Aussprache" fremder Sprachen für praktische Zwecke (352 ff.) — Die ideale Forderung (352) — Die praktische Forderung (353) — Kritik der letzteren (354) — Vereinigung beider (355 ff.) — Alphabet zur Darstellung der Aussprache französischer Wörter für praktische Zwecke (358) — Nachteile anderer Methoden (359) — Laut und Schrift (360).

Erster Teil: Die Sprachlaute.

I. Der Lautbestand.

§ 1. Ein Laut (lat. sonus) ist die Form, in der wir Schwingungen der Materie durch das Gehör wahrnehmen.

Anm. Nicht alle Schwingungen der Materie erzeugen Laute, d. h. werden merkbar wahrgenommen, sondern nur solche von einer bestimmten Mindest- oder Höchstzahl in der Sekunde.

§ 2. Lungenlaute sind Laute, die von Menschen (oder Tieren) durch Ausstoßung (Exspiration) oder Einsaugung (Inspiration, vgl. § 9) von Luft aus der, bzw. in die Lunge hervorgebracht werden. Sie entstehen durch Vibration (Schwingung) des bewegten Luftstromes.

Man nennt solche Laute Sprachlaute, wenn sie — einzeln oder in Gruppen — für sprachliche Zwecke verwendet werden. Die Wissenschaft, die sich mit den Sprachlauten beschäftigt, ist die Lautphysiologie oder Phonetik.

§ 3. Der Grundlaut ist der nackte Hauchlaut (Spirans) h[1]). An sich könnte er durch Inspiration wie durch Exspiration gebildet werden; in keiner Sprache kommt aber ein inspiriertes h wirklich vor.

Von allen anderen Lauten unterscheidet er sich dadurch, daß er ohne Mitwirkung irgend eines anderen Organes außer der Lunge gebildet wird.

Es gibt zwei Arten des h, je nach der Stärke der Exspiration. So wird das h z. B. am Ende persischer und rumänischer Wörter stärker gehaucht als im Anfang, so daß es fast wie χ (vgl. § 16) lautet und sich dann mit den Reibelauten berührt. Meist unterscheidet man beide Laute nicht in der Schrift; doch schreibt man z. B. im Deutschen „hoch“ (neben „höher“) und „Rauchwaren“ neben „rauh“.

[1]) Wir bezeichnen die Laute gemäß der Tabelle auf S. 7.

§ 4. Dem „nackten“ Hauchlaut h stehen alle anderen als komplizierte Laute gegenüber.

„Kompliziert“ sind sie insofern, als bei ihrer Bildung stets noch mindestens ein anderes der Sprachorgane mitwirkt. Alle anderen Laute sind also im Grunde nur Modifikationen des Grundlautes h.

Wir betrachten nun also zunächst

A. Die Sprachorgane des Menschen und die Grundlaute.

§ 5. Die Sprachorgane des Menschen sind außer der Lunge die Stimmritze des Kehlkopfes (lat. guttur oder griech. larynx) mit den Stimmbändern, das Gaumensegel (velum), das Zäpfchen (uvula), der mittlere (cerĕbrum), vordere (palātum), seitliche (latus) und hintere (faux) Gaumen, die Zunge (lingua), die Zähne (dentes), die hinteren Zahnfleischmulden unmittelbar oberhalb der Oberzähne (alveŏli), die Lippen (labia) und der innere Nasenraum (nasus) im Gegensatz zum Mundraum (os, Gen. ōris).

§ 6. Die einzelnen Organe beteiligen sich in folgender Weise an der Bildung der Laute: die Stimmritze bleibt entweder geöffnet oder sie wird zeitweilig geschlossen und hindert dann das Ausströmen des Luftstromes. Die Stimmbänder werden durch den Luftstrom entweder in Vibration versetzt, so daß sie klingen, oder sie bleiben in Ruhe. Durch das Gaumensegel kann die Mundhöhle hinten zeitweilig abgeschlossen werden; der Luftstrom ist dann wiederum abgeschnitten. Das Zäpfchen kann in Vibration versetzt oder in Ruhelage belassen werden. Gaumen, Zähne und Alveolen sind selbst unbeweglich, dienen aber der Zunge als Hilfe bei der Lautbildung. Die Zunge, das beweglichste Organ, kann freiliegend in Ruhelage bleiben (wie bei a) oder sich in der Mitte heben (bei i) und senken (bei u). Man kann die Zungenspitze an den mittleren, vorderen oder seitlichen Gaumen, die Alveolen, die Zahnspitzen legen, u. zw. mit festem Druck, in lockerem Verschluß oder unter Vibration. Die Lippen können sich mit festem oder lockerem Verschluß aufeinanderlegen oder die Oberzähne mit der Unterlippe einen losen Verschluß bilden.

Der Luftstrom kann endlich durch die Mund- oder durch die Nasenöffnung ausgestoßen werden.

§ 7. Soweit die Sprachorgane beweglich sind, verharren sie also bei der Lautbildung teils in der Ruhelage, teils werden sie bewegt. Die Bewegung besteht — abgesehen vom Heben und Senken der Zunge — entweder in Vibration (Stimmbänder, Zäpfchen, Zungenspitze) oder in der Bildung von Verschlüssen oder Verengerungen des Luftstromweges.

§ 8. Die Vibration der Stimmbänder, z. B. bei Bildung eines a, des Zäpfchens und der Zungenspitze bei der Bildung der beiden Arten des r braucht, als jedermann ohne weiteres bekannt, nicht weiter beschrieben zu werden. Die durch Vibration gebildeten Laute nennt man auch Zitterlaute[1]) (Vibranten). Zu ihnen gehören außer l und r auch der Stimmton ʾ (das Elif der Araber) und das ʿ Ain der Araber (ʿ).

§ 9. Die Verschlüsse sperren den Luftstrom völlig ab (wie bei p, k, t, b, g, d). Sie können mit größerer (wie bei p, k, t) oder geringerer Kraft gebildet werden (wie bei b, g, d). Dem Verschluß folgt eine plötzliche Öffnung (Explosion genannt), die entsprechend heftiger oder gelinder ausfallen muß. Laute, die mit starker Kraft und heftiger Explosion gebildet werden, nennt man Fortes (Hartlaute), die Gegensätze Lenes (Weichlaute)[2]), beide Klassen zusammen Verschlußlaute oder Explosivae. Nur bei der Explosion ʾ (arab. Elif) macht man keinen Unterschied.

Wenn man aber, statt den Verschluß zu öffnen, die Luft durch die Nase entweichen läßt, so entstehen Nasenlaute (Nasale), wie n, m und ʿ (arab. ʿ Ain) im Gegensatz zu den Mundlauten (Oralen).

Ferner können die durch die Zunge gebildeten Verschlüsse auch saugend gelöst werden, wie bei den Schnalzlauten (der Hottentotten und anderer Völker). Solche Laute nennt man Saugelaute. Sie sind gleichzeitig die einzigen Laute die mit Inspiration gebildet werden.

---

[1]) Gewöhnlich rechnet man dazu auch das l.

[2]) Lat. fortis = stark, lenis = lind.

§ 10. Tritt nicht ein völliger Verschluß, sondern nur eine starke Verengerung des Luftstromauswegs ein, so entweicht dieser mit einem Reibungsgeräusch (lat. fricāre = reiben); daher nennt man solche Laute (wie f, χ, s) Reibelaute oder Fricativae. Auch hier unterscheidet man je nach der Kraftaufwendung Fortes und Lenes (wie v, ġ und z).

Eine besondere Stellung nimmt das l ein. Hier bleibt der Verschluß an der Zungenspitze bestehen und die Luft entweicht zu beiden Seiten unter Reibungsgeräusch. Gleichzeitig werden aber die Zungenränder dadurch in Vibration versetzt. Man rechnet das l daher besser zu den Zitterlauten, zumal sich hier auch eine Fortis und eine Lenis nicht unterscheiden läßt.

Je nach der Art des Reibungsgeräusches unterscheidet man Zischlaute (Sibilanten), wie s, z, š, ž, þ, ð, Pustelaute (Flantes), wie f, v, u̯, und Räusperlaute (wie χ, ġ, j, i̯ usw).

§ 11. Hiernach ergeben sich also folgende Arten von Sprachlauten (abgesehen von den Schnalzlauten):

I. Orales.

1. Explosivae		2. Fricativae		3. Vibrantes
Fortes	Lenes	Fortes	Lenes	
wie	wie	wie	wie	wie
p, k, q, t	b, g, g̅, d	f, χ, χ̄, s	u̯, ġ, ġ̄, z	l, r, ɔ, d

ʔ.

II. Nasales.

wie

m, n, ń

III. Spirans.

Fortis Lenis

h

Dies sind die 24 Grundlaute der menschlichen Sprache. Alle sonst vorkommenden sind nichts als Abarten dieser Grundlaute.

Anm. Die gebrauchten Zeichen sollen dieselben Laute bezeichnen wie im Deutschen[1]). ʔ bezeichnet den Stimmansatz oder Hiatus, dessen man sich bewußt wird, wenn man z. B. „mein ʔ Eid“ deutlich von „Meineid“ unterscheiden will. Wir pflegen ihn nicht als besonderen Laut in der Schrift zu

[1]) Aber p, k, t ohne den Beihauch (Aspiration), den sie im Norddeutschen haben.

bezeichnen, wohl aber z. B. die Semiten (Elif). F' ist der Laut, den wir beim Pusten anwenden. S bezeichnet das ß in „reißen", z das s in „reisen". Im übrigen vgl. § 16.

§ 12. Wir haben die Grundsprachlaute im § 11 nach den Schicksalen eingeteilt, die der Luftstrom bei seiner Ausfahrt durch Verschlüsse, Verengerungen, Vibration und Ableitung durch die Nase erfährt.

Wir können sie aber auch nach den Organ'en einteilen, durch die sie gebildet werden. Dann ergibt sich folgendes Bild der komplizierten Grundlaute (also vom nackten Hauchlaut h abgesehen):

		I. Gutturale[1].	II. Velare[2].	III. Linguale[3].	IV. Labiale[4].
			Mundlaute:		
1. Expl.	f.	q, ʾ	k	t	p
	l.	g̱	g	d	b
2. Fric.	f.	χ (h)	χ	s	f'
	l.	ġ (h)	ġ	z	u̯
3. Vibr.		ə	r	r. l	—[5]
			Nasenlaute:		
		—	n̄[6]	n	m

Die Sprache verwendet also nicht alle möglichen Grundlaute. Sie kennt weder einen labialen Vibranten noch unterscheidet sie Fortis und Lenis bei den explosiven und frikativen Gutturalen.

§ 13. Ein Sprachlaut muß im Hinblick auf den Zweck der Sprache immer in seiner Eigenart deutlich ausgeprägt und erkennbar, und dadurch deutlich von allen anderen, besonders den ihm ähnlichen unterschieden sein. Er muß also sorgfältig, d. h. genau seinem Wesen entsprechend und mit deutlicher Aussprache gebildet werden. Ihn so sprechen, heißt man „artikulieren"[7], substantivisch die „Artikulation".

---

[1]) Oder Laryngale = Kehlkopflaute. [2]) = Hintergaumenlaute. [3]) = Zungenlaute. [4]) = Lippenlaute.

[5]) Dies würde ein bloß mit beiden Lippen gebildeter br-Laut sein, der aber nirgends als Sprachlaut verwendet wird.

[6]) Unser „n" in „ängstlich".

[7]) Vom lat. articulus (Gelenk, Glied), also = gliedern.

Die Stelle im Verlauf des Luftstromweges, wo ein Laut durch Verschluß, Verengerung, Vibration oder Ableitung artikuliert wird, also entsteht, nennt man seine Artikulationsstelle.

§ 14. Es ist nun eine Tatsache der vergleichenden Anthropologie, daß die Sprachwerkzeuge bei den einzelnen Rassen, Völkerfamilien, Völkern und Volksstämmen — ja darüber hinaus auch bei jedem einzelnen Individuum — von Natur bei aller Ähnlichkeit verschieden geartet sind, nicht nur jedes für sich, sondern auch — z. T. dadurch — alle in ihrem Verhältnis zueinander. So z. B. ist der Unterkiefer beim Engländer weiter vorgeschoben als beim Deutschen. Diese natürliche Besonderheit der Sprachwerkzeuge der Individuen und — in wachsendem Maße — der ethnologischen Gruppen — nennt man die Artikulationsbasis.

Die natürliche Verschiedenheit der Artikulationsbasis muß selbstverständlich dahin führen, daß ein Laut, obwohl in ganz gleicher Weise von denselben Organen artikuliert, bei verschiedenen Individuen, Stämmen, Völkern, Völkerfamilien, Rassen verschieden ausfällt. Was wir also z. B. mit s bezeichnen, ist immer nur ein Durchschnittswert, der — der Theorie nach — innerhalb gewisser Breite zahllose Variationen eines und desselben Lautes umfaßt.

Verstärkt wird die jeweilige Eigenart der Artikulationsbasis durch die Vererbung. Die einzelnen Organe, durch Generationen hindurch gewöhnt, bestimmte Laute in bestimmter Art zu bilden, und ungeübt in der Bildung anderer, bringen in jeder folgenden Generation bestimmte Anlagen (Dispositionen) als Erbgut mit auf die Welt. Deshalb kann der Franzose schon von Natur das h nicht leicht bilden. Da nun ferner die Lautbildung der Kinder durch das Vorbild der Eltern bestimmt wird, so werden diese Anlagen damit noch weiter verhärtet; der erwachsene Franzose kann kein h bilden, weil er — bei bereits mangelnder Anlage — dessen Artikulation in der Kindheit nicht gelernt und geübt hat.

§ 15. Die oben gegebene Liste der Grundlaute ist jedoch nicht vollständig; wir haben darin der Übersichtlichkeit wegen fünf Laute weggelassen, nämlich f, v, þ, ð und ə. Wir könnten sie freilich ebensogut zu den Abarten rechnen, ziehen sie

aber ihrer Häufigkeit wegen und mit Rücksicht auf den § 18 mit hierher.

F bezeichnet den Laut unseres deutschen f, wird also mit Oberzähnen und Unterlippe gebildet, ist mithin dentolabial, während f' bilabial ist. Derselbe Unterschied besteht zwischen v (= deutschem) und u̯ (= englischem w).

Die Fortis þ und die entsprechende Lenis ð bezeichnen einen t-, bzw. d-Laut, der durch Anlegen der Zungenspitze an die Schneide der Vorderzähne gebildet wird. So entstehen Lispellaute, wie sie z. B. die Engländer besitzen und (beide) mit th bezeichnen.

ʾ endlich ist ein Laut, der besonders in den semitischen Sprachen vorkommt und hier ʿ Ain genannt wird. Er ist seiner Grundnatur nach ein gutturaler Vibrant, also der bloße Stimmton (vgl. § 11 Anm.), aber (mit Kehlpressung) durch die Nase gesprochen; dementsprechend bezeichnen wir ihn mit ɜ̃.

§ 16. Hiernach ergibt die vollständige Übersicht der 29 Grundlaute folgendes Bild:

		I. Gutturale.	II. Velare.	III. Linguale.	IV. Labiale.
			Mundlaute:		
1. Expl.	f.	q, ʾ	k	t	p
	l.	g̈	g	d	b
2. Fric.	f.	χ̈ (h)	χ	s, þ	f, f'
	l.	ɣ̈ (h)	ɣ	z, ð	v, u̯
3. Vibr.		ɔ	r	r, l	—
			Nasenlaute:		
1. Expl.		—	n̈	n	m
2. Vibr.		ɜ̃	—	—	—

§ 17. Diese Zeichen sollen also folgende Laute ausdrücken:

a) k, g, t, d, l, n, p, b, f, m sollen wie im Hochdeutschen lauten;

b) χ ist das deutsche ch in „ach", χ̈ wird ebenso, aber tiefer, in der Kehle gesprochen. Es findet sich z. B. im Schweizerischen und im Arabischen;

c) ɔ ist der bloße, ungefärbte (vgl. § 18) Stimmton der Laut der vibrierenden Stimmbänder, durch den Mund ge-

sprochen. Wir finden ihn z. B. im Deutschen, mit e geschrieben, in „Gaben“. Denselben Laut, aber durch die Nase gesprochen, bezeichnet ə̃ [1]);

d) k ist das deutsche k in „Kater“, q (z. B. im Arab.) ist derselbe Laut, aber tiefer, in der Kehle gesprochen. Ebenso unterscheiden sich g und g̱ (im Vulgär-Arab.).

e) ʾ ist der Stimmansatz, vgl. § 11 Anm. Er findet sich auch in der Mitte und am Ende eines Wortes, z. B. im Arabischen der Kairoer.

f) ġ ist das deutsche g in „Fragen“, ein Reibelaut im Gegensatz zum explosiven g in „Gabe“. Das Zeichen ḡ bezeichnet den gleichen Laut, aber tiefer, in der Kehle gesprochen (Ṛain oder Ghain der Araber).

g) r ist entweder lingual (Zungen-r) oder velar (Gaumen-r). Im Deutschen ist der Unterschied nur dialektisch; in anderen Sprachen, wo man übrigens fast nur das erstere gebraucht, wesentlich.

h) ṅ ist das deutsche n in „Angst“. In anderen Sprachen findet es sich auch im Anlaut, z. B. suah. ṅombe (Rind).

i) Der Laut von þ und ð ist in § 15 bereits beschrieben, ebenso der Unterschied zwischen f und fˁ (letzteres z. B. in Jap. und im Efˁe, § 11 Anm.) sowie zwischen v und u̯.

k) s bezeichnet stets das ß in „reißen“, z das s in „reisen“.

B. Die Abarten der Grundlaute.

§ 18. Wenn man die Grundlaute überblickt, so zerfallen sie ganz offensichtlich ihrem Lautwert nach in mehrere Gruppen. Die Sprache ist dazu bestimmt, verstanden zu werden, schnell und mühelos verstanden zu werden; sie muß also in erster Linie gut hörbar (sonor) sein.

Diesem Bedürfnis entsprechen aber fast alle Grundlaute nur in geringem Maße; lediglich ə und ə̃ können laut (sonor) gesprochen werden. Daß dieser Zustand dem Sprachbedürfnis nicht genügen konnte, liegt auf der Hand. Man brauchte erheblich mehr Sonorlaute und ging deshalb daran, solche zu schaffen.

---

[1]) Verengert man dabei die Kehle, so erhält man (als 30. Laut) das arabische ʿ Ain.

§ 19. Dies geschah zunächst durch Differenzierung der beiden Grund-Sonorlaute ə und ə̃, indem man sie — abgesehen vom Grundlaut — mit dreifach verschiedener Mundstellung sprach. Dabei kam hauptsächlich die Stellung der Zunge in Betracht.

Hob man die Zunge gegen den Gaumen, wie bei der Bildung der Lingualen, so entstand aus ə ein i und aus ə̃ ein ĩ (nasal gesprochenes i). Beide sind also palatale Laute, besser guttural-palatale Vibranten.

Gab man der Zunge die Stellung, wie bei der Bildung der Labialen bzw. Gutturalen, so entstanden u und ũ, mit der Zungenstellung der Velaren a und ã.

So hatte man auf einmal acht deutlich verschiedene Sonorlaute gewonnen, die wir mit dem Namen Vokale bezeichnen, da sie Modifikationen des Stimmtons (lat. vox = Stimme) sind, und sie hinsichtlich des Lautwerts allen übrigen Lauten, den Konsonanten, entgegensetzen.

Über die weitere Differenzierung der vier Mund- und der vier Nasen-Grundvokale vgl. § 27 ff.

§ 20. Es gibt aber keine Sprache, welche sich, um Sonorlaute zu schaffen, auf die Bildung der Grundvokale beschränkt hätte. Zu weiterer Schaffung von Sonoren boten sich nun zwei Wege, die weitere Differenzierung der Grundvokale (vgl. § 19) und die Suche nach Mitteln, um den Lautwert der Konsonanten zu verstärken. Beide Wege sind in allen Sprachen beschritten worden.

Wir betrachten zunächst den letzteren.

Das einfachste Mittel, um den an sich geringen Lautwert eines Konsonanten zu erhöhen, war seine Verbindung mit einem Vokal (oder überhaupt Sonanten, vgl. § 33 f.): kə, ka, ki, ku (bzw. kə̃, kã usw.) oder ək, ak, ik, uk (bzw. ə̃k, ãk usw.) Nun lauteten (lat. sonāre) die Konsonanten mit (lat. con), und daher bekamen sie ihren Namen. Ein Teil dieser Verbindungen wurde dann später verschmolzen.

§ 21. Aber auch die Zahl der Konsonanten erschien, dem sprachschaffenden Menschen noch unzureichend, und er begann auch sie zu differenzieren, um ihre Zahl zu vermehren.

Eine erhebliche Anzahl wuchs ihm zunächst aus dem am Schlusse des vorigen Paragraphen erwähnten, unten (§ 32) näher besprochenen Verschmelzungsprozeß zu.

Zwei weitere Serien gewann er durch Aspiration (Behauchung) und Affriktion (Anreibung) und eine Anzahl schließlich auch durch Differenzierung der Lingualen.

§ 22. Die Aspiration besteht in der engen Verbindung eines Konsonanten mit folgendem h. Im Norddeutschen spricht man z. B. stets mit starker Behauchung Khönig, Thor, Phort statt König, Tor und Port. In den romanischen und slawischen Sprachen ist das nicht üblich. Andere Sprachen aber wieder, wie das Altindische, haben aspirierte und nichtaspirierte Laute nebeneinander und benutzen sie zur Unterscheidung. So bedeutet z. B. skr. dâ „geben", aber dhâ „setzen". Im Gegensatz zu den Aspiraten nennt man die nichtaspirierten Laute Tenues („dünne" Laute).

Die Aspiraten zeigen überall die Neigung, zu einfachen Lauten zu verschmelzen. So wird kh gern zu χ, ph und bh zu f, th zu Þ usw. Skr. bhar (tragen) wird im Lateinischen zu fer.

§ 23. Auch die Affriktion ist weit verbreitet. Sie besteht darin, daß man den Verschluß einer Explosiva nicht plötzlich, sondern allmählich löst, so daß sie vor dem Verklingen erst in die entsprechende Frikativa übergeht. Auf diese Weise entstehen Gruppenlaute wie pf (Pferd), bu̯ (suah. bwana = Herr), kχ (wie griech. Bakchos), ts (Herz, sprich herts), dz (ital. bellezza, sprich beledza). Die anderen kommen nicht vor. Ts und dz nennt man auch „assibilierte" Laute (vgl. § 10).

Die Affrikaten haben die Neigung, in die bloße Frikativa überzugehen. So ist deutsch „Wasser" aus vatser entstanden.

Sie entstehen übrigens meist weniger aus dem Bedürfnis der Differenzierung zum Zweck der Lautvermehrung als infolge Lautwandels (vgl. § 125).

§ 24. Die Lingualen, die wir bisher aufgeführt haben, sind alveolar, d. h. sie werden durch Anlegung der Zunge an das Zahnfleisch der Oberzähne gebildet. Nur Þ und ð sind interdental (vgl. § 15). Wir haben diese Bildungsart der Linguale als Grundlaute angesetzt, weil sie am allgemeinsten verbreitet sind.

Daneben finden sich aber zwei andere Reihen von Lingualen, die dentalen, bei denen die Zungenspitze an die Rück-

seite der Vorderzähne, und die zerebralen, bei denen sie an den mittleren Gaumen gelegt wird. Beide Arten finden sich z. B. im Arabischen, während die deutschen Lingualen alveolar sind.

Wir bezeichnen die dentalen Linguale wie folgt: t, d, s, z, r, l, n, die zerebralen mit ṭ, ḍ, ṣ, ẓ, ṛ, ḷ und ṇ.

Im Hottentottischen und einigen anderen Sprachen ist auch der Schnalzlaut — ein inspiriertes t, also ein Lingual — ebenso in einen dentalen, alveolaren, zerebralen und ferner auch lateralen (am seitlichen Gaumen gebildeten) geschieden.

§ 25. Damit ist die Zahl der 30 Grundlaute um sechs Vokale, neun Aspiraten (nur kh, gh, rh, th, dh, sh, zh, ph, bh sind im allgemeinen gebräuchlich), fünf Affrikaten, wie sieben dentale und sieben zerebrale Lingualen nebst vier Schnalzlauten, also im ganzen um 38 Laute vermehrt worden.

Aber auch hierbei ist die Sprache nicht stehen geblieben; sie hat alle diese Laute noch weiter differenziert, indem sie sie mit u oder i mischte und sie nach Quantität und Betonung unterschied.

C. Weitere Abarten.

Die Mischlaute.

§ 26. Die Laute — Vokale wie Konsonanten — können mit einem folgenden i oder u oder dem Stimmlaut vermischt oder verschmolzen werden, so daß ein neuer Laut entsteht.

Die Vermischung mit folgendem i nennt man Jodierung, Palatalisierung oder Mouillierung, und die dadurch entstandenen neuen Laute i-haltige Laute.

Die Vermischung mit folgendem u nennt man Labialisierung und die dadurch entstandenen Laute u-haltige Laute.

Die Vorbedingung für beide Vorgänge ist Kürze und Unbetontheit des u und i, sowie Stellung derselben am Wortende oder vor, bzw. hinter einem weiteren Vokal.

Flüchtiges, unbetontes u fällt (aber praktisch mit u̯ (= engl. w), und i mit i̯ (= deutsch. j) zusammen, weshalb man u̯ und i̯ auch Halbvokale (Semivocales) nennt. Eine Verbindung wie siá wird also zunächst zu si̯á und kann dann entweder so bleiben, oder s + i̯ können zu einem Laut verschmolzen werden, so daß der Laut š entsteht.

Nicht in allen Fällen ist indessen völlige Verschmelzung möglich. Die Verschmelzung eines Konsonanten mit dem Stimmlaut nennt man Silbisierung.

a) Palatalisierte und labialisierte Laute.

α) Palatalisierte und labialisierte Vokale.

§ 27. Betrachten wir zunächst die Verbindung eines Vokals mit folgendem i!

Die Verbindungen á + i, ú + i und í + i werden zunächst zu ái̯, úi̯, íi̯ (also einsilbig) und lauten dann wie ai in Kaiser, oui in Louisdor und -ille im frz. fille (sprich fíi̯). Solche Verbindungen nennt man (vokalische) Diphthonge oder Zwielaute (vgl. auch § 34).

Ui̯ verschmilzt weiter zu dem Mischlaut ü. Dagegen wird íi̯ oft zu langem ī zusammengezogen, und ái̯ wird zu dem neuen Laute e̯ vermischt, indem man die zur Bildung des a und des i̯ erforderlichen Mundstellungen in einer einzigen vereinigt.

Es mag hier gleich darauf hingewiesen werden, daß analog aus a + u über au̯ der Mischvokal oder Umlaut o̯ entsteht.

Die Verbindung ə + i, kommt überhaupt nicht vor; die Verbindungen aĩ, uĩ, iĩ finden sich zwar, bleiben aber stets Diphthonge, aĩ wird also nicht, wie man sagt, „monophthongisiert“ = in einen Laut verschmolzen.

Den Werdegang des e und des o kann man z. B. im Französischen noch verfolgen. Man schreibt z. B. faute und quai und sprach früher auch so, heute aber spricht man fot und ke.

§ 28. Auch die Umlaute e̯ und o̯ können nun wieder in gleicher Weise mit i und u verbunden werden.

So erhalten wir die Diphthonge é̯i̯ (span. rey = König) é̯u̯ (portug. méu = mein), ó̯i̯ (wie eu in „heute“), ó̯u̯ (portug. óutro = ander), sowie ferner e̯ĩ, e̯ũ, o̯ĩ und o̯ũ.

Durch Vermischung der beiderseitigen Mundstellungen entsteht nun aus

é̯i̯	der	Monophthong	e
o̯i̯	„	„	ö̯
o̯u̯	„	„	o

§ 29. Wir haben nun also bisher die Mischlaute e̯, e, o, o. ö̯, ü entstehen sehen. Für e̯ schreibt man, der Herkunft

entsprechend, im Deutschen in vielen Fällen ä („Säle“ neben „Leben“); ä, ö, ü nennt man die „Umlaute“ zu a, o, u.

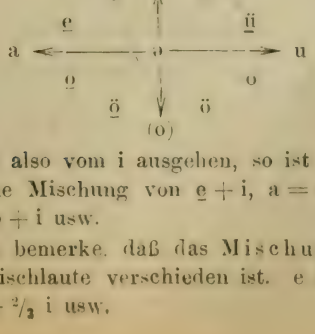
.e unterscheidet sich von e, wie e in „geben“ von e in „Seele“. O entspricht dem o in „Volk“, o dem in „Lohn“. E und o nennt man offene, e und o geschlossene Laute; geschlossen sind also Laute, in denen i und u, weil zweimal beigemischt, vorwiegen.

Das aus úi entstandene ü und das aus ói entstandene ö sind offen. Offenes ü fehlt im Deutschen, offenes ö lautet wie ö in „Völker“. Aus der weiteren Vermischung úi entsteht nun ferner ein geschlossenes ü (wie ü in „Gefühl“), und aus ói ein geschlossenes ö (wie ö in „Söhne“), abgesehen davon, daß úi und ói natürlich auch als Diphthonge vorkommen, z. B. frz. fauteuil (sprich fotói).

§ 30. Damit haben wir insgesamt acht Mischlaute, die übrigens sämtlich auch nasaliert gesprochen werden können:

offen	geschlossen
e	e
o	o
ö	ö
ü	ü.

Ordnet man die gesamten Mundvokale nach ihrer soeben nachgewiesenen Verwandtschaft, so ergibt sich folgender Kreis, in welchem jedes Glied von seinem Nachbarn sich durch Zusatz oder Abzug von i, bzw. u unterscheidet:



Wenn wir also vom i ausgehen, so ist e eine Mischung von a + i, e eine Mischung von e + i, a = e — i oder o — i, o = a + u, ö = o + i usw.

§ 31. Man bemerke, daß das Mischungsverhältnis der einzelnen Mischlaute verschieden ist. e ist = ½ a + ½ i, e aber = ⅓ a + ⅔ i usw.

Nun sind aber doch — außer diesen normalen, am häufigsten vorkommenden, weil zu gut unterscheidbaren Ergebnissen führenden — auch andere Mischungsverhältnisse denkbar, z. B. etwa eine Mischung aus $^4/_5$a + $^1/_5$i oder umgekehrt $^1/_5$a + $^4/_5$i. Die Folge muß offenbar sein, daß die dadurch entstehenden Mischlaute in ihrem Klange sich bald mehr dem einen (a), bald mehr dem andern Pol (i) nähern. Es sind also auch noch Nüancen aller Grade zwischen i und e, e und ę, ę und a denkbar, und so auch in den drei anderen Sektoren. Diese Nüancen kommen gleichfalls tatsächlich vor. So hatte z. B. das Lateinische einen Laut zwischen i und e, den es in der Schrift mit i bezeichnete und der im Vulgärlateinischen wie e gesprochen wurde und auch als e ins Romanische übergegangen ist, z. B. hlat. viridis (grün) = vlat. verde = frz. vert.

Diese Zwischennüancen haben den Fehler, daß sie schwer unterscheidbar und daher für praktische Sprachzwecke, z. B. die Unterscheidung sonst gleichlautender Wörter, nicht gut verwendbar sind (vgl. § 13). Man benutzt sie daher auch nicht dazu und unterscheidet sie infolgedessen auch nicht in der Schrift. Tatsächlich aber ist bald diese, bald jene Nüance in einzelnen Sprachen infolge besonderer Artung der Artikulationsbasis in allgemeinem Gebrauch, dann pflegt aber die normale Mischung dafür ungebräuchlich zu sein; so fehlt also z. B. e, wenn eine Sprache eine Nüance des E-Lautes gebraucht, die dem i noch nähersteht als das e. — Damit ist die Zahl der Sprachlaute — wenn wir diese Nüancen außer Betracht lassen — bereits auf zirka 86 gestiegen.

β) Palatalisierte Konsonanten.

§ 32. Der Lautwert der Grundkonsonanten ist an sich sehr gering. Trotzdem werden sie in manchen Sprachen für sich allein als Silben und Wörter gebraucht, z. B. s im Russischen (= mit). Doch sind sie in diesem Falle stets tonlos und bilden mit dem folgenden oder vorhergehenden Worte eine Toneinheit, verschmelzen also mit ihm zu einem Worte (vgl. § 56) und gewinnen so eine Stärkung ihrer Lautbarkeit.

§ 33. Eine besondere Stellung nehmen die Grundkonsonanten l, m, n (u̯, n̯), n̥, r ein, insofern ihre Sonorität von Hause

aus etwas größer ist als die der übrigen Konsonanten. Man nennt sie Liquidae (flüssige Laute) im Gegensatz zu den lautschwächsten Konsonanten, den Mutae (= „stummen, d. h. unhörbaren Lauten).

Sie können infolge ihrer größeren Lautstärke für sich allein, ohne Begleitung eines Vokals, Silben und Wörter bilden und sind in dieser Funktion außerordentlich häufig, viel häufiger als die Mutae. Auch können sie in manchen Sprachen den Ton tragen, im Deutschen freilich nicht. Im Deutschen ist z. B. das n in „gleitn" (wenn wir auch „gleiten" schreiben, vgl. § 17) silbisch, d. h. tn bildet eine Silbe, indem n hier die Stelle eines Vokals vertritt. Das Wort suah. mtu ist zweisilbig, mit dem Ton auf dem m, das eine Silbe für sich allein bildet.

Wegen dieser Eigenschaften rechnet man die Liquidae zusammen mit den Vokalen und den weiter unten zu erwähnenden stimmhaften Lauten zu den Sonanten (tönenden Lauten) im Gegensatz zu den Konsonanten, den „mittönenden" Lauten.

§ 34. Um den schwachen Lautwert der Konsonanten zu erhöhen, verbindet man sie mit einem Vokal (§ 20) oder überhaupt mit einem Sonanten.

Die so entstehenden Verbindungen mit folgendem kurzem, unbetontem i und u zeigen nun, wie wir bereits sahen, die Neigung, sich zunächst zu diphthongisieren und zum Teil, weiter zu monophthongisieren.

Ein Diphthong (Zwielaut) ist eine Verbindung zweier Laute. Nicht jede solche Verbindung ist aber ein Diphthong sondern sie ist es nur dann, wenn sie — für sich allein oder mit noch anderen Lauten zusammen — trotz gesonderter Aussprache beider Teile, nur eine Silbe bildet. Ai in „Kaiser" ist ein Diphthong, denn kai ist nur eine Silbe, anders als in Laïs, wo a und i getrennt gesprochen werden und also jedes für sich eine Silbe bilden. Diphthonge können bestehen aus zwei Sonanten (ai in „Kaiser" oder al in „alt"), aus einem Sonanten und einem Konsonanten (ak in „Akt" oder sr in srb = Serbe, mit silbischem r), aber nie aus zwei Konsonanten.

Den Diphthongen stehen die Monophthonge gegenüber. Auch sie bilden — für sich allein oder mit andern

zusammen — stets nur eine Silbe. Was sie aber von jenen unterscheidet, ist der Umstand, daß sie auch nur einen einzelnen Laut bilden. Dazu gehören also zunächst alle Grundlaute und alle bisher besprochenen Abarten derselben.

§ 35. Wir haben gesehen (§ 27 ff.), daß sich auch aus der Verschmelzung eines Vokals mit folgendem kurzem, tonlosem i oder u Monophthonge entwickeln können. Dasselbe kann — muß nicht — geschehen, wenn auf einen Konsonanten ein ebensolches i oder u folgt.

Wir betrachten zunächst die Entwicklung der Verbindung Konsonant + i. Sie kann natürlich bestehen bleiben, z. B. lat. lúpi (die Wölfe). Sie kann aber auch in die Form Konsonant + i̯ übergehen, z. B. wenn wir „Linie“ wie lin'je sprechen. Dies tritt besonders gern am Wortende oder vor folgendem Vokal ein. So haben alle slawischen Wörter, die auf Konsonant + (tonlosem) i endigten, zunächst die Endung Konsonant + i̯ angenommen, ehe sie sich weiter entwickelten [1]).

Dann aber kann die Sprache — und hat es vielfach getan — noch einen Schritt weitergehen. Sie verschmilzt beide Teile miteinander, indem sie das i ganz fallen läßt und dafür den Konsonanten mit der Mundstellung des i ausspricht. Auf diese Weise entstehen die jodierten (palatalisierten, mouillierten) Konsonanten, die mithin den palatalisierten Vokalen entsprechen. Wir bezeichnen sie durch einen beigesetzten Akzent [2]); für s' und z' schreiben wir š und ž, für ģ': ǰ, für tš und dž einfach č und ǧ.

§ 36. Nicht alle Konsonanten sind völliger Palatalisierung fähig. Nach den Labialen bleibt immer ein leichter I-Nachklang vernehmbar: p' = pj, b' = bj, f' = fj, v' = vj, m' = nj, ebenso nach l' und n', ń (= lj, nj, ńj). Andere kommen überhaupt nicht oder sehr selten vor (z. B. die Gutturalen). Die häufigsten sind:

---

[1]) Analog wurde hier auch schließender Konsonant + u zunächst zu Konsonant + u̯ (§ 27).

[2]) Über die Art, wie die einzelnen Sprachen die palatalisierten Konsonanten bezeichnen, vgl. unten.

		I.	II.		III.
Mundlaute:		Velare.	Linguale.		Labiale.
1. Expl.	f.	k′	t′,	č′	p
	l.	g′	d′,	ǧ	b′
2. Fric.	f.	χ′	š		f′
	l.	i̯	ž		v̇′
3. Vibr.		—	r′,	l′	—
Nasenlaute:					
1. Expl.		ṅ′	n′		m′

Das sind also etwa 18 neue Laute. Dazu kommt aber, daß die linguale Reihe auch dental und zerebral gebildet sein kann, so daß noch hinzukommen: t̲′, ṭ′, č̲, č̣, d̲′, ḍ′ usw., also noch weitere 18 Laute. Danach ergibt sich nunmehr eine Lautvermehrung auf etwa 122.

Die Aussprache der obigen Lautzeichen ergibt sich aus der Art der Entstehung der palatalisierten Laute. Im einzelnen sei das Folgende bemerkt: χ′ lautet wie ch in „ich“, i̯ wie das deutsche j. Das alveolare š wie das deutsche sch, das alveolare ž wie g in „genieren“ oder j in „Journal“; entsprechend alveolares č wie t + š und ǧ wie d + ž. Dentales und zerebrales š und ž wie die alveolaren Laute, aber mit Anlage der Zunge an die Rückseite der Vorderzähne, bzw. den Mittelgaumen; entsprechend č und ǧ, wenn sie dental oder zerebral sind. Palatalisiertes r klingt wie ein leicht angedeutetes ž. K′, g′, t′ und d′ erhalten ihren eigentümlichen (von k, g, t, d verschiedenen) Laut durch plattes Anlegen der Zunge an den Gaumen.

§ 37. Die palatalisierten Konsonanten finden sich in größter Ausdehnung z. B. in den slawischen Sprachen, wo fast jedem Grundkonsonanten eine jodierte Variante gegenübersteht.

§ 38. Häufig — in den slawischen Sprachen immer — tritt Palatalisierung des vorhergehenden Konsonanten auch ein, wenn das folgende i nicht ausfällt, z. B. wenn es betont ist oder kein weiterer Vokal folgt. So ist das n im russ. kníga palatal zu sprechen, obwohl i bleibt.

Dies erklärt sich daraus, daß jeder Laut im Zusammenhange der Rede vorwärts und rückwärts auf die umgebenden Laute einwirkt. Ob und wann diese Wirkung sich geltend macht oder nicht, hängt vom Sprachgeist ab. Auch im Deutschen zeigt

sich die Wirkung dieses Gesetzes: nach palatalen Vokalen (i, e, ö, ü) sprechen wir z. B. palatales, nicht gutturales ch: „Licht", aber „Nacht" [1]).

§ 39. Auch die i-haltigen Vokale (e, ę, ö, ȫ, ü, ų) üben oft — in manchen Sprachen immer — auf den vorhergehenden Konsonanten palatalisierenden Einfluß aus. So können Wörter wie g'elmek', k'öl, g'ülmek' im Türkischen nur mit palatalisierten Konsonanten beginnen und eventuell schließen.

§ 40. Palatalisierung eines Konsonanten kann auch bewirkt werden: a) seltener, durch vorhergehendes i, bzw. i-haltige Vokale, z. B. Licht (vgl. § 38);

b) durch einen nachfolgenden i-haltigen Konsonanten, wie in den slawischen Sprachen. So ist k im russ. kniga palatal zu sprechen, weil n palatal ist (vgl. § 38);

c) durch einen palatalen Stammvokal, gleichviel, wo er steht, wie besonders in den ural-altaischen Sprachen. So sind beide k im türk. bek'lemek' (warten) palatal, weil der Stammvokal palatal ist;

d) durchs pontane Lautverschiebung (vgl.. § 128 π und ϱ) So sprechen die syrischen Beduinen das arabische Wort qalb (Herz) wie tšalb aus.

γ) Labialisierte Konsonanten.

§ 41. Die Verbindung Konsonant + u (vgl. § 34) kann unverändert bestehen bleiben.

Ist aber das u kurz und unbetont, so tritt — besonders am Wortende und vor folgendem Vokal — gern Diphthongierung (§ 34) ein: Konsonant + u̯, z. B. deutsch Quelle (statt kuélə), suah. bwana (Herr; statt bua'na) usw.

Solche Diphthonge können aber auch monophthongisiert (§ 35) werden. Auf diese Weise entstehen labialisierte oder u-haltige Konsonanten. Das u verschwindet, dafür wird der Konsonant mit der Mundstellung desselben gesprochen. So schwindet z. B. u im Nominativ russischer Hauptwörter durchweg und der vorhergehende Konsonant wird labialisiert.

[1]) Der Schweizer macht indessen, wie bekannt, diesen Unterschied nicht, sondern sagt liḫt.

§ 42. Die Labialisation ändert nur in wenigen Fällen den Laut des Konsonanten. Das Bantuwort mutu (Mensch) z. B. wird im Suaheli zu mtu (zweisilbig, mit dem Ton auf dem m), aber der Laut des m ist derselbe wie sonst.

Nur das u-haltige l, das besonders in den slawischen Sprachen häufig vorkommt, unterscheidet sich deutlich vom a- und i-haltigen. Die Zunge rundet sich nach unten, ihre Spitze hebt sich nur leicht gegen den Gaumen, und die Lippen nehmen die U-Stellung ein. Ebenso wird das u-haltige linguale r gebildet, das sich im Chinesischen findet und hier nur silbisch auftritt (gewöhnlich örh oder örl geschrieben).

Im Arabischen finden sich gutturales q und ḡ, sowie zerebrales t, d, s und z labialisiert mit besonderer Aussprache, die in besonders nachdrücklicher Artikulation — daher man sie „emphatische" Laute nennt — besteht. Ihr U-Gehalt äußert sich darin, daß die ihnen folgenden Vokale verdunkelt werden. So spricht man z. B. ṭabi'b (Arzt) wie ṭobi'b.

Im übrigen zeigt sich der besondere Charakter der u-haltigen Konsonanten nur in ihrem Verhalten beim Lautwandel, wo sie sich von den a- und i-haltigen unterscheiden. So wird z. B. rom. ka-, wenn es aus lat. ca- entstanden ist, im Wortanlaut im Französischen zu še- [lat. caballus (Pferd) = rom. kavallu = frz. cheval, sprich ševal], aber wenn es aus lat. qua- entstanden ist, bleibt es im Französischen erhalten z. B. lat. quadratus (viereckig) = rom. kadratu = frz. carré. Vgl. ferner § 128ẑ.

Wir bezeichnen die u-haltigen Konsonanten durch ein hochgestelltes kleines ^{u}, z. B. k^{u}. Rechnen wir nur diejenigen, die einen besonderen Laut haben, so erhöht sich die Zahl der Laute damit um acht, auf etwa 130.

b) Vokalisierung der Konsonanten.

§ 43. Unter der „Vokalisierung" eines Konsonanten versteht man seine Verschmelzung mit dem Stimmton.

Unter Stimmton versteht man den Laut, der durch die bloße Vibration der Stimmbänder hervorgerufen wird, also a (nasal ã), den farblosen Grundvokal.

Es handelt sich also um die Verbindung Konsonant + ə, z. B. g + ə. Diese kann natürlich erhalten bleiben, z. B. „Gebe't“ (sprich gəb̄e̯'t). Auch kann sie diphthongisiert werden und wird in diesem Falle zu Konsonant + i̯, z. B. „Lineal“ (sprich lin̄i̯ā'l). Endlich aber können auch beide miteinander verschmolzen, monophthongisiert werden: das ə fällt dann als besonderer Laut weg, während dafür der Konsonant wie gewöhnlich, aber unter gleichzeitiger Vibration der Stimmbänder artikuliert wird.

Konsonanten, die unter Vibration der Stimmbänder gesprochen werden, nennt man stimmhaft, im Gegensatz zu den stimmlosen.

§ 44. Des Unterschiedes wird man sich bewußt, wenn man die Aussprache des stimmlosen ß in „reißen“ mit der des stimmhaften s in „reisen“ vergleicht. Legt man beim Aussprechen beider Wörter einen Finger von außen an den Kehlkopf, so fühlt man deutlich die surrende Erschütterung desselben durch die Vibration der Stimmbänder bei der Aussprache des s. Man versuche auch, ein z (lindes s) allein lange auszuhalten; sofort beginnt der Stimmton mitzuklingen, während uns dies beim ß überhaupt nicht gelingt.

§ 45. Im allgemeinen gilt für die einzelnen Sprachen der Satz — uneingeschränkt z. B. für das Neuhochdeutsche —, daß alle Lenes, alle Liquidae, die Halbvokale (u̯, i̯) und der Hauchlaut h der Regel nach stimmhaft, und nur ausnahmsweise stimmlos gesprochen werden, während alle anderen Konsonanten stets stimmlos sind und überhaupt nicht stimmhaft gesprochen werden können.

Wir gewinnen also nun ein Mehr von 64 neuen, stimmhaften Lauten und kommen damit bis jetzt auf eine Gesamtziffer von etwa 194 verschiedenen Lauten.

§ 46. Daß die stimmhaften Lenes fast ausschließlich gebraucht werden, ist durchaus verständlich. Infolge des Mittönens der Stimmbänder wird ihr Lautwert, also ihre Eignung für den praktischen Sprachzweck gegenüber den stimmlosen Lenes erheblich erhöht.

D. Differenzierung der Laute durch verschiedene Quantität.

§ 47. Ein sehr erfolgreiches Mittel zur Vermehrung des Lautvorrats durch Differenzierung des vorhandenen Bestandes ist die Unterscheidung nach dem Maße (der Quantität) der Zeit, die man auf die Aussprache der Laute verwendet.

Die Durchschnittszeit, die die Aussprache eines Lautes erfordert, ist $= \frac{t}{n}$, wenn t die Zeit bezeichnet, in der ein Satz im allgemeinen ausgesprochen wird, und n die Zahl der Laute, die er enthält, und wenn ein Laut nicht mehr Zeit zur Aussprache erfordert als ein anderer.

Laute mit der normalen Quantität $\frac{t}{n}$ nennt man kurz, wie jeder Laut in dem Worte „kalt".

§ 48. Um nun einen Laut zu differenzieren, spricht man ihn bald kürzer, bald länger als $\frac{t}{n}$. So ist a in „Mahl" länger als a in „kalt", aber e in „Gebot" kürzer als e in „Geld".

Man unterscheidet folgende Stufen der Quantität: überkurz (oder flüchtig), kurz, halblang, lang, überlang. Hiermit wird die Zahl der Laute um etwa 500 bis 600 vermehrt = ca. 700 bis 800.

§ 49. Nicht nur Vokale, sondern auch Konsonanten können nach der Quantität unterschieden werden.

Ein überlanger Konsonant entsteht z. B., wenn man im Deutschen im Tone des eindringlichen Vorwurfs sagt: „ren-n-n-en Sie doch nicht so!"

Lange Konsonanten kennt das Deutsche nicht, wohl aber z. B. das Italienische, die slawischen und ganz besonders die semitischen Sprachen. Das ital. bello spricht man also so, daß man auf dem l doppelt so lange verweilt — natürlich, ohne abzusetzen — wie beim kurzen l. Lem (nicht) und lemm (er hat gewickelt) sind im Arabischen in der Aussprache genau geschieden.

Überkurze Konsonanten finden sich z. B. im Französischen, nämlich l und r am Wortende nach einer Muta. Sie werden

in der Aussprache nur ganz flüchtig angedeutet, z. B. sable (Sand, sprich sab[ə]), sabre (Säbel, sprich sab[ə]r).

§ 50. Die Kürze lassen wir — als den Normalzustand — unbezeichnet; die Überkürze bezeichnen wir durch kleine hochgestellte Schrift; die Länge der Vokale durch einen Strich darüber (ā), der Konsonanten durch doppelte Schreibung (wie im Italienischen). Die Halblänge wird nur bei Vokalen unterschieden und nach dem Muster ă bezeichnet. Die Überlänge tritt bei Konsonanten nur zu rhetorischen Zwecken ein, bei Vokalen ist sie selten und nach dem Muster a͞ bezeichnet.

§ 51. Der Stimmton ist stets kurz oder flüchtig, die Nasenvokale stets halblang. Flüchtig sind stets auch die unbetonten Teile vokalischer Diphthongen (und Triphthongen), z. B. „Baum“ sprich bᵃ̯um. Flüchtiges i und u fallen praktisch mit den Konsonanten i̯ und u̯ zusammen (vgl. § 26).

Im Deutschen speziell ist der Vokal betonter offener (Sprech-) Silben stets lang, der geschlossener Tonsilben mehrsilbiger Wörter stets kurz; in Einsilbern ist er kurz, wenn sie doppelt geschlossen sind, lang, wenn sie offen sind, sonst schwanken sie[1]).

Dies gilt aber nicht für andere Sprachen und war auch im Deutschen nicht immer so. So spricht man z. B. im Englischen bōld trotz des doppelten Silbenschlusses und gi'ven trotz der offenen Silbe. Auch in Deutschland sprach man noch im Mittelalter ge'bən statt des heutigen gē'bən (= geben). Erst unter dem Drucke des Tones ist das e verlängert worden. Hier ist es also — wie unendlich oft — nicht aus dem Bedürfnis der Unterscheidung, sondern infolge „objektiv bedingten“ Lautwandels (§ 125) entstanden. Wenn wir aber z. B. fāl (geschrieben „fahl“) und fal (geschrieben „Fall“) sprechen, so dient die verschiedene Quantität des a der Unterscheidung, auch wenn sie nicht aus diesem Motiv bewußt entwickelt worden sein sollte.

§ 52. Einzelne Konsonanten sind — mindestens in einzelnen Sprachen — der Verlängerung nicht fähig, so z. B. die Gutturale im Arabischen. Das Deutsche, Englische, Französische

---

[1]) Hierbei zählt das Dehnungszeichen h nicht mit, während die doppelte Schreibung eines Konsonanten als Doppelschluß gilt. Doppelt geschriebene Vokale sind stets lang.

kennen, wie die meisten Sprachen, überhaupt für gewöhnlich keine langen Konsonanten und verlängern einen Konsonanten höchstens ausnahmsweise zu rhetorischen Zwecken (§ 49).

Die langen Affrikaten werden so gesprochen, daß man nur die Explosiva aushält, z. B. ital. bellezza (Schönheit = bellé**dd**za).

Analog wird bei den langen Aspiraten nur die Tenuis ausgehalten, also z. B. bbh (nicht bhbh).

E. Differenzierung der Laute durch verschiedene Betonung.

§ 53. „Betonen" heißt mit einem „Ton" versehen oder aussprechen. Der Ton kann von zweierlei Art sein, exspiratorisch oder musikalisch.

a) Der exspiratorische Ton

besteht darin, daß man einen Laut stärker, nachdrücklicher ausspricht als gewöhnlich. So wird das zweite a in „Altar" stärker ausgesprochen als das erste [1]) (und die übrigen Laute). Das Zeichen des Tons ist ein Akzentzeichen (') über dem Laut.

In jeder Silbe kann nur ein Laut so betont sein; dies ist das wesentliche Merkmal einer Silbe. Will man zwei Laute in einem Komplex betonen, so bedarf man eines zweiten Atemstoßes, und dadurch zerfällt eben der Komplex in zwei Silben, denn eine Silbe ist derjenige Komplex von Lauten, die wir jeweils mit einem Atemstoß aussprechen.

Der Ton fällt stets auf denjenigen Laut einer Silbe, der den größten Lautwert hat, also in erster Linie auf einen Vokal, in Ermanglung eines solchen auf eine etwa vorhandene Liquida usw.

§ 54. In den vokalischen Diphthongen wird entweder der erste oder der zweite Teil betont; im ersteren Falle spricht man von „fallenden", im letzteren von „steigenden" Diphthongen. Au in „Baum" (= báum) ist ein „fallender", im ital. baule (baûle) ein „steigender" Diphthong. In Diphthongen, die mit i und u gebildet sind, sind diese beiden meist die unbetonten Teile.

[1]) Aber bei diesem Worte auch umgekehrt: A'ltar.

In vokalischen Triphthongen (Dreilauten) ist meist der mittlere Laut betont, z. B. ital. miei (= mi̯e̯'i̯). Doch kommen auch andere Betonungsarten vor, z. B. ital. oriuolo (Uhr) = o̯riu̯ó̯lo̯.

§ 55. Manche Silben sind völlig tonlos, so im Deutschen alle Flexionssilben und viele Ableitungssuffixe, wie „Baume̯s", „Drittel" usw.

Auch manche einsilbige (und selbst zweisilbige) Wörter können tonlos sein, besonders Beziehungswörter, wie Artikel, Präpositionen, Konjunktionen usw.

In den romanischen Sprachen haben die Fürwörter z. T. zwei Reihen von Formen, von denen die eine nur betont, die andere nur unbetont gebraucht wird.

§ 56. Unbetonte Wörter werden teils mit dem folgenden, teils mit dem vorhergehenden Worte — je nach der grammatischen Zugehörigkeit — in der Aussprache als eine Toneinheit zusammengefaßt. Im ersteren Falle nennt man sie dann proklitisch, im letzteren enklitisch.

§ 57. Der Ton kann verschieden stark sein. In dem Worte „Hasenfuß" sind a und u betont, e unbetont; aber a ist stärker betont als u. Diese stärkere Tonstufe heißt Haupt-, die schwächere Nebenton. In zusammengesetzten oder auch sehr langen abgeleiteten Wörtern hat in der Regel eine Silbe den Haupt-, eine andere den Nebenton, vgl. („Hasenfuß" und) Ge'neralitä"t. Den Hauptton bezeichnen wir mit doppeltem Akzentzeichen.

§ 58. Der Ton kann gestoßen oder geschleift sein. Man nennt ihn „gestoßen", wenn er von Anfang bis zu Ende eines betonten Lautes gleiche Stärke hat; wechselt seine Stärke, so ist er „geschleift". So hat z. B. „ja", wenn man es im Tone eines widerwilligen Nachgebens spricht, geschleiften Ton: i̯ä'a. Ein mit gestoßenem Ton gesprochener Laut ist gleichsam ein gleichförmiges Hochplateau, mit geschleiften Ton gleichsam ein Berg mit zwei (einem höheren und einem niedrigeren) Gipfeln; daher nennt man geschleift betonte Laute auch „zweigipfelig".

Drei Fälle sind möglich, wenn ein Laut geschleift betont ist:

α) der Ton setzt schwächer ein und steigt dann an Stärke: steigender Ton: $^{a}\bar{a}'$, bezeichnet $\bar{a}'$. Selten;

β) er setzt stärker ein und fällt dann: fallender Ton: $\bar{a}'^{a}$, bezeichnet $\bar{a}'$.

γ) er setzt schwächer ein, steigt dann und fällt wieder ab: wellender Ton. Dieser Fall kommt praktisch nicht vor.

Geschleifte Betonung ist im Hochdeutschen nur zu rhetorischen Zwecken üblich. Im Dialekt ist sie dagegen häufig; so spricht der Wiener seine Vaterstadt wie $v\bar{e}'^{a}n$ aus. Auch das Litauische kennt diese Betonungsart, und am häufigsten ist sie in den indochinesischen, hottentottischen und den Sprachen der Gold- und Sklavenküste in Afrika.

§ 59. Ton und Quantität hängen vielfach voneinander ab (vgl. § 51). Lange Vokale ziehen gern den Ton an sich. Tonlose oder nebenbetonte Silben neigen zu Kürzung und lautlichem Verfall. So sind z. B. im Deutschen die früheren vollen Vokale der Nebensilben fast überall zu e verkürzt worden. „Drittel" statt „Dritteil", „Grummet" statt „grün-Mahd", „Adler" statt „adel-Aar" usw.

§ 60. b) Der musikalische Ton

besteht darin, daß ein Laut musikalisch höher oder tiefer als gewöhnlich ausgesprochen wird. Er wird fast nur bei Vokalen und Liquiden angewendet.

So lautet in „Vater", fragend ausgesprochen, der Sonant der zweiten Silbe musikalisch höher als der der ersten; spricht man es aber antwortend aus, so ist die „Intonation" (= Verteilung des musikalischen Tones) umgekehrt.

Die musikalische Durchschnittshöhe der gewöhnlichen Rede eines Individuums heißt der Mittelton, die Erhöhung der Hochton, die Erniedrigung der Tiefton.

§ 61. Auch der musikalische Akzent kann von zweierlei Art sein: gestoßen oder geschleift. Behält er von Anfang bis Ende die gleiche Höhe, so heißt er gestoßen oder gleicher Ton; wechselt er im gleichen Laut seine Höhe, so heißt er geschleift oder auch „mehrgipfelig".

Vom geschleiften Ton kommen hauptsächlich zwei Arten vor:

α) der steigende, der tief einsetzt und sich dann um eine Terz-Quinte erhöht, und

β) der fallende, der hoch einsetzt und sich dann um das gleiche Intervall erniedrigt.

§ 62. Im Hochdeutschen dient die Intonation hauptsächlich logischen und rhetorischen, weniger rein sprachlichen Zwecken. Man unterscheidet z. B. Fragesätze von Aussagesätzen durch verschiedene (Satz-) Intonation. Außerdem gilt für das Deutsche die Regel, daß jeder hauptbetonte Sonant gleichzeitig hochbetont und jeder neben- oder unbetonte gleichzeitig tiefbetont ist; hier dient die Intonation also der Unterscheidung von Stamm- und Nebensilben, bzw. von Bestimmungswort und Grundwort.

In vielen anderen Sprachen wird die Intonation aber auch in weitem Umfange zur Unterscheidung von Homonymen, d. h. sonst gleichlautenden Wörtern verschiedener Bedeutung gebraucht. So besonders in den indochinesischen, hottentottischen und Ef'e-Tši-Sprachen.

§ 63. Im Hochchinesischen benutzt man zu diesem Zwecke vier Arten:

α) den gleichen Mittelton, bezeichnet durch die Ziffer [1], z. B. ko[1] (Arm);

β) den steigenden Ton[1]): ko[2] (mähen), ko[3] (Auster);

γ) den fallenden Ton: ko[4] (Stück).

§ 64. Wir haben schon gesagt, daß im Hochdeutschen überall[2]) Haupt- und Hochton, sowie anderseits Neben-[3]) und Tiefton zusammenfallen.

Wenn wir den Hochton mit ∧ und den Tiefton mit ∨ bezeichnen, so ergibt z. B. das Wort „Überzeugung“ im Antwortton folgendes Bild $\smile' + \grave{\cup} + \smile'' + \grave{\cup}$ (im Frageton $\smile' + \grave{\cup} + \smile'' + \hat{\cup}$).

Dieses Verhältnis der beiden Tonarten zueinander gilt aber durchaus nicht für alle anderen Sprachen. Im Englischen

---

[1]) In zwei Varietäten: den hohen und den mittleren steigenden Ton.

[2]) Abgesehen von der Modifikation zu logischen und rhetorischen Zwecken.

[3]) Bzw. Tonlosigkeit.

z. B. kann der Hauptton tieftonig und der Hochton nur nebentonig sein. Ein Wort wie lawn-ténnis spricht daher der Engländer nach dem Schema $\smile' + \grave{\upsilon}'' + \grave{\upsilon}$.

Aus der Vernachlässigung solcher Unterschiede ergibt sich der „falsche Akzent“ der Ausländer, die ihre Intonationsweise einfach auf fremde Sprachen übertragen, so daß der Engländer „Überzeugung“ fälschlich nach dem Schema $\smile' + \hat{\upsilon} + \smile'' + \grave{\upsilon}$, der Deutsche lawn-tennis nach dem Schema $\smile' + \hat{\upsilon}'' + \grave{\upsilon}$ ausspricht.

§ 65. Im Chinesischen z. B., wo die Bedeutung des Wortes von der Intonationsart abhängt (vgl. § 63), muß letztere notgedrungen vom Wort- und Satzton völlig unabhängig sein, weil ja durch eine Veränderung der Intonation auch der Sinn der einzelnen Wörter verändert werden würde. Aber auch die Möglichkeit der Verwendung der Intonation für logische und rhetorische Zwecke wird dadurch beschränkt. Daher bezeichnet man z. B. im Chinesischen die Fragesätze im allgemeinen nicht durch fragende Intonation, sondern durch besondere Fragepartikeln (vgl. meine Chinesische Konversationsgrammatik, Heidelberg 1906, S. 36).

F. Verstärkung des Lautwerts der Konsonanten durch Gruppenbildung.

§ 66. Wir müßten hier eigentlich vorweg Konsonantengruppen wie lt, also Liquida + Muta ausscheiden, Denn hier bildet die Sonans l mit dem voraufgehenden Vokal (z. B. a) einen Diphthongen[1]) (al), so daß t allein steht und also, streng genommen, gar keine Konsonantengruppe vorliegt. Wir behandeln sie aber der allgemeinen Übersicht wegen im Folgenden mit.

§ 67. Ferner können Konsonantengruppen dadurch entstehen, daß

[1]) Auch solche Diphthongen können natürlich, wie die aus zwei Vokalen bestehenden, unter Umständen monophthongisiert werden. So wird lat. alter (ander) zu frz. autre, welches heute otr gesprochen wird. Hier ist also al über au zu o geworden.

a) ein Vokal zwischen zwei Konsonanten ausfällt. So entsteht frz. etable durch Ausfall eines u aus dem lat. stabulum (Stall),

b) zwei Wörter[1]) zusammengesetzt werden, deren eines mit einem Konsonanten schließt, das zweite mit einem solchen beginnt, z. B. Haustür, lebte usw.,

c) ein Hilfskonsonant eingeschoben wird, um die Aussprache zu erleichtern. So sagt der Franzose z. B. vãdrədi (geschrieben vendredi = Freitag) statt vãrədi, weil ˜ r schlecht zu sprechen ist.

Diese drei Klassen scheiden wir im folgenden völlig aus.

§ 68. Abgesehen davon begegnen wir aber auch der Erscheinung, daß einem Konsonanten ein anderer hinzugefügt wird, um den mangelhaften Lautwert des ersteren zu erhöhen.

Dies muß naturgemäß zuvörderst die Mutae treffen, weil sie am wenigsten sonor sind. Und zur Verstärkung müssen ebenso natürlich in erster Linie die Liquiden herangezogen werden, da sie ja die sonorsten unter den Konsonanten sind (vgl. § 33).

Daher gehören in allen Sprachen Muta + Liquida oder Liquida + Muta zu den häufigsten Konsonantengruppen, die man auch alliquidierte Konsonanten nennen kann. Die mit n (ṅ, m) verstärkten nennt man nasalierte Konsonanten. N, ṅ (vor Gutturalen und Velaren), m (statt n vor den Labialen) stehen gewöhnlich voran, l und r häufiger dahinter[2]). So z. B. im Deutschen (nach der Aussprache geschrieben): laṅk (lang), faṅgən (fangen), manχ (manch), bunt, bindən, Linse, Lampe, Bombe, fümf (fünf), kraṅk, klaɪn (klein), grap (Grab), Glas, Truṅk, šrek (Schreck), šlak (Schlag), Pruṅk, Plan, braɪt, blaṅk, fraɪ, fliṅk usw. In anderen Sprachen finden sich z. B. auch gn (griech. gnōtos = bekannt), χr (griech. χronos = Zeit), tl (mexik. latl = Wasser), sn (engl. snēk = Schlange), sm (engl. smōl = klein), pn (griech. pnoïma = Hauch) usw.

---

[1]) Bzw. ein Vollwort mit einem Suffix oder Präfix.

[2]) Man könnte freilich dann l und r auch als zum folgenden Vokal gehörig und mit diesem einen (steigenden, § 54) Diphthong bildend ansehen.

Häufig tritt die Verstärkung doppelt ein, indem eine Liquida vor und hinter die Muta tritt, z. B. lat. membrum (Glied) usw.

§ 69. Unter den Mutae zeichnen sich ferner die Zischlaute vor den übrigen durch etwas höhere Sonorität aus und werden daher gern zur Verstärkung weniger sonorer Mutae gebraucht. So entstehen die in allen Sprachen häufigen Gruppen: st, št[1]), sp, šp, ps, sk, ks (im Deutschen meist x geschrieben), zd[2]), sf usw., z. B. lat. stare (stehen), deutsch štant (Stand), griech. spérma (Same), deutsch špinnən, griech. psüχḗ' (Seele), griech. diskos (Wurfscheibe), griech. ksénos (fremd), russ. gvozda (Stern), griech. sfáira (Kugel) usw. — Auch diese Gruppen, die sogenannten „assibilierten" Konsonanten, können dann wieder durch Liquidae weiter verstärkt werden: griech. sfragís (Siegel), russ. Minsk usw.

§ 70. Schließlich haben auch die lingualen Explosivae (t, d) einen stärkeren Lautwert als die übrigen Mutae, wenn sie auch schwächer sind als die Zischlaute. Daher dienen auch sie zur Verstärkung anderer Explosivae: pt, kt, bd, gd, z. B. griech.-lat. Ptolemaeus, Ktesiphon, Amygdalum, Bdellium usw., doch sind diese Gruppen schon seltener.

Hinter griech. f und χ, die aus den Aspiraten p' (b') und k' entstanden sind, dient dem gleichen Zweck die Aspirata t', z. B. ft'óngos (Laut), χt'ón (Erde) usw.

Auch diese Gruppen, die „atteïerten" Konsonanten, kommen dann zum Teil wieder in Verbindung mit Liquidalauten vor; doch sind diese allesamt auf eine der in § 67 erwähnten Arten entstanden, z. B. lat. saṅkt- (sankt-us = heilig), entstanden aus dem Stamm saṅk (heiligen) und dem Suffix t des passiven Mittelworts, also = geheiligt.

§ 71. Welche Konsonantengruppen in einer Sprache gebraucht werden und welche nicht, bestimmt der Sprachgeist.

G. Der silbische Wert der Sprachlaute.

§ 72. Ein Wort besteht aus einer oder mehreren Silben ist einsilbig, zweisilbig, mehrsilbig.

---

[1]) ts und tš sind Affrikaten, vgl. § 23.

[2]) dz und dž sind Affrikaten, vgl. § 23.

Das Wort „schlachten“ z. B. hat zwei Silben: „schlach-“ und „-ten“. Warum teilen wir nun z. B. nicht „schlacht-“ und „-en“ oder „schla-“ und „-chten“ usw.?

Wir können jeden stimmlosen explosiven und jeden nasalen Konsonanten für sich allein mit angehaltenem Atem artikulieren; sie sind dann freilich völlig unhörbar. Alle anderen Laute können nur unter Mitwirkung des aus den Lungen ausfahrenden Luftstroms artikuliert werden, dadurch erhalten sie allesamt einen größeren Lautwert. Sie bilden also die Klasse der Sonanten, der tönenden Laute.

Den höchsten Lautwert haben die Vokale, dann die Liquida und die Frikativae. Aber auch die stimmhaften Explosivae sind schon stärker lautbar. Nur die stimmlosen explosiven Konsonanten sind völlig stumm.

Soll also ein Wort überhaupt hörbar, also für den Sprachzweck geeignet sein, so muß es mindestens einen Sonanten enthalten. Dieser Sonant erfordert einen Atemstoß. Sobald ein neuer Sonant auftritt, ist ein neuer Atemstoß erforderlich (§ 53). Denn es ist eine lautphysiologische Tatsache, daß mit einem Atemstoß immer nur ein Sonant (Monophthong oder Diphthong) gebildet werden kann, jeder neue Sonant verlangt einen Absatz und neuen Ansatz der Stimme.

Hiermit ist der Urgrund der lautlichen Gliederung der Rede in Silben gegeben. Jeder neue Sonant ist der Kern einer neuen Silbe.

§ 73. Jeder Sonant kann für sich allein eine Silbe bilden, z. B. suah. m'tu (vgl. § 33). Das Beispiel A-bend würde nicht passen, denn jeder Vokal hat in jeder Sprache — wenn ihm kein anderer Konsonant vorausgeht — vor sich noch einen konsonantischen Laut, das Elif (§ 11), das wir im Deutschen (und sonst) nur nicht schreiben. Meist aber ist er mit Konsonanten bekleidet, die nun mit ihm lauten (§ 20).

Vorn kann der Sonant unbekleidet sein, also die Silbe eröffnen, z. B. m'tu; man sagt dann, sie sei vorn offen oder frei. Sie kann aber auch vorn geschlossen oder gedeckt sein, d. h. von einem einfachen Konsonanten (auch Elif!) oder einer Konsonantengruppe eröffnet werden: da, pro. Eine Gruppe nennt man einen Doppelverschluß. Den die Silbe eröff

nenden Laut (bzw. die entsprechende Gruppe) bezeichnet man als ihren Anlaut.

Auch hinten kann der Sonant unbekleidet sein, also unmittelbar im Auslaut, in hinten offener (freier) Silbe stehen. Doch kann die Silbe auch durch auslautende Konsonanten einfach oder doppelt geschlossen (gedeckt) werden: ab, Akt.

Schließlich kann ein Sonant aber auch vorn und hinten einfach oder doppelt bekleidet sein, z. B. mir, Grab, hakt, gräbt. Dann steht der Sonant im Inlaut.

Welche Silbenformen in einer Sprache wirklich vorkommen und welche nicht, bestimmt der Sprachgeist.

§ 74. Die Rede ist also in Silben gegliedert, deren Anzahl durch die Zahl der vorkommenden Sonanten bestimmt wird.

Wodurch wird aber die Form der Silbe bestimmt, d. h. wovon hängt es ab, an welcher Stelle solche Abschnitte in der Rede gemacht werden, also welche von den vorhergehenden oder folgenden Konsonanten zu dem Silbenkern, dem silbenbildenden Sonanten, zugezogen, als zu ihm gehörig angesehen werden?

Über den Anlaut kann kein Zweifel sein, denn er ist durch den Auslaut der vorhergehenden Silbe eindeutig bestimmt. Was aber den Auslaut anlangt, so gilt das Gesetz, daß ein einzelner Konsonant (auch Elif!) zwischen zwei Sonanten stets zur folgenden Silbe gezogen wird: A-bend. Dies hat seinen Grund darin, daß andernfalls die folgende Silbe mit Elif. oder — wie man auch sagt — mit einem Hiatus beginnen würde. Dies wird aber allgemein als mühsam und zeitraubend empfunden und daher in allen Sprachen nach Möglichkeit vermieden. Denn den Sprachzweck unter möglichst geringem Aufwand von Zeit und Mühe zu erreichen, ist das oberste Gesetz aller Sprachentwicklung (vgl. § 18). Der Hiatus (§ 11) oder das Elif ist aber ein Konsonant, der die Verbindung der Rede unterbricht, weil er eben ein neuer Stimmansatz ist, und die Rede daher aufhält und erschwert. Man duldet ihn daher nur, wo man ihn nicht vermeiden kann.

Steht eine Konsonantengruppe zwischen zwei Sonanten, so gilt im allgemeinen gleichfalls das Gesetz, daß der letzte Konsonant der Gruppe zur folgenden Silbe gezogen wird: Ak-te, Hek-se (= Hexe). Auch die Affrikaten werden dann getrennt: Ap-fel, set-sen (= setzen), lut-schen, Bak-chos usw. Ebenso die alliquidierten, assibilierten und atteïerten Konsonanten: lan-ge, Fias-ko, Ak-te. Nur bei st und sp, sowie bei Muta + Liquida zeigt sich ein Schwanken; man spricht „Mei-ster“ und „Meis-ter“, „Kno-spe“ und „Knos-pe“ und z. B. im frz. „a-grément“ und „ag-rément“. Daher schwankt hier auch die Schreibweise beim Abbrechen der Wörter am Zeilenende.

Damit ist bestimmt, durch welche Grenzen der Bereich einer Silbe beschränkt ist. Wir müssen nun aber noch einige Besonderheiten besprechen.

§ 75. Zunächst kann eine Silbe anscheinend mehrere Sonanten beherbergen, im Widerspruch zu § 72, z. B. Baum, alt, Grab, mexik. latl (Wasser), gebn (= geben), blond usw.

Hier scheiden zunächst Wörter wie latl und gēbn aus, denn sie scheinen nur einsilbig zu sein, sind vielmehr wirklich zweisilbig; die beiden Sonanten sind durch einen Konsonanten getrennt: la-tl und gē-bn; l und n vertreten hier — als Sonanten — die Stelle eines Vokals.

Auch Wörter wie „Baum“, „alt“, „Grab“ und „blond“ bilden keine Ausnahmen. Denn hier bilden au, al, ra. lon, obwohl aus mehreren Lauten zusammengesetzt, doch eine silbische Einheit, einen Diphthong oder Triphthong und vertreten die Stelle eines einfachen Sonanten.

§ 76. Verbindungen mehrerer unmittelbar benachbarter Sonanten wie au, al, ra, lon müssen nicht Diphthonge bzw. Triphthonge sein; man kann sie auch getrennt sprechen, so daß sie zwei Silben bilden. So z. B. au in „Afrika-umsegelung“, al in „da-liegen“, ra in „Militär-angelegenheit“ usw. In diesem Falle haben beide Sonanten, wie man sagt, silbischen (d. h. silbenbildenden) Wert, silbische Kraft oder Geltung. Diesen Wert haben sie dadurch, daß sie mit zwei getrennten Atemstößen gebildet werden.

Man kann sie aber auch mit ein und demselben Atemstoß aussprechen. Das ist immer nur dadurch möglich, daß man einen (oder zwei) derselben völlig entönt und auch

seine Quantität äußerst verflüchtigt; dadurch verliert er für sich seine silbische Kraft, wird unsilbisch und, wie ein Konsonant, nur eine Art von Anhängsel zu dem Hauptsonanten: „Baum“ lautet nun also nicht báúm sondern báᵘm. Die so veränderten Verbindungen zweier Sonanten nennt man Diphthonge, dreier Sonanten Triphthonge. Den vollen, betonten Teil nennt man den herrschenden Sonanten oder den Gipfel des Diphthongen (bzw. Triphthongen) oder — mit Bezug auf die ganze Silbe — den Silbengipfel.

Ein Diphthong oder Triphthong hat nun stets nur noch die Kraft, eine einzige Silbe zu bilden, er ist einsilbig.

§ 77. Es ist natürlich, weil durch den Sprachzweck begründet, daß bei der Diphthongierung einer Sonantenverbindung der Regel nach derjenige Teil die Oberhand behält, der den höchsten Lautwert besitzt.

Daher herrschen die Vokale stets über die übrigen Sonanten, und unter den Vokalen a (e, e̲) meist über i (e) und u (o), und u (o̲, o) über i; doch kommt bei den letzteren ausnahmsweise auch das Umgekehrte vor, z. B. ital. bᵃúle (Koffer).

Geht der herrschende Sonant voran, wie in báᵘm und „alt“, so spricht man von fallenden, folgt er nach, wie in bᵃúle und „Grab“ von steigenden, steht er in der Mitte, wie in mⁱé̲ⁱ und „blónd“, von gewellten Mehrlauten.

§ 78. Ein Diphthong kann bestehen:

a) aus zwei Vokalen: vokalischer Diphthong (au);

b) aus einem Vokal und einem anderen Sonanten: gemischter Diphthong (al, ra);

c) aus zwei nichtvokalischen Sonanten, wie z. B. in schᵃíⁿn (scheinen): nichtvokalischer Diphthong.

Die letzte Bezeichnung ist indessen der Einschränkung bedürftig, denn sie steht sowohl im Gegensatz zu den vokalischen, wie zu den konsonantischen Diphthongen. Der Ausdruck „Konsonanten“ steht aber seinerseits nicht nur im Gegensatz zu den „Vokalen“, sondern auch zu den Sonanten, die nach der gewöhnlichen Nomenklatur sowohl Vokale wie Konsonanten sein können. Diese Verwirrung rührt daher, daß unserer Terminologie bisher zwei besondere Ausdrücke

fehlen: einer für die konsonantischen Sonanten (stimmhaften Konsonanten, Liquidae usw.) im Gegensatz zu den vokalischen und einer für die nichtsonantischen Konsonanten (stimmlosen Mutae) im Gegensatz zu den sonantischen.

Wenn wir also von „nichtvokalischen" Diphthongen sprechen, so müssen wir uns dabei bewußt bleiben, daß wir damit solche meinen, die nur aus „konsonantischen Sonanten" bestehen.

§ 79. Im weiteren Sinne rechnet man zu den Diphthongen aber auch Verbindungen

a) eines vokalischen oder konsonantischen Sonanten mit einem nichtsonantischen Konsonanten, z. B. ak, lk, und

b) zweier nichtsonantischen Konsonanten, z. B. sk.

„Diphthonge" im allgemeinen Sinne sind sie zunächst nur soweit, als sie eben eine Verbindung zweier Laute darstellen. Aber ein „Diphthong" im technischen Sinne ist mehr als das. Er ist ein Zwielaut, sofern er als silbisches Element auftritt, sofern er den Gipfel einer Silbe bildet.

Nur wenn also solche Verbindungen gelegentlich in dieser Funktion auftreten, könnte man sie Diphthonge nennen im Gegensatz zu bloßen „verstärkten Konsonanten". Aber solche Fälle kommen in Wirklichkeit selten vor[1]). In einem Worte, z. B. wie skr. vlk-as (Wolf) ist l allein der Silbengipfel, und v und k sind nur die konsonantischen Silbenverschlüsse, und so liegt die Sache in den meisten ähnlichen Fällen.

§ 80. Nichtsonantische Konsonanten (also p, k, t, f, χ, s usw.) haben keinen Lautwert, können also auch nicht den Silbengipfel bilden, haben keine silbische Kraft. Wenigstens in der Theorie.

In der Praxis ist kein Konsonant ganz ohne Lautwert, wie wir z. B. beim Flüstern beobachten können, wo alle Konsonanten stimmlos und nur die Vokale stimmhaft gesprochen werden. Nur bei völlig lautlosem Sprechen, d. h. bei Ausführung der Sprechbewegungen bei angehaltenem Atem sind, wie alle Laute, auch die Konsonanten sämtlich wahre Mutae, ohne allen und jeden Lautwert. Höchstens bilden sich hier und

[1]) Häufiger ist nur der Fall vokalischer Sonant + nichtsonantischer Konsonant, z. B. Akt.

da unwesentliche Nebengeräusche, wie das leichte Schmatzen nasser Lippen bei der Öffnung des m-Verschlusses.

Da also praktisch kein Konsonant ohne allen Lautwert ist, so kommen hier und da auch nichtsonantische Konsonanten silbenbildend vor, z. B. bloßes stimmloses s im russ. s knígoi (mit dem Buche). Meist aber wird auch in solchen Fällen zur Erleichterung der Aussprache der Stimmlaut als Hilfssonant eingeschoben, also sə knígoi.

§ 81. Nach ihrem Lautwert stufen sich, wie ersichtlich, die Silben mannigfach ab. Die lautschwächsten Silben sind solche, die nur aus einem nichtsonantischen Konsonanten bestehen (§ 80). Dann folgen mit stärkerem Lautwert solche, die nur aus einem nichtvokalischen Sonanten bestehen, wobei die Liquidae sonorer sind als die stimmhaften Mutae.

Wiederum stärker sind die Silben, die nur aus einem Vokal bestehen. Ihr Lautwert wird sukzessive erhöht durch Hinzufügung von (einem oder mehreren) nichtsonantischen und sonantischen Konsonanten (vorn oder hinten oder beiderseits): a. ak (ka), akt (kpa), tak, takt (kpakt), al (la), alt (kla), atl, lam usw. Je länger hierbei der Vokal, je stärker natürlich die Sonorität.

Die sonorste Serie bilden die Silben, deren Gipfel ein vokalischer Diphthong (allein oder bekleidet) ist, also au, aut, aul usw.

Innerhalb jeder lautigen Silbe finden sich wiederum die verschiedensten Abstufungen des Lautwertes der einzelnen Teile. Am stärksten ist der Abfall von einem sonoren Diphthong als Gipfel zu der völligen Lautlosigkeit begleitender stimmloser Mutae, besonders der Velare, z. B. auk. Eine Silbe wie „alt“ ergibt in graphischer Darstellung des Lautwerts das Schema ⋀ ∧ _ mit zwei Gipfeln verschiedener Höhe und ihrem Abfall bis zur Ebene des Lautwerts von k. „Blank“ ergibt etwa das Bild ∧ ∧ ⋀ ∧ _, „kalt“ das Bild _ ⋀ ∧ _, „faul„ das Bild _ ⋀ ∧ ∧ usw. usw.

§ 82. Von den Silben, die auf die beschriebene Art durch die natürliche Gliederung der Rede beim Sprechen entstehen und die man daher Sprechsilben nennt, unterscheidet die Sprachwissenschaft die sogenannten Sprachsilben.

Sie fallen im allgemeinen mit den Sprechsilben zusammen und unterscheiden sich von ihnen in einzelnen Fällen nur im Auslaut, indem hier die Grenze des Silbenbereichs nicht durch das im § 74 dargelegte Moment, sondern durch die Etymologie, die Herkunft des Wortes, bestimmt wird. Das Wort „lesen“ zerfällt in die Sprechsilben lē̲' + zn, aber in die etymologischen oder Sprachsilben lē̲z-n, denn lēz ist der Stamm des Wortes, wie wir ihn auch in „Les-art, Les-er, ge-les-en, Les-e usw.“ finden, und -n eine Ableitungssilbe, mit der man Infinitive bildet.

II. Die Lautverteilung.

A. Allgemeines.

§ 83. Der Lautbestand, wie wir ihn im ersten Abschnitt dieses Buches vorgeführt haben, findet sich auch nicht in einer einzigen Sprache der Erde vollständig beisammen. Jede Sprache verwendet vielmehr nur einen bestimmten Teil des Gesamtbestandes, und jede einen anderen als alle übrigen.

Es gibt Sprachen, die nur über eine sehr geringe Anzahl verschiedener Laute verfügen und, wie das Tonganische (auf Honolulu), mit ca. 20 Lauten auskommen. Diesen steht z. B. das Sanskrit gegenüber, das über mehr als 60 Laute verfügt.

§ 84. Die Zahl der Laute, die in allen Sprachen vorkommen, ist ziemlich gering. Überall finden sich die Mundvokale ə, a, i, u, und e̲ (e), o̲ (o); freilich nicht überall in allen Abstufungen der Quantität. So kennt das Hochdeutsche z. B. den langen ō-Laut nicht, wie er sich im franz. port (Hafen, sprich pōr), im engl. war (Krieg, sprich u̯ōr) und im ital. cosa (Sache, sprich kō'za) findet.

Von den (exspirierten) Konsonanten sind außer dem Hiatus nur die folgenden 15 allgemein verbreitet:

	Mundlaute					Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale ..	p	b	—	u̯	—	m
2. Linguale (alveolar) ..	t	d	s, š	z, ž	r	n, n'
3. Velare.....	k	g	—		—	—

§ 85. Das Vorkommen aller anderen Laute ist auf einzelne Sprachen beschränkt. Doch ist auch hier noch zu unterscheiden zwischen Lauten, die nur ausnahmsweise, d. h. in einzelnen Sprachen, nicht vorkommen, und solchen, die nur ausnahmsweise, d. h. nur in einigen wenigen Sprachen, vorkommen. Zwischen beiden Extremen finden sich alle Grade von Mittelstufen.

In den meisten Sprachen finden sich z. B. die folgenden Konsonanten: f, v, h, l, ń. Doch fehlt das labio-dentale f und v z. B. dem Japanischen, das h dem Französischen und Italienischen, das l dem Slawischen (das dafür ł oder l^u besitzt), das ń dem Französischen usw.

Häufig sind auch χ (das z. B. im Französischen und Italienischen fehlt) und die Umlaute ö und ü (z. B. im Italienischen und Spanischen fehlend), ferner die Diphthonge a^i und a^u (letzterer z. B. im Russischen und Französischen fehlend) und die Affrikaten ts, dz, tš, dž.

Mehr auf einzelne Sprachen oder Sprachfamilien sind z. B. beschränkt: die Schnalzlaute (vgl. § 9), die Gutturale, die nasalen Vokale, die Lispellaute þ und ð, die dentalen und zerebralen Linguale (§ 24), die aspirierten, palatalisierten (außer n') und labialisierten (außer kᵘ) Konsonanten, andere vokalische Diphthonge als a^i und a^u, die Frikativa ġ und der Pustelaut f˒ (z. B. im Japanischen).

§ 86. Lange Vokale fehlen in manchen Sprachen, z. B. in den slawischen, im Japanischen, im Türkischen fast vollständig. Andere Sprachen entbehren wieder der langen Konsonanten, wie das Deutsche, Französische und Englische.

§ 87. Von den Konsonantengruppen erfreuen sich die alliquidierten weitester Verbreitung. Besonders finden sich die nasalierten Konsonanten selbst in Sprachen, die sonst die Gruppenbildung nicht lieben, wie das Japanische und die malaiopolynesischen und die Bantusprachen. Von den assibilierten Gruppen sind st und sp weitaus am beliebtesten; st und št kommen sogar im Japanischen vor, entstehen aber hier durch Vokalausfall (§ 67a), wie maśte (statt maśite). Die atteïerten Gruppen sind seltener.

Überall aber finden sich hinsichtlich der einzelnen Gruppen in den verschiedenen Sprachen allerhand Besonderheiten. So

verabscheut das Neuhochdeutsche im Anlaut die Gruppen sl, sr, sn, st, sp, sm und ersetzt sie durch šl, šr usw., z. B. schlagen = šlāgən (mittelhochdeutsch slagen). Das Englische duldet kn und gn nicht mehr im Anlaut; wo es früher stand und in der Schrift noch erhalten ist, wie in know, wird es jetzt in der Aussprache durch bloßes n ersetzt (nō). Die Gruppe ps findet sich nur im Griechischen (Psyche), die Gruppe kp nur in einigen westafrikanischen Sprachen im Anlaut. Das Neufranzösische hat die Neigung, früheres st und sp durch bloßes (e)t und (e)p zu ersetzen (état statt stat; épaule statt spathle) usw. usw.

§ 88. Auch der Silbenbau unterliegt — bei aller von Hause aus natürlichen Übereinstimmung im allgemeinen — in manchen Einzelheiten fast in jeder Sprache besonderen Gesetzen. So vermeidet das Neufranzösische im Auslaut grundsätzlich doppelt geschlossene Silben und duldet selbst einfachen Verschluß nur in einigen Ausnahmefällen. Man spricht daher heute z. B. respē' für das frühere, in der Schrift noch erhaltene respect (Achtung), und nē für das frühere nez (Nase). Im Deutschen darf im Auslaut nie eine Lenis stehen; man schreibt zwar noch „Wald", spricht aber valt. Im Englischen und Französischen darf dagegen eine schließende Lenis nie nach deutschem Muster wie die entsprechende Fortis gesprochen werden; frz. fleuve lautet daher flöv, nie flöf, engl. head wie hed, nicht etwa wie het. Die Japaner und die Chinesen kennen im allgemeinen keine im Auslaut geschlossenen Silben, während einfacher und doppelter Hinterverschluß in den slawischen und germanischen Sprachen sehr häufig ist usw. usw.

§ 89. Auch hinsichtlich der Betonung, der exspiratorischen wie der musikalischen, verhalten sich die einzelnen Sprachen ganz verschieden, wie zum Teil bereits aus § 53 ff. ersichtlich.

Das Hochdeutsche und das Französische kennen im allgemeinen nur den gestoßenen Akzent, das Englische und das Litauische auch den geschleiften Akzent. So spricht der Engländer das Wort plate (Teller) wie plēit. Über die verschiedenartige Verwendung der Intonation vgl. § 62.

Das Deutsche betont der Regel nach die Stammsilbe, das Französische die letzte, das Polnische die vorletzte Silbe eines Wortes. Im Lateinischen hängt die Betonung — entweder auf

der vorletzten oder der drittletzten Silbe — ganz von der Quantität der vorletzten Silbe ab. In anderen Sprachen liegt der Ton bald auf einer der Stammsilben, bald auf den Endungen. Auch bleibt der Akzent nicht immer fest. In allen Formen und Ableitungen des Wortes „lieben" verbleibt der Ton stets auf dem Stammvokal ie (= ī). Aber das Russische z. B. zeichnet sich durch einen fortwährenden und ziemlich regellosen Wechsel des Akzents aus. So betont der Russe zwar tšəlav'ék (Mensch) durchweg auf dem e, aber während er ruká (Hand) im Nominativ auf der Endung betont, fällt der Akzent z. B. im Genitiv und in der Mehrzahl auf die Stammsilbe: rúki. Schließlich gibt es auch Sprachen, wie das Japanische, die überhaupt keinen Wortton kennen und z. B. ein Wort wie kákémónó ganz gleichmäßig betonen; nur Silben mit flüchtigen Vokalen bleiben tonlos.

§ 90. Ferner verhalten sich die einzelnen Sprachen auch sehr verschieden hinsichtlich der silbischen Verwendung der einzelnen Laute. Die Vokale freilich sind in allen Sprachen silbisch, und stets nur silbisch. Auch für sich allein (d. h. außerhalb eines gemischten Diphthongs, § 78) silbisch gebrauchte Liquidae sind ziemlich weit verbreitet. So sagt der Deutsche z. B. l̥ē-bm (geschrieben „leben") und fō-g̊l (geschrieben „Vogel") mit silbischem m bzw. l. Häufiger noch ist diese Verwendung der Liquidae in den slawischen Sprachen, z. B. srb (= Serbe). Dagegen fehlt sie z. B. völlig im Italienischen, Japanischen und vielen anderen Sprachen.

Die Verwendung anderer stimmhafter oder gar stimmloser Laute als Silbengipfel ist im allgemeinen selten und auf einzelne Sprachen beschränkt. Häufig findet sie sich z. B. im marokkanischen Vulgärarabisch (vgl. meine Grammatik, Heidelberg 1908). Die Silben können vorn und hinten offen oder (einfach und doppelt) geschlossen sein.

B. Die Lautsysteme einiger der wichtigsten Sprachen.

§ 91. Um die vorhergehenden allgemeinen Bemerkungen zu ergänzen und zu erläutern, seien im Folgenden die Laut-

systeme einiger der wichtigsten Sprachen vorgeführt. Wir beginnen mit dem

a) Lautsystem des Neuhochdeutschen.

Die Vokale des Neuhochdeutschen sind:

1. Monophthonge:	lang:	ā	ē	ē̲	ī	ō	—	ū	ō̲	—	ū̲
	kurz:	a	—	e̲	i	o	o̲	u	ŏ	ö̲	ŭ
	flüchtig:	—	ə	—	i	—	—	—	—	—	—

2. Diphthonge: a^i, a^u, o^i.

Es fehlen also das lange, offene ō̲ und ö̲, sowie die Nasenvokale.

Die Konsonanten sind, außer dem Hauchlaut h:

	Mundlaute								Nasenlaute
	Explosivae					Fricativae		Vibrantes	
	Tenues		Aspiratae	Affricatae					
	Fortes	Lenes		Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale .	—	b	p'	pf	—	f	v, u̯	—	m
2. Linguale (alveolar)	—	d	t'	ts, tš	dz	s, š	z	r, l	n
3. Velare . .	ʒ	g	k'	—	—	χ, χ'	ġ, i̯	r	ṅ

Es fehlen also vollständig die dentalen und zerebralen Linguale; ferner die Tenues p, t, k, die nur dialektisch vorkommen. Die Aspiraten und Affrikaten sind nur spärlich, die jodierten Konsonanten ebenso schwach vertreten (š, χ'), die labialisierten überhaupt nicht. Auch lange Konsonanten fehlen. Wenn man dies System z. B. mit dem des Sanskrits vergleicht, so erscheint es arm. Die Lenes werden stets stimmhaft, die Fortes stimmlos gesprochen. Silbengipfel ist immer ein Vokal oder ein vokalischer bzw. gemischter Diphthong, nur in Nebensilben auch eine Liquida.

Von den Konsonantengruppen finden sich im Anlaut nur: br, bl; dr; fr, fl; gr, gl. gn; kr, kl. kn, ku̯; pr, pl,

pfl; šr, šl, šm, šn, šu̯; tr. Ferner: št, šp (nur dialektisch st, sp). Andere Verbindungen fehlen[1]), also z. B. mn (griech. Mnemotechnik), pn (griech. Pneumatik), sr, sl, sm, sn, su̯, tm (griech. Tmesis) usw. usw.

Im Auslaut finden sich nur die folgenden Gruppen: lf, rf, mf, m̓pf; lk, rk, n̓k; rl; lχ′, nχ′, rχ′; rn; rp, lp, mp; fs (mfs, lfs, rfs, nfs), ks (n̓ks), ls (rls), ms (rms), ns (rns), ps (mps), rs, ts (rts, lts, nts); lš, rš, nš, mš, kš, tš, pš; ft (mft, pft), χt, χ′t (rχ′t), kt (lkt, rkt, n̓kt), lt, mt, nt, pt (mpt, lpt, rpt), rt, st (lst, rst, nst), št (lšt, ršt, nšt).

Andere Gruppen sind verpönt, wie z. B. sk oder nsk. Auch Muta + Liquida im Auslaut ist wegen schwerer Sprechbarkeit ausgeschlossen und wird, wie in allen Sprachen, so auch hier, dadurch erleichtert, daß man die Liquida syllabisiert (= silbisch macht), z. B. fō-ǵl statt fōǵl (= Vogel).

Der Ton liegt stets — Hochton und Hauptton zusammen und nur gestoßen — auf der Stammsilbe und ist fest. Völlig tonlose Silben haben fast durchweg den Vokal ə, verkürzt aus früheren volleren Vokalen.

b) Lautsystem des Altindischen (Sanskrit).

§ 92. Die (Mund-) Vokale sind:

1. Monophthonge:	lang:	ā,	ē,	ī,	ō,	ū,	ə̄
	kurz:	a,	—	i,	—	u,	—
	flüchtig:	—	—	—	—	—	ə
2. Diphthonge:		ā́ⁱ,		ā́ᵘ.			

Der Vokalismus ist also wenig entwickelt. Doch finden sich auch nasalierte (in der Schrift durch die Zeichen Anusvāra und Anunāsika bezeichnete) Vokale.

Desto reicher ist aber das Konsonantensystem, das sich besonders dadurch auszeichnet, daß die Aspiraten und Palatalen vollständig vorhanden und die Lingualen in zwei Reihen ausgebildet sind. Auch unterscheidet man bei h eine tönende Lenis (Visarga, wie unser h) und eine tonlose Fortis. Dagegen fehlen die alveolaren Linguale:

---

[1]) Wenigstens in rein deutschen Wörtern. „Sklave“ z. B. und „Slawe“ sind Fremdwörter.

	Mundlaute									Nasenlaute
	Explosivae						Fricativae		Vibrantes	
	Tenues		Aspiratae		Affricatae					
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale .	p	b	p'	b'	—	—	—	u̯	—	m
2. Linguale:										
a) alveolare	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
b) dentale .	t̲	d̲	t̲'	d̲'	ts̲, tš̲	ts̲', tš̲'	dž̲, dž̲'	s̲, š̲	—	r̲, l̲	n̲, n̲'
c) zerebrale	ṭ	ḍ	ṭ'	ḍ'	—	—	ṣ	—	ṛ	ṇ
3. Velare .	k, ʒ	g	k'	g'	—	—	χ	i̯	—	ṅ

Die Reibelaute fehlen also zum größten Teil; auch die Affrikaten sind nur erst schwach entwickelt. Von den Konsonanten können nur l̲ und r̲ silbisch gebraucht werden, sonst ist der Silbengipfel immer ein Vokal (Monophthong oder Diphthong). Lange Konsonanten kommen hin und wieder vor.

Von Konsonantengruppen finden sich im Anlaut nur: br̲, b'r̲; dr̲, d̲i̯, d̲u̯, d̲n̲'; dži̯, džu̯; ḍ'i̯, ḍ'u̯; gr̲; χr̲, χl̲; kr̲, kl̲, ku̯, ks̲; k'i̯; pr̲, pl̲; st̲ (st̲', str̲), sp (sp'), sk̲, sn̲, ṣm, si̯, sr̲, su̯; šr̲, šl̲, šm, ši̯, šu̯; tr̲, ti̯, tu̯; tši̯, ui̯, ur̲.

Der Wortauslaut ist meist ein Vokal oder ein einzelner Konsonant; ausgenommen sind die seltenen Verbindungen r̲k, r̲t, r̲ṭ und r̲p. Aber auch ein einzelner Konsonant im Auslaut ist nur entweder ein Nasal, ein l̲ oder tonloses h oder ein tonloser, nicht aspirierter Verschlußlaut (außer tš). Im Wortinnern herrscht die hinten offene Silbe vor, außerdem findet sich einfacher Verschluß.

Hinsichtlich der musikalischen Betonung des Sanskrits sind wir nicht unterrichtet. Der exspiratorische Akzent ruht auf der vorletzten, ist diese kurz, auf der drittletzten, ist auch diese kurz, auf der viertletzten[1]). Er wechselt eventuell mit der Form des Wortes, aber der Regel gemäß.

[1]) Als lang im Sinne dieses Tongesetzes betrachtet man die Silben mit langem Sonanten oder Diphthongen, aber auch solche mit kurzem Sonanten, auf den zwei Konsonanten (außer Muta + Liquida) folgen.

c) Lautsystem des Hochlateinischen [1]).

§ 93. Der Vokalismus.

1. Monophthonge

lang:	ā	ē	e̱	ī	ō	—	ū	ō̄ [2])
kurz:	a	e	e̱	i	o	o̱	u	—
flüchtig:	—	ə	—	i̯	—	—	u̯	—

2. Diphthonge: ái, áu.

Der Konsonantismus

ist sehr einfach. Die Aspiraten fehlen völlig, ebenso die Affrikaten. Von palatalisierten Konsonanten finden sich nur k′, g′ und n′. Zu welcher Klasse die Lingualen gehört haben, wissen wir nicht. Der einfache Hauchlaut h ist vorhanden. Als Silbengipfel können nur Vokale (einfache und Diphthonge) fungieren. Für die Betonung gilt dieselbe Regel (vgl. Anm. 1, S. 43.) wie im Sanskrit, nur daß im Lateinischen der Ton nicht über die drittletzte Silbe zurückgehen kann.

	Mundlaute						Nasenlaute
	Explosivae			Fricativae		Vibrantes	
	Tenues		Affricatae				
	Fortes	Lenes		Fortes	Lenes		
1. Labiale .	p	b	(bu̯)	f	u̯	—	m
2. Linguale	t	d	ts [3])	s	z	l, r	n, n′
3. Velare . .	k, k′, ḳ	g, g′	—	χ	i̯	—	ṅ

Von Konsonantenverbindungen kommen im Anlaut nur die folgenden vor; bl, br; dr [3]); fl, fr; gl, gn, gr; kl, kr, ku̯; pl, pr; sk, sk′ (skr), sχ [3]), sp (spl, spr), st (str), su̯. sku̯; tr.

[1]) Über das Vulgärlateinische vgl. mein Werk: Vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen (Bd. 130 dieser Sammlung).

[2]) Meist mit o̱ wechselnd.

[3]) Nur in griech. Lehnwörtern.

Im Wortauslaut herrschen die Vokale vor. Ist der Auslaut konsonantisch, so kann er beim Nomen nur eine Liquida oder s sein (letzteres auch in den Gruppen ks, ms, ns, ps, rs), bei Verben auch t (und nt); bei Partikeln kommen auch andere Konsonanten vor.

Im Wortinnern ist die Silbe hinten meist offen oder durch eine Liquida, seltener einen anderen Konsonanten geschlossen: cae-lum, fin-do, ac-tum.

d) Lautsystem des Altgriechischen[1]).

§ 94. Der Vokalismus.

1. Monophthonge	lang:	ā	ē	—	ī	ō	—	ū
	kurz:	a	—	e̲	i	—	o̲	u
	flüchtig:	—	—	—	i	—	—	u

2. Diphthonge: ái, áu, é̲i, é̲u, ó̲i, āi, ḗi, ṓi, ié̲

Der Konsonantismus.

	Mundlaute							Nasenlaute
	Explosivae				Fricativae		Vibrantes	
	Tenues		Affricatae					
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale . .	p	b	pf	—	f	u̯	—	m
2. Linguale .	t	d	ts	—	s, þ	(ẑ)	r, l	n, n′
3. Velare . .	k, ḳ	g	kχ	gi̯	χ	h, ġ, i̯	—	ṅ

Hier fehlen also die Aspiraten gänzlich. Was man in der altgriechischen Grammatik gewöhnlich als solche bezeichnet (f, χ, þ), gehört nur seinem Ursprung nach (aus sanskr. b῾, k῾, t῾ usw.) hierher. Über die Qualität der Linguale sind wir

[1]) Attischen Dialekts. Alle Feststellungen über den Lautwert der Schriftzeichen dieser wie der lateinischen und im Folgenden der hebräischen Schriftzeichen beruhen natürlich auf Schlüssen.

nicht näher orientiert. Der š-Laut fehlt gänzlich, nahezu auch die palatalisierten und labialisierten Konsonanten.

Silbengipfel kann stets nur ein Vokal (Monophthong oder Diphthong) sein.

Der Ton war teils geschleift, teils gestoßen. Der exspiratorische Akzent ruhte bald auf dem Stamm, bald auf der Endung, nach bestimmten Regeln. Bald war er fest, bald beweglich. Ruhte er auf dem Stamm, so fiel er auf die vorletzte Silbe, wenn die letzte lang war, sonst oft auf die drittletzte und variierte dann eventuell mit der Form des Wortes.

Die Silbe kann an beiden Seiten offen, aber auch vorn und hinten einfach oder doppelt geschlossen sein,

Von Konsonantengruppen finden sich im Anlaut sehr viele, die in den bisher behandelten Sprachen nicht üblich sind. Es kommen vor: bl, br, bd; dr; fl, fr, fþ; gl, gr, gn; hr; kl, kr, ks, kt; χl, χr, χþ; mn; pl, pn, pr, ps, pt; sb, sf (sfr), sk (skr), sχ, sm, sp (spl, spr), st (str); tm, tr; þl, þr.

Im Wortauslaut dominieren die Vokale. Daneben finden sich, wie im Lateinischen, im allgemeinen nur die Liquida und s.

e) Lautsystem des Neufranzösischen.

§ 95. Der Vokalismus

ist sehr reich entwickelt. Es finden sich:

1. Monophthonge	orale	lang:	ā	ē	e̱	ī	ō	o̱	ū	ō̈	ö̱	ṻ
		kurz:	a[1]	e	e̱	i	o	o̱	u	ö	ö̱	ü
		flüchtig:	–	ə	–	ɨ	–	–	u	–	–	ü
	nasale		ã	–	ẽ	–	–	õ	–	–	õ̱	–
2. Diphthonge	orale	steigend:	ⁱá, ᵘá	ⁱé, ᵘé	ⁱe̱, ᵘe̱	–	ⁱó, ᵘó	–	ⁱú, ᵘú	ⁱö, ᵘö	–	–[2]
		fallend:	áⁱ	–	e̱ⁱ	–	ɨⁱ	–	úⁱ	–	öⁱ	üⁱ
	nasale	steigend:	ⁱã, ᵘã	–	ⁱẽ, ᵘẽ	–		ⁱõ, ᵘõ	–	–	ⁱõ̱	–

[1]) In zwei Nüancen, deren hellere (z. B. in ma) unserem hannöverschen a gleicht.

[2]) Der betonte Vokal kann kurz oder lang sein.

Es fehlen aber völlig das deutsche áu in „Baum“ und ói in Leute. Eigentlich lange Vokale sind selten. Was nicht kurz oder flüchtig ist, ist meist nur halblang.

Der Konsonantismus

läßt die Aspiraten, Affrikaten, sowie die jodierten und labialisierten Laute völlig vermissen, ebenso wie das h und das χ. Lange Konsonanten fehlen.

	Mundlaute					Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale . .	p	b	f	v	—	m
2. Linguale . (alveolar)	t	d	s, š	z, ž	r, l	n, n′
3. Velare . .	k, ʔ	g	—	j	r[1])	—

Silbengipfel ist in Tonsilben immer ein Vokal (Monophthong oder Diphthong), in Nebensilben nicht selten aber auch eine Liquida, ein anderer tönender oder selbst ein tonloser Konsonant, z. B. sabre (Säbel, sprich sá-br), demander (bitten, sprich d-mã-dé′), secouer (schütteln, sprich s-ku-é′) usw. Silbisches r und l am Wortende werden übrigens nur leicht angedeutet, flüchtig gesprochen: sable (Sand. sprich sá-bl). — Die hinten offene Silbe überwiegt bei weitem, die doppelt geschlossene ist ziemlich selten, daher sind auch Konsonantengruppen im Anlaut und Auslaut nicht häufig und wenig vielfältig.

Im Anlaut kommen nur einige mit l und r gebildete Gruppen vor (bl, br; dr; fl, fr; gl, gr; kl, kr; pl, pr; tr). Älteres st und sp im Anlaut ist zwar in manchen Wörtern (besonders Buchwörtern) erhalten (station, spécial), oft aber durch einen Hilfsvokal oder durch Verwandlung des s in é beseitigt worden: espèce statt spèce (Art), estomac statt stomac (Magen), épine statt spine (Dorn), état statt stat (Staat) usw. Auch sk (z. B.

[1]) Nur dialektisch.

scander = skandieren) ist meist durch e̲sk oder durch ēk ersetzt worden: esclave statt sclave (Sklave), écu statt scu (Schild) usw. Andere Verbindungen finden sich nur in Fremdwörtern.

Im Wortauslaut dominieren die silbischen Sonanten l und r und die Vokale, da die in der Schreibung noch erhaltenen ursprünglichen Schlußkonsonanten heute meist verstummt sind: état sprich etā'. Zuweilen — und immer vor schließendem stummen e — sind sie indessen lautbar geblieben und in diesem Falle können alle einfachen Konsonanten im Wortauslaut vorkommen. Von Konsonantengruppen finden sich nur r + b (oder d, f, g, k, l, s, š, t und ž), l + p (oder t, k, ž), sk st, sp, ks, ps und kt, lt, pt, ft, št. Die Auslaute Konsonant + le und re gehören indessen nicht hierher, da l und r hier silbisch sind (vgl. oben).

Die Betonung ist durchweg gestoßen. Hochton und Hauptton fallen zusammen. Der Wortton fällt stets auf die letzte volle Silbe und ist fest, aber schwach (vgl. § 107, was auch hier gilt); Silben mit den Sonanten l und r sind also unbetont: sabre = sá-bʳ.

f) Das Lautsystem des Italienischen.

§ 96.

Der Vokalismus.

1. Monophthonge	lang:	ā ē e̲ ī ō o̲ ū
	kurz:	a e e̲ i o o̲ u
	flüchtig:	— ə — ⁱ — — ᵘ
2. Diphthonge und Triphthonge		áⁱ, é̲ⁱ, ó̲ⁱ, úⁱ, áᵘ, é̲ᵘ, aí, aú, eí, eú usw.[1]); ⁱáⁱ, uáⁱ, iuó̲, ié̲ⁱ usw.

Nasale Vokale fehlen.

Der Konsonantismus.

Die Aspiraten fehlen auch hier völlig, dagegen sind einige Affrikaten vorhanden. Von den palatalisierten Lauten

[1]) Der betonte Vokal kann kurz oder lang sein.

finden sich nur š, ž, l′ und n′; h fehlt. Dagegen sind lange Konsonanten häufig.

	Mundlaute							Nasenlaute
	Explosivae		Affricatae		Fricativae		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale .	p	b	—	—	f	v	—	m
2. Linguale (alveolare)	t	d	ts, tš,	dz, dž	s, š	z	r, l, l′	n, n′
3. Velare ..	k, ʔ	g	—	i̯	—	—	—	ń

Silbengipfel ist stets nur ein Vokal (Monophthong oder Diphthong). Die hinten offene Silbe überwiegt.

An Konsonantengruppen finden sich im Anlaut fast nur Gruppen mit r (seltener l) an zweiter, oder s bzw. z an erster Stelle: br, bl[1]); dr; fl, fr; gr, gl, gu̯; kr, kl[1]); pr, pl[1]); pn[2]), ps[2]); sf (sfr), sk (skr, sku̯), sp, spl, spr, st (str); tr; zb zbr), zd (zdr), zg (zgr), zl, zm, zn, zr, zu̯.

Im Wortauslaut stehen meist Vokale, seltener eine Liquida.

Die Betonung ist gestoßen; der Hochton fällt mit dem Hauptton zusammen. Betont ist der Regel nach die vorletzte Silbe, nur ausnahmsweise die drittletzte oder die letzte. Der Ton kann wechseln.

g) Das Lautsystem des Russischen.

§ 97. Der Vokalismus.

1. Monophthonge { kurz[3]): a e e̯ i i̯[4]) o o̯, u
   { flüchtig: — ə — ɨ — — — u
2. Diphthonge: á^{i}, á^{u}[2]), é^{i}, ó^{i}, í^{i}.

[1]) bl, kl, pl der älteren Sprache ist im Neuitalienischen meist zu bi̯, ki̯, pi̯ geworden.

[2]) Nur in Fremdwörtern.

[3]) In betonten Silben halblang.

[4]) Mit dem Laute des Stimmtons, aber etwas erhobener Zunge gesprochen, zwischen i, ü und ö lautend.

Lange Vokale fehlen, ebenso nasale. In betonten Silben können nur mittellange, unmittelbar vor dem Ton und im unbetonten Auslaut nur kurze, in allen anderen Silben nur flüchtige Vokale stehen. Wechselt ein Wort seinen Ton, so wechseln der vorstehenden Regel gemäß auch die Vokale; so sagt man prädikativ mǫ́ləd (jung), aber attributiv məlad-ǫ́ⁱ.

Der Konsonantismus

zeichnet sich, wie in allen slawischen Sprachen, durch eine starke Entwicklung der palatalisierten Konsonanten aus. Die Aspiraten fehlen dagegen, ebenso der Hauchlaut h und unser l, wofür teils labialisiertes (ł), teils jodiertes (l') eintritt.

	Mundlaute							Nasenlaute
	Explosivae		Affricatae		Fricativae		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale								
a) gewöhnl.	p	b	—	—	f	v	—	m
b) palat. . . .	p'	b'	—	—	f'	v'	—	m'
2. Linguale (alveolare)								
a) gewöhnl.	t	d	ts, tš	dz, dž	s, š	z, ž	r, ł	n
b) palat. . . .	t'	d'	ts',	dz',	s'	z'	l'	n'
3. Velare . .								
a) gewöhnl.	k, ʔ	g	—	—	χ	ġ, i̯	—	—
b) palat. . . .	k'	g'	—	—	χ'	—	—	—

Silbengipfel ist meist ein Vokal (auch ein vokalischer Diphthong), im Gegensatz zu anderen slawischen Sprachen (vgl. Polnisch) seltener ein Halbvokal, sonst ein Sonant oder ein tonloser Konsonant. Geschlossene und doppelt geschlossene Silben sind sehr häufig.

Im Anlaut finden sich vielfach neben den gewöhnlichen allerhand besondere Konsonantenverbindungen, wie z. B. fs (fs′), ft (ftš), v + ł (oder l′, n, r, r′, s), g + l′ (oder n) n′, r′), d + v (oder ł, l′, n, n′, r′), ž + v (oder g, gl, gl′, d, m, m′, n′, r, r′), z + v (oder v′, g, d, dr, d′, ł, l′, m, m′, n, r, r′. usw. usw. Auch der Wortauslaut ist häufiger konsonantisch als vokalisch und zeigt vielfach doppelte Verschlüsse aller Art, Lenes dürfen im Wortauslaut nicht stehen.

Die Betonung ist gestoßen: Hauptton und Hochton fallen zusammen. Der Hauptton ist an keine bestimmte Stelle gebunden und wechselt bei der Formenbildung vielfach und ziemlich regellos.

h) Das Lautsystem des Polnischen.

§ 98. Der Vokalismus.

Mundvokale:

1. Monophthonge	kurz[1]):	a	e̱	i	i̱[2])	o̱	u
	flüchtig:	—	ə	i	—	—	u

2. Diphthonge: áⁱ, é̱ⁱ, ó̱ⁱ.

Nasenvokale: ẽ̱, õ.

Der Konsonantismus

entspricht im allgemeinen dem des Russischen. Doch unterscheidet man hier auch tš und ṯš, sowie dž und ḏž, š und š̱, und ẕ̌, kennt also auch die dentalen Laute, z. T. in palatadiesierter Form. Auch findet sich h nicht selten.

Wie im Russischen treten die Liquida und tonlose Konsonanten nicht selten als Silbengipfel auf. Für die sonstige Bildung der Silbe gilt das gleiche wie im Russischen. Die Betonung ist meist gestoßen; hauptbetontes i wird aber geschleift = íə. Der Ton ruht stets auf der vorletzten Silbe.

---

[1]) Oder halblang, wenn betont.

[2]) Vgl. S. 49, Anm. 4.

i) Das Lautsystem einer neuindischen Sprache (des Hindostani).

§ 99. Der Vokalismus[1]).

1. Monophthonge

lang:	ā,	e,	ī,	o,	ū
kurz:	a	ă[2])	i	—	u
flüchtig:	—	ə	—	—	—

2. Diphthonge: ái, áu.

Der ohnehin magere Vokalbestand des Altindischen ist also nicht wesentlich bereichert worden. Es kommen übrigens auch nasalierte Vokale vor (in der Schrift durch folgendes n bezeichnet).

Der Konsonantismus.

	Mundlaute									Nasenlaute
	Explosivae						Fricativae		Vibrantes	
	Tenues		Aspiratae		Affricatae					
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale .	p	b.	pᶜ	bᶜ	—	—	—	u̯	—	m
2. Linguale										
a) alveolare	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
b) dentale .	t̲	d̲	t̲ᶜ	d̲ᶜ	ts̲,tš̲,tš̲ᶜ	dz̲,dž̲,dž̲ᶜ	s̲,š̲	z̲, ž̲	r̲,l	n̲
c) zerebrale	ṭ	ḍ	ṭᶜ	ḍᶜ	—	—	—	—	ṛ	ṇ
3. Velare ..	k,ʾ	g	kᶜ	gᶜ	—	—	χ, h	i̯	—	ṅ

Der Konsonantenbestand des Altindischen ist also vollkommen erhalten geblieben. Auch für die Silbenbildung gelten noch die gleichen Gesetze, nur daß die Formsilben z. T.

[1]) Wir berücksichtigen hier nur die rein indischen, nicht die massenhaft eingeführten Fremdwörter.

[2]) Neigt mehr zu a als zu e̲, vgl. § 31.

abgefallen sind. Was aber den Wortton anlangt, so liegt er auf der letzten Silbe, wenn diese hinten doppelt geschlossen oder lang und dabei einfach geschlossen ist. Andernfalls fällt er auf die vorletzte Silbe; ist diese aber offen und kurzvokalig, so geht er auf die drittletzte zurück. Er wechselt mit der Wortform, diesen Regeln gemäß.

k) Das Lautsystem des Neupersischen[1]),

§ 100. gleichfalls einer indogermanischen Sprache, zeigt gegen das Alt- und Neu-Indische eine außerordentliche Verarmung.

Der Vokalismus.

1. Monophthonge

lang:	ā	—	ī	ō	ū
kurz:	a	ä[2])	i	—	u[3])
flüchtig:	ə.				

2. Diphthonge: ai̯, ui̯, äi̯, äu̯, au̯.

Die nasalen Vokale sind völlig verschwunden, ebenso die e-Laute und der kurze o-Laut. Der ā-Laut hat aber stets eine schwache Färbung nach dem o hin.

Der Konsonantismus.

	Mundlaute					Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae (und Affricatae)		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale ..	p	b	f	u̯	—	m
2. Linguale (alveolar) ...	t	d	s, š, tš	z, ž, dž	r, l	n
3. Velare ...	k	g	χ, h	i̯	—	ṅ

[1]) Auch hier bleiben die Fremdwörter unberücksichtigt.

[2]) Vgl. S. 52, Anm. 2.

[3]) Mit ü wechselnd.

Die Aspiraten sind also völlig verschwunden, die Lingualen verschoben und zu einer einzigen Reihe zusammengeschmolzen.

Der Silbengipfel ist stets ein Vokal[1]). Die Silben schließen meist mit einfacher, seltener mit doppelter Konsonanz. Konsonantengruppen finden sich im Anlaut wenig und entstehen hier meist durch Vokalausfall, z. B. gríftán (statt giríftán). Im Auslaut dagegen sind sie ziemlich häufig geworden (z. B. nd, ḫt, ft, st, št, sp usw.), weil die formenbildenden, vokalisch endigenden Suffixe meist verloren gegangen sind, so daß der Stamm in den Auslaut trat.

Die Betonung ist gestoßen. Der Hauptton fällt mit dem Hochton zusammen und liegt mit wenigen Ausnahmen auf der letzten Stammsilbe.

§ 101. Die bisher behandelten Lautsysteme gehören sämtlich indogermanischen Sprachen an. Das Sanskrit, Griechische und Lateinische sind alte, tote Sprachen dieser Familie; die anderen gehören zu den heute noch lebenden Zweigen und Ästen des indogermanischen Sprachstammes. Das Hindostani und das Neupersische vertreten die indische und die iranische Gruppe dieser Sprachen, die übrigen die europäische Gruppe.

Von den letzteren repräsentiert das Deutsche den germanischen, das Französische und Italienische den romanischen, und das Russische und Polnische den slawischen Sprachenkreis der europäischen Gruppe.

§ 102. Als einen weiteren Vertreter des germanischen Sprachkreises wollen wir nun noch das Englische vorführen, das in seinem ursprünglichen, niederdeutschen Lautbestand durch das Romanische und Keltische stark beeinflußt worden ist.

I) Das Lautsystem des Englischen.

Der Vokalismus.

1. Monophthonge	lang:	ā	ē	ę̄	ī	ō	ǭ	ǫ̈̄	ū
	kurz:	a	—	ę, ä	i	—	ǫ	ǫ̈	u
	flüchtig:	—	ə	— ä	i	—	o	ö	u

2. Diphthonge (fallend): á^{i}, á^{u}, ǫ́^{i}.

[1]) In Fremdwörtern wie á-sl und bá-ḫr auch eine Liquida

Nasale Vokale fehlen also, wie überhaupt im Germanischen. Auch das deutsche ü ist nicht vertreten. In völlig unbetonten Silben finden sich selten andere als flüchtige Vokale. Auch das kurze reine a des Deutschen fehlt; a bezeichnet vielmehr im Englischen einen halblangen, ganz vorn im Mund gesprochenen Laut, der wie das hannoversche a ein wenig nach ä hinneigt (= dem hellen frz. a). Auch ä entspricht nicht dem deutschen ä (dies ist e), sondern wird mehr hinten im Munde gebildet als dieses.

Der Konsonantismus.

	Mundlaute					Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae (und Affricatae)		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale...	p	b	f	u̯, v	—	m
2. Linguale (alveol. und interdental).	t	d	s, š, tš þ	z, ž, dž ð	r, l ɫ, l′	n, n′
3. Velare....	k	g	h	i̯	—	ṅ

Im Englischen ist also auch das bilabiale u (im Gegensatz zum deutschen w) vorhanden. Charakteristisch sind auch þ und ð, sowie das harte (d. h. labialisierte) ɫ (vgl. § 42), z. B. in all (sprich o̲ɫ = all). Lange Konsonanten fehlen.

Mit Bezug auf die Silbe gilt etwa das gleiche wie für das Deutsche. Nur vergleiche man hinsichtlich des Auslauts § 88.

Der Ton ist meist gestoßen, doch wird das ē immer geschleift. Wegen des Verhältnisses des Haupttons zum musikalischen Ton s. § 64. Der Hauptton kann die verschiedensten Silben treffen, liegt aber in rein germanischen Wörtern stets auf der Stammsilbe, wie im Deutschen. In rom. Nominibus zeigt er die Neigung, sich von der Endsilbe zu entfernen, vgl. frz. navál und engl. nē'vəl, frz. nation und engl. nē'šən.

§ 103. Wir wenden uns nunmehr zu den semitischen Sprachen und betrachten den Lautbestand des Althebräischen, des Altarabischen und eines neuarabischen Vulgärdialektes (des Ägyptischen).

m) Das Lautsystem des Althebräischen [1]).

Der Vokalismus.

1. Monophthonge

lang:	ā	ē	ē̲	ī	ō	ū
kurz:	a	—	e̲	i	o̲	u
flüchtig:	ᵃ	ə	e̲	—	o̲	—

2. Diphthonge fehlen; ebenso nasale Vokale.

Der Konsonantismus

ist durch eine reiche Entwicklung der Lingualen und durch das Auftreten eigentlicher Gutturale gekennzeichnet:

	Mundlaute					Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae (und Affricatae)		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale...	p	b	f	v, u̯	—	m
2. Linguale						
a) dentale ..	t̲	d̲	s̲, p̲	z, δ̲	—	n̲
b) alveolare.	t	d	s, š,	z	r, l	n
c) zerebrale.	ṭ	ḍ	ṣ		—	ṇ
3. Velare....	k, ʾ	g	χ, h	ġ	—	ṅ
4. Gutturale	q, ʿ	—	χ̄	—	—	—

Auch lange Konsonanten sind in Gebrauch; doch können ʾ, ʿ, χ̄, χ und r nicht gelängt werden. Für langes f̄ gebraucht an p̄, für p̲̄ : t̄, für δ̲ : d̄.

Der Silbengipfel ist stets ein Vokal, Stammsilben sind hinten offen oder einfach geschlossen. Doppelverschlüsse ent-

[1]) Erschlossen, daher in manchen Einzelheiten unsicher.

stehen nur am Wortende durch Antritt konsonantischer Suffixe z. B. qātal-t (= du hast getötet). Konsonantengruppen kommen sonst weder im Anlaut noch im Auslaut vor. Eine offene Silbe hat immer einen langen oder flüchtigen Vokal.

Der Ton liegt auf der letzten Silbe; ist aber die vorletzte gedeckt und die letzte dabei vorn geschlossen, aber hinten offen, so fällt er auf die vorletzte: qātəlū', qəṯaltém, aber qāṯálnū. Der Ton wechselt demgemäß mit der Wortform.

n) Das Lautsystem des Altarabischen.

§ 104. Der Vokalismus.

1. Monophthonge

lang:	ā, a̯	ē	—	ī	ō	o̯	ū	
kurz:	a, a̯	e	ă, e̯	i, i̯	o	u	ŏ	
flüchtig:	ᵃ	ə	—	—	—	—	—	—

2. Diphthonge: á̯i, á̯i, ă̯i; á̯u, á̯u, ă̯u.

Die Vokalisation der arabischen Wörter bestimmt sich durchweg durch zwei Momente.

Alle arabischen Wörter sind nach bestimmten Schemata von den durchweg dreikonsonantigen (selten vierkonsonantigen) Wurzeln gebildet. Für die Darstellung benutzt man in der Grammatik die Wurzel f̣l, wo also f den ersten, ̣ den zweiten und l den dritten Konsonanten einer beliebigen Wurzel repräsentiert. In und an dies Gerippe fügt man nun die Vokale und etwaige Zusatzkonsonanten. Dabei benutzt man nur die Grundvokale ā, ī, ū, a, i, u und als Diphthonge á̯ⁱ (aⁱ) und á̯ᵘ (áᵘ). Auf diese Weise wird z. B. die Bildungsart des aktiven Partizips durch das Schema fạ̄ilun, das des passiven durch das Schema mafṣūlun dargestellt. Nach diesen beiden Schemata bildet man nun alle Partizipien, also z. B. von qṯl (töten): qāṯilun (tötend) und maqṯūlun (getötet).

Die drei Grundvokale des Schemas werden nun im konkreten Falle verschieden ausgesprochen, und zwar ausschließlich nach Maßgabe der umgebenden Konsonanten, besonders der voraufgehenden.

Die langen Vokale sind am wenigsten veränderlich. Das ā wird zu o̯, wenn ein zerebraler Lingual voraufgeht, ī und ū werden im gleichen Falle zu ē bzw. ō. Das letztere tritt auch ein, wenn auf ī und ū ein ḫ oder χ folgt; sie lauten dann é^a und ó^a, z. B. rīḥ (Wind) sprich ré^aḥ und rūḥ (Geist) sprich ró^aḥ.

Das kurze a bleibt nur erhalten, wenn ein Guttural vorhergeht oder folgt. Geht ein zerebraler Lingual vorher, so lautet es o, in allen anderen Fällen e oder ä. Kurzes i wird vor und nach Gutturalen und nach zerebralen Lingualen zu i (vgl. S. 49, Anm. 4), kurzes u im gleichen Falle teils zu o, teils zu ö. Nach denselben Regeln verändern sich auch die Diphthonge, so daß man eigentlich oben noch weitere Arten derselben ansetzen müßte, z. B. ṭáur sprich ṭóur.

Der Konsonantismus

ist, wie in allen semitischen Sprachen durch starke Entwicklung der lingualen und gutturalen Reihe gekennzeichnet. Dafür fehlen überall die Aspiraten und beinahe alle Affrikaten:

	Mundlaute					Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae (und Affricatae)		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale ..	—	b	f	u̯	—	m
2. Linguale:						
a) dentale ..	ṯ	ḏ	p̌	ð	—	n̲
b) alveolare	—	—	s, š	z, dž	r, l	n
c) zerebrale	ṭ	ḍ	ṣ	ẓ	—	ṇ
3. Velare	k, ʾ	—	χ, h	ġ	—	ṅ
4. Gutturale	q, ʿ	—	χ̄	—	—	—

Es fehlen also unser p, t, d und g. Über die Aussprache des ʿ vgl. § 17. Lange Konsonanten sind außerordentlich häufig.

Silbengipfel ist immer nur ein Vokal. Die (hinten) offene Silbe überwiegt bei weitem. Weder im Anlaut, noch im Wortauslaut kommen Konsonantengruppen vor, sondern nur im Wortinlaut, z. B maqtūlun. Im Wortauslaut steht meist ein Vokal, häufig auch ein n oder m; bei Partikeln kommen auch andere Konsonanten im Auslaut vor.

Der Ton ist gestoßen; der Hauptton fällt mit dem Hochton zusammen. Für die Stelle des Haupttons gilt dasselbe Gesetz wie im Lateinischen.

o) Das Lautsystem des ägyptischen Vulgärarabisch.

§ 105. Der Vokalismus.*

Monophthonge	lang:	ā,	ą̄	e	—[1])	ī	ō	o̱	ū	—
	kurz:	a,	ą	e	ă,	e̱	i	—	o	u	o̱
	flüchtig:	ᵃ	—	ᵊ	—	ⁱ	—	—	ᵘ	—

Die Diphthonge āⁱ (ą̄ⁱ) und āᵘ (ą̄ᵘ) sind erhalten, die andern zu ēⁱ bzw. ō monophthongisiert worden. Im übrigen gilt hinsichtlich der Aussprache der Vokale, was wir oben (§ 104) merkt haben.

Was die Konsonanten anlangt, so ist þ zu s oder t, ð teils zu d, teils zu z geworden. Für ḍ ist z, für ẓ zum Teil d eingetreten. Q wird überall durch ʒ, dž durch g ersetzt.

Die Deklinationsendungen sind völlig verschwunden, die Pluralendung und die Konjugationsendungen haben ihre kurzen Schlußvokale eingebüßt. Dadurch ist in großem Umfange konsonantischer Wortauslaut entstanden, und Doppelverschluß im Auslaut ist nichts Seltenes mehr, wobei alle möglichen Verbindungen vorkommen.

Da hierdurch auch viele schwer sprechbare Gruppen entstanden, so hat man sie wieder zu erleichtern versucht, entweder durch Einschub eines Hilfsvokals, z. B. ráqiṣ statt raqṣ (Tanzen) oder durch Syllabisierung einer schließenden Liquida (qa-tl statt qatl). Auch an sich leicht sprechbare Verbindungen werden im Zusammenhang der Rede durch ein angehängtes ə erleichtert, wenn ein Konsonant folgt, z. B. qolt-ə lirrāgil (statt qolt lirrāgil = ich sprach zu dem Manne).

Der Ton liegt nun auf der letzten Silbe, wenn sie natura[2]) oder positione[3]) lang ist, z. B. gibál (= Berge), qaḍál (= du

[1]) e̱ findet sich aber im syrischen Vulgärarabisch als Imāle (= Umlaut) von ā; im Ägyptischen ist es seltener.

[2]) = von Natur, d. h. durch einen langen Vokal.

[3]) = infolge der Stellung, d. h. wenn die Silbe doppelt geschlossen ist.

hast verschlossen). Im andern Falle tritt der Ton auf die vorletzte, ist diese kurz, auf die drittletzte[1]). Wörter mit ā im Auslaut verkürzten dies gern in a oder e und ziehen dann den Ton zurück, z. B. míse (Abend) statt misā́.

§ 106. Zur Charakterisierung des Indochinesischen Sprachstammes wollen wir

p) das Lautsystem des modernen Hochchinesischen,

d. h., der allgemeinen offiziellen Schrift- und Umgangssprache des chinesischen Beamtentums, das sogenannte Kuan-hua (sprich k^{u}án-χ^{u}a) untersuchen.

Der Vokalismus.

1. Monophthonge	lang:	ā	—	—	ī	ō	ō̱[2])	ū	ǖ	—
	kurz:	a	e	e̱	i	—	o̱	u	ü	ö
	flüchtig:	—	ə	—	ⁱ	—	ᵒ	ᵘ	ü	—

2. Diphthonge: $á^{i}$, $á^{u}$, $ā́^{u}$, $é^{i}$[3]), $ọ́^{u}$[4]), $ú^{i}$ ($ú^{e}$, $ō^{e}$), $é^{u}$, $ū́^{o}$;
ferner steigende: $^{i}ā́$, $^{i}á$, $^{i}é̱$, $^{i}ū́$, $^{i}ú$, $^{u}á$, $^{u}ó̱$, $^{i}ṓ$, $^{ü}é̱$, $^{u}ī́$, $^{i}ō$.

3. Triphthonge: $^{i}à^{i}$, $^{i}á^{u}$, ($^{i}ā́^{u}$), $^{u}á^{i}$, $^{u}ḗ^{i}$, $^{i}ṓ^{u}$, $^{i}ō^{a}$.

Diphthonge und Triphthonge sind also reichlich entwickelt. Langes ō wird stets geschleift gesprochen, also wie $ṓ^{o}$. Auch sonst kommen viele Vokalverbindungen vor, die aber zwei Silben bilden, wie ḗō, íe, ī́ū, ṓē, úē, ū́ō, ǘe, ǖe.

Der Konsonantismus

zeichnet sich durch starke Entwicklung der Aspiraten aus. Dafür fehlen die explosiven Lenes b, d, g; doch findet sich d im Dialekt von Tientsin, sowie b und dz gelegentlich (als Erweichung von p und ts) auch in Peking. Das Suffix tsə wird immer wie dzə gesprochen. Der Konsonant ṅ findet sich auch im Silbenanlaut.

---

[1]) Ist die drittletzte aber lang, so bleibt der Ton gern auf der kurzen vorletzten.

[2]) Kommt nur vereinzelt vor, z. B. in k^{c}ō̱ (können).

[3]) Lautet in Nordchina meist bloß wie ē.

[4]) Nur in $tō^{u}$ (alle) findet sich auch $ṓ^{u}$.

Die trockenen Verschlußlaute k, t, p und die Reibelaute ts und tš sind also, im Gegensatz zum Deutschen, ohne Behauchung zu sprechen.

	Mundlaute							Nasenlaute
	Explosivae		Affricatae		Fricativae		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale								
a) trockene.	p	—	—	—	f	u̯	—	m
b) aspirierte	p̓	—	—	—	—	—	—	—
2. Linguale (alveolar)								
a) trockene.	t	—	ts, tš	dz	s, š	ž	r, l, ł	n
b) aspirierte	t̓	—	ts̓, tš̓	—	—	—	—	—
3. Velare								
a) trockene.	k, ʒ	—	—	—	χ, χ′	i̯	—	ṅ
b) aspirierte	k̓	—	—	—	—	—	—	—

Die Silbe ist sehr einfach gebaut; nur folgende Formen kommen vor:

Ein Sonant allein: Vokale sind in dieser Funktion ziemlich ausgeschlossen (z. B. die Vokativpartikel a), denn keine Silbe beginnt im Hochchinesischen mit einem Vokal[1]). Dagegen finden sich konsonantische Sonanten, z. B. ł[3] (Ohr), s[3] (sterben), ts[3] (Kind), ts̓[2] (entlassen). Nur ł, s, ts und ts̓ kommen so vor.

Ein Konsonant + Sonant (einfacher Vokal, Diphthong, Triphthong oder ṅ), z. B. ku[3] (Getreide), tša[1] (stechen), ṅai[4] (lieben), t̓iá[n] (fallen lassen), fṅ[1] (Wind).

Ein Sonant + n, nur in en[1] (Güte). Ein Konsonant + Vokal[2]) + n oder ṅ, z. B. fan[2] (fremd), faṅ[1] (Seite), χ[u]an[4] (umtauschen), χ[u]aṅ[2] (gelb).

Konsonantengruppen kommen also überhaupt nicht vor. Auch lange Konsonanten fehlen. Hinsichtlich der Betonung vgl. § 63, 65.

[1]) Nur e findet sich im Anlaut.

[2]) Auch Diphthong, aber nicht Triphthong.

§ 107. Den ural-altaischen Sprachstamm sollen das Türkische und im Übergang zum malaio-polynesischen das Japanische repräsentieren. Für das Türkische wählen wir den modernen Osmanli-Dialekt:

q) Das Lautsystem des Neutürkischen (Osmanli).

Der Vokalismus[1]).

1. Monophthonge { kurz[2]): a — e̲ i i̲ — o̲ u ö̲ ü
   { flüchtig: — — ə ᵢ — — — ᵤ — —
2. Diphthonge: áⁱ, áᵘ.

Lange und nasalierte Vokale fehlen völlig. Wichtig für die türkische Grammatik ist die Unterscheidung in harte und weiche (palatalisierte) Vokale, die sich folgendermaßen entsprechen:

hart: a i̲ o̲ u
weich: e̲ i ö̲ ü.

Der Konsonantismus.

	Mundlaute					Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae (und Affricatae)		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale...	p	b	f	v̲	—	m
2. Linguale (alveolare)..	t	d	s, š, tš	z, ž, dž	r, l	n
3. Velare						
a) reine	k, ʔ	g	h	ğ	—	
b) palatal...	k'	—	—	i̲	—	—

Die Aspiraten fehlen also ganz; Affrikate und palatalisierte Laute sind spärlich entwickelt. Völlig fehlt auch χ.

[1]) Wir berücksichtigen nur die rein türkischen Wörter, nicht die zahlreichen arabischen und persischen Lehnwörter.

[2]) In betonter Silbe halblang.

Der Silbengipfel ist stets ein Vokal. Hinten einfach geschlossene Silben sind häufig, Konsonantengruppen selten, auch im Anlaut. Wichtig ist — für alle ural-altaischen Sprachen — das Gesetz der Vokal- und Konsonantenharmonie. Ist die Vokalstammsilbe weich, so müssen auch die Vokale der anderen Silben weich sein; und analog, wenn er hart ist. Und ferner müssen in Wörtern mit weichen Vokalen stets die palatalisierten Velare statt der einfachen gebraucht werden, z. B. kalmak (bleiben), aber g'elmek' (kommen). Im Wortauslaut kann stets nur eine Fortis stehen, wie im Deutschen.

Die Betonung ist gestoßen; Hauptton und Hochton fallen zusammen und fast stets auf die letzte Stammsilbe, doch sind sie überhaupt nur schwach und treten lediglich dann mehr hervor, wenn sie mit dem Satzakzent zusammenfallen (§ 62, 65). Sonst fließt die Rede eintönig dahin.

r) Das Lautsystem des Neujapanischen.

§ 108. Das Japanische ist offenbar eine Mischsprache, entstanden aus einer malaio-polynesischen Grundsprache und — besonders in seiner Grammatik — durch das Ural-altaische stark beeinflußt. Die Vokal- und Konsonantenharmonie hat es aber nicht angenommen.

Der Vokalismus[1]).

Monophthonge	kurze[2]):	a	e	e̲	i	—	o	u
	flüchtige:	—	ə	—	ᵢ	—	—	ᵤ

Nasalierte Vokale fehlen, im allgemeinen auch lange: doch finden sich letztere zuweilen als Ergebnis von Kontraktionen, z. B. kita (ich hörte) statt kiita. Auch Diphthonge entstehen durch Konsonantenausfall, z. B. káita statt kakita usw. Doch kann man auch ua̲, ie̲ (statt ua̲, ie̲) als steigende Diphthonge ansehen.

Der Konsonantismus

ist ebenso einfach:

[1]) Wir berücksichtigen die ungeheuer zahlreichen chinesischen Lehnwörter natürlich weder hier noch beim Konsonantismus.

[2]) Halblang, wenn betont.

	Mundlaute					Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae (und Affricatae)		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale .	p	b	f̈	u̯	—	m
2. Linguale (alveolare)	t	d	s, š, ts, tš	z, ž, dž	r	n
3. Velare . .	k	g	χ′, h	i̯	—	ṅ

Es fehlen also alle Aspiraten, sowie χ, f und l. Das jap. f̈ ist der Pustelaut (§ 15). Das ṅ kommt auch im Anlaut vor. Lange Konsonanten sind üblich.

Der Silbengipfel ist stets ein Vokal, silbische Konsonanten fehlen. Die offene Silbe überwiegt; geschlossene Silben entstehen nur durch Vokalausfall oder -abfall, ebenso Konsonantengruppen im Wortanlaut, wie f̈tari (zwei) statt f̈ᵘtari. Dadurch entstehen im Inlaut Gruppen, wie nd und št; sonst kommen Konsonantengruppen nicht vor.

Für die Betonung gilt die beim türkischen Lautsystem gegebene Regel mit der Modifikation, daß der Satzton die satzgliedernden Partikeln bevorzugt, z. B. anata ᵘá nihoṉgo o̲ o-hanaši nasaⁱ mas' ká (= sprechen Sie Japanisch?).

§ 109. Die malaio-polynesischen Sprachen sollen durch das (Hoch-) Malaiische vertreten werden.

s) Lautsystem des Malaiischen [1]).

Der Vokalismus.

1. Monophthonge	lang:	ā	ē	—	ī	ō	—	ū	
	kurz:	a	—	e̲	i	—	o̲	u	
	flüchtig:	a	e	ə	—	i	o	—	u
2. Diphthonge	steigende:	aī́,	aū́.						
	fallende:	ā́ⁱ,	ā́ᵘ.						

[1]) Fremdwörter bleiben außer Betracht.

Nasale Vokale fehlen. Die Diphthonge stehen auf der Grenze; in der Poesie findet man sie ein- und zweisilbig behandelt. Die flüchtigen Vokale ^{a} und ^{e}, ^{o} und ^{u} wechseln häufig willkürlich.

Der Konsonantismus.

	Mundlaute					Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae (und Affricatae)		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale...	p	b	—	u	—	m
2. Linguale (alveolare)..	t	d	s, t̲š̲	d̲ž̲	r, l	n, n′
3. Velare....	k, ʾ	g	h	i̯	—	ṅ

Es fehlen also außer den Aspiraten auch f, z, χ, ġ. Die Affrikaten t̲š̲ und d̲ž̲ sind dental, liegen also in der Aussprache zwischen tš, bzw dž und t̲i̯, bzw. d̲i̯. Der Velar n kommt auch im Anlaut, ʾ auch im Auslaut vor, z. B. anaʾ (Kind). Lange Konsonanten fehlen.

Silbengipfel ist stets ein Vokal. Die hinten offene Silbe überwiegt. Im Anlaut finden sich nur einige Verbindungen von Muta + Liquida, z. B. bl, br; gl; kl, kr; pl, pr; tr. St und sp sind selten. Im Inlaut finden sich Liquida + Muta; im Auslaut kommen Gruppen nicht vor.

Die Betonung ist gestoßen, aber schwach. Der Ton liegt auf der vorletzten Stammsilbe, wenn diese geschlossen ist, sonst teils auf dieser, teils auf der letzten. Er wechselt demgemäß mit der Wortform.

§ 110. Wir wenden uns nun zu den afrikanischen Sprachen. Als Vertreter der Bantusprachen untersuchen wir das Suaheli in Ost- und das Herero in Südwestafrika. Die Sudansprachen wollen wir durch das Haussa und

das Ef'e vertreten lassen. Eine Sonderstellung nimmt das Nama (Hottentottisch) ein.

t) Das Lautsystem des Suaheli.

Der Vokalismus.

1. Monophthonge	lang:	ā	ē	e̱	ī	ō	—	ū
	kurz:	a	—	e̱	i	—	o̱	u
	flüchtig:	—	ə	—	i	—	—	u

2. Diphthonge: $á^{i}$, $á^{u}$.

Diphthonge finden sich fast nur in Fremdwörtern. Nur die mit ^{i} anlautenden, steigenden (^{i}á, ^{i}ā́ usw.) sind häufig. Nasalierte Vokale kommen nicht vor.

Der Konsonantismus.

	Mundlaute					Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae (und Affricatae)		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale...	p	b	f	u̯	—	m
2. Linguale:						
a) alveolare .	t	d	s, š	z	r, l	n, n′
b) dentale...	t̲	d̲	tš	dž	—	n̲
3. Velare....	k, ʾ	g	h	j̊	—	ń

Die Laute χ und ġ fehlen, ń kommt auch im Anlaut, aber nie im Auslaut vor. Die Aspiraten sind völlig unvertreten. Lange Konsonanten sind nicht üblich.

Silbengipfel können neben den Vokalen auch m und n sein, die sogar für sich allein eine (sogar eine betonte) Silbe bilden können, wie ḿ-tu (Mensch), ń-tši (Land). Die hinten offene Silbe überwiegt, im Wortauslaut hat sie die Alleinherrschaft. Im Anlaut kommen Konsonantengruppen nicht vor, im Inlaut finden sich nasalierte Konsonanten, besonders mb, nd und ŋg.

Die Betonung ist gestoßen. Der Hauptton fällt mit dem Hochton zusammen, liegt auf der vorletzten Silbe und wechselt mit der Wortform.

§ 111. u) Das Lautsystem des Herero.

1. Monophthonge	lang:	ä	ë	ë̲	ī̲	ō	ō̲	ū
	kurz:	a	—	e̲	i	—	o̲	u
	flüchtig:	—	ə	—	i̲	—	—	u

2. Diphthonge aller Arten sind häufig, z. B. iá, ié, ií, iú; uá, ué, uí; ái, áu, éu, óu usw.

	Mundlaute					Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae (und Affricatae)		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale...	p	b	—	u̯	—	m
2. Linguale (alveolare)..	t	d	s	z	r	n, n'
3. Velare....	k, ʒ	g	h	i̯	—	ṅ

Die Aspiraten und Affrikaten fehlen, ebenso f, š, ž, l, χ und ġ. B, d, g finden sich immer nur nasaliert: mb, nd, ṅg. Lange Konsonanten sind nicht üblich.

Der Silbengipfel ist stets ein Vokal. Die hinten offene Silbe dominiert, im Wortauslaut herrscht sie allein. Konsonantengruppen kommen nur im Silbenauslaut vor, und zwar nur Liquida + Muta (besonders mb, nd, ṅg) und Konsonant + i̯.

Der Hauptton — gestoßen und hochtonig — liegt im allgemeinen auf der ersten Stammsilbe.

§ 112. v) Das Lautsystem des Ef'e (Aṅlo-Dialekt)

Der Vokalismus.

Mundvokale:

1. Monophthonge	lang:	a	e	—	ı	o	ō̲	ū
	kurz:	a	e	e̲	i	o	o	u
	flüchtig:	—	ə	—	i	—	—	u

2. Diphthonge: iá, ié, ié, ió̲; oé, oé̲; uá, ué̲, uí.

3. Triphthonge: úie.

Nasenvokale (halblang):
1. Monophthonge: ã ẽ ẽ ĩ — õ ũ
2. Diphthonge: ⁱã, ⁱẽ, õᵉ, ᵘẽ.
3. Triphthonge: ᵘⁱẽ.

Von den langen Vokalen kommt nur ā häufiger vor. Die Nasalierung ist ziemlich schwach.

	Mundlaute					Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae (und Affricatae)		Vibrantes	
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale.	p	b	f', f	u̯, v	—	m
2. Linguale (alveolare)	t	d̲, d	s, š, ts, tš	z, ž, dz, dž	r, l	n, n'
3. Velare..	k, ʒ	g	χ, h	ġ	—	ṅ

P, t, k sind trocken, nicht aspiriert, wie überhaupt alle Aspiraten mangeln. Der Velar ṅ kommt auch im Anlaut vor. Von den Lingualen ist d̲ mehr dental als alveolar; d ist alveolar, fast zerebral. Lange Konsonanten fehlen.

Der Silbengipfel ist meist ein Vokal, seltener ṅ, das eine besondere Silbe bilden kann. Die Silbe ist hinten fast stets offen, nur ṅ und m kommen mitunter am Silbenende vor. Im Anlaut werden e̲, o, o̲, p und r nicht gebraucht. Von Konsonantenverbindungen kommen im Anlaut und Inlaut nur vor: Muta + l, Muta + r und ku̯, χu̯, ferner kp und gb.

Der Ton ist teils gestoßen, teils geschleift. Der Wortton liegt meist auf der Endsilbe. Die musikalische Intonation wird, wie im Chinesischen, zur Unterscheidung homonymer Wörter gebraucht (vgl. § 62).

§ 113. w) Das Lautsystem des Haussa.

Der Vokalismus.

1. Monophthonge

lang:	ā	ē	e̲	ī	ō	o̲	ū	ṻ
kurz:	a	e	e̲	i	o	o̲	u	ü
flüchtig:	a̲	ə	—	ʲ	—	—	ᵘ	—

2. Diphthonge: áⁱ, áᵘ, éⁱ, óⁱ, óᵘ.
Nasale Vokale fehlen.

Der Konsonantismus.

	Mundlaute				Vibrantes	Nasenlaute
	Explosivae		Fricativae (und Affricatae)			
	Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale...	p	b	f	u̯	—	m
2. Linguale (alveolare)..	t	d	s, š	z, ž	r, l	n
affricierte...	—	—	ts, tš	dz, dž	—	—
3. Velare ...	k, ʔ	g	h	i̯	—	ń

Die Aspiraten fehlen, ebenso v, χ, ġ u. a. Lange Konsonanten sind nicht üblich.

Der Silbengipfel ist stets ein Vokal. Die hinten offene Silbe überwiegt, im Wortauslaut herrscht sie fast allein. Im Anlaut sind Konsonantengruppen nicht üblich, im Wortinlaut finden sich n + Lingual, ń + Velar (aber auch ńf, ńu̯, ńs), m + Lingual (auch ms, mk), r + Lingual und Konsonant + i̯. Sonst kommen noch vor sk, ku̯, seltener lš, lk, pk, sd, gb. Dreiteilige Gruppen sind z. B. nsu̯ und rši̯.

Der Ton ist gestoßen. Der Hauptton fällt mit dem Hochton zusammen und fällt meist auf die vorletzte Stammsilbe, seltener auf die letzte oder drittletzte.

x) Das Lautsystem des Nama.

§ 114. Der Vokalismus.

Mundvokale:

1. Monophthonge

lang:	ā	e	—	ī	o	—	u
kurz:	a	—	ę	i	—	ǫ	u
flüchtig:	ᵃ	ə	—	ⁱ	ᵒ	—	ᵘ

2. Diphthonge: áⁱ, áᵒ, éⁱ, óⁱ, óu̯, úⁱ; aber auch steigend: ᵃí, ᵃó usw.

Alle Vokale, auch die Diphthonge können nasaliert auftreten, sie sind dann halblang.

Der Konsonantismus.

	Inspirierte Laute oder Schnalzlaute (§ 9)	Exspirierte Laute (§ 2)					
		Mundlaute					Nasenlaute
		Explosivae		Fricativae (u. Affricatae)		Vibrantes	
		Fortes	Lenes	Fortes	Lenes		
1. Labiale	fehlt	p	b	—	u̯	—	m
2. Linguale:							
a) alveolare ..	=|=	t	d	s, ts	—	r	n
b) dentale	|	—	—	—	—	—	—
c) zerebrale ..	!	—	—	—	—	—	—
d) laterale	‖	—	—	—	—	—	—
3. Velare	fehlt	k, ʒ	g	χ, h	i̯	—	u̯
4. Gutturale ..	fehlt	q	—	—	—	—	—

Die Aspiraten fehlen auch hier; ebenso f, z, š ž, ġ, l, tš, dž und lange Konsonanten.

Die Schnalze stehen nur im Anlaut eines Stammwortes vor einem Vokal, n, einem Velar oder Guttural, z. B. ! ăb (Fluß), ! năb (Bauch), | kái (schenken) usw. Man bildet sie, indem man die Zungenspitze fest gegen die Vorderzähne (dental), die Backzähne (lateral), die Alveolen (alveolar) oder den Mittelgaumen (zerebral) anpreßt, und dann, die Luft einsaugend, schnell und nachdrücklich zurückzieht; sie sind also Explosivae, nach innen, statt nach außen gesprochen.

Der Silbengipfel ist immer ein Vokal. Die hinten offene Silbe überwiegt. Konsonantenverbindungen kommen im Anlaut nicht vor. Im Auslaut können außer den Vokalen nur m und n stehen, woran dann noch die Nominativendungen b und s gefügt werden können, z. B. | oms (Atem, Seele).

Die musikalische Intonation wird, wie im Ef'e und im Chinesischen, gebraucht, um Homonyme zu unterscheiden, z. B. á (weinen), aber à (trinken). Man unterscheidet drei Intonationen, den gleichen (á), steigenden (ă) und fallenden Ton (à). Der exspiratorische Akzent kann jede Silbe treffen und hängt lediglich vom Sprachgebrauch ab; wo er ist, bleibt er aber unter allen Umständen.

§ 115. Wenn wir diese verschiedenen Lautsysteme miteinander vergleichen, so ergibt sich daraus die Bestätigung der eingangs dieses Abschnitts aufgestellten Behauptungen.

Von den vielen Hunderten verschiedener Laute, die in den Sprachen der Erde vorkommen, verwendet keine mehr als einige 70 (Nama), das Persische kommt aber sogar mit der Hälfte (32) aus, der Durchschnitt beträgt etwa 50. Diese Anzahl entspricht also offenbar dem praktischen Bedürfnis.

Im ganzen überwiegt die Zahl der Konsonanten, die zwischen 45 (Polnisch) und 17 (Her.) variiert und im Durchschnitt 25 beträgt. Die monophthongischen Vokale schwanken in der Zahl zwischen 9 (Hindostanisch) und 25 (Nama), Durchschnitt zirka 16, die mehrlautigen zwischen 0 (Hebräisch) und 28 (Chinesisch), Durchschnitt zirka 9.

In einzelnen Sprachen aber (Französisch, Italienisch, Chinesisch, Ef'e, Nama) übertrifft die Zahl der ein- und mehrlautigen Vokale bei weitem die der Konsonanten (Chinesisch 48 : 25, Französisch 50 : 20, Nama 49 : 22). Andere sind vokalarm und konsonantenreich (Sanskrit, Russisch, Polnisch, Hindostanisch, Persisch, Hebräisch, Türkisch, Japanisch). Bei den übrigen halten beide Teile sich etwa die Wage. Der lautliche Charakter der Sprache wird natürlich durch dieses Verhältnis allein nicht bestimmt. Man kann mit wenig Vokalen eine Sprache leicht sprechbar, sonor und wohllautend gestalten, wenn sie im Silbenbau (durch Bevorzugung der offenen Silbe und der sonorsten Vokale, der a-Laute) zweckmäßig verwendet werden. Und umgekehrt.

§ 116. Die kurzen Grundvokale a, i, u, ə (sowie ᵻ und ᵾ) finden sich überall; auch e und o sind fast allgemein verbreitet. Die geschlossenen Laute e und o sind schon seltener. Die Umlaute ö, ȫ und ü und die übrigen flüchtigen Vokale sind nur hie und da in Gebrauch.

Lange Vokale fehlen in einzelnen Sprachen, z. B. in den slawischen Sprachen, im Türkischen, Japanischen u. a. Sonst finden sich ā, ī, ū durchweg, aber ē und ō häufiger als e̱ und o̱. Die Umlaute sind auch hier nur vereinzelt in Gebrauch.

In der Regel finden sich nur die Mundvokale; Nasenvokale treten nur als Ausnahme auf: Sanskrit, Französisch, Polnisch, Ef'e, Nama.

Von den Diphthongen sind á^{i} und á^{u} (bzw. ā^{i}, ā^{u}) am meisten und fast allgemein verbreitet, auch o̱^{i} sehr häufig. Selbst für das Hebräische kann man annehmen, daß es diese Zwielaute á^{i} und á^{u} einmal besessen habe, wenn uns auch nur die Vorformen (z. B. bái̯^{t} und mā̆u̯^{et}) und deren spätere Monophthongisierungen bēt und mōt überliefert sind. Der Gebrauch von Triphthongen ist eine Ausnahme.

§ 117. Unter den Konsonanten sind die Inspiraten (Schnalze) Ausnahmeerscheinungen. Sie finden sich in den Hottentotten- und Buschmanndialekten, in den Sprachen einiger ostafrikanischer Jägervölker und — durch Entlehnung entstanden — bei einzelnen Sulustämmen. Sonst sind überall nur Exspiraten in Gebrauch.

Auch die Aspiraten sind sehr wenig beliebt und zeigen die Neigung zu verschwinden, indem sie entweder in eine Explosiva oder eine Fricativa übergehen. So entwickelt sich der sanskrit. Stamm b'ar tragen zum lat. fer und zum d. bar.

Von den Affrikaten ist nur tš fast allgemein verbreitet, ts, dž und dz sind schon seltener, andere kommen nur vereinzelt vor.

Auch die palatalisierten Laute sind in größerer Ausdehnung nur hie und da in Gebrauch, sonst finden sich überall nur vereinzelte. So sind š und n' überall beliebt und k' und ž wenigstens in sehr vielen Sprachen. Noch weniger häufig sind labialisierte Konsonanten, die, wo sie früher bestanden, ihren Charakter fast durchweg aufgegeben haben. So zeigt sich der ursprünglich labiale Charakter des k in „kommen“ (althd. ku̯éman, später k^{u}é̯mən) heute nur noch in der dunkler gewordenen Färbung des Stammvokals.

Die Explosiven, Frikativen und Vibranten sind, ebenso wie die Nasalen, in ihren Grundformen fast überall gleichmäßig

in Gebrauch. Häufig fehlen indessen einzelne Vertreter; so hat das Japanische kein l, das Chinesische kein r, das Französische kein χ noch h, das Russische wohl ł und l', aber kein l usw. usw.

§ 118. Die Linguale sind fast durchweg am stärksten entwickelt, die Gutturale am wenigsten, meist fehlen sie ganz.

Von den Lingualen ist die alveolare Reihe weitaus am meisten beliebt. Die anderen Varietäten zeigen die Neigung, sich zu Alveolaren zu entwickeln.

§ 119. Im Bau der Silbe zeigen sich viele Verschiedenheiten neben einer gewissen Einheitlichkeit. Die Silbenformen a, ap, pa, pap sind durchweg gebräuchlich[1]).

Viel seltener ist ein tönender Konsonant als Silbengipfel und noch seltener als Silbe für sich allein.

Im allgemeinen überwiegt die hinten offene Silbe, aber mit vielen Schwankungen in den einzelnen Sprachen.

Doppelverschluß ist im Anlaut in den meisten, im Auslaut wenigstens in vielen Sprachen üblich. Unter den Anlautgruppen sind weit verbreitet Muta + l (oder r und i̯), sowie st und sp, seltener Muta + n (oder u̯)[2]). Im Auslaut wird die Gruppe Liquida + Muta besonders bevorzugt.

Auch Sprachen, die sonst Konsonantengruppen nicht lieben, kommen dazu entweder durch Nasalierung (vgl. § 68), wie z. B. das Herero, oder noch häufiger — im Wortinlaut — durch Komposition (Zusammensetzung); so entsteht die Gruppe ks in héksəl (= Häcksel) durch Komposition von hack- + sel. Auf diesem Wege bilden sich alle möglichen Gruppen, die aber dann vielfachem Lautwandel ausgesetzt sind (vgl. § 125 ff.).

Lange Konsonanten kommen nur in einzelnen Sprachen vor (Italienisch, Russisch, Arabisch, Hebräisch, Japanisch).

§ 120. Die geschleifte Betonung ist ungleich seltener als die gestoßene und findet sich in den meisten Sprachen — abgesehen von rhetorischen Zwecken — überhaupt nicht. Meist fällt der Hauptton mit dem musikalischen Hochton zusammen.

---

[1]) a und ap aber im Chinesischen selten.

[2]) Doch findet sich ku̯ fast überall.

Die musikalische Intonation wird nur ausnahmsweise zur Unterscheidung von Homonymen gebraucht, z. B. im Chinesischen, Ef^e, Nama, gewöhnlich dient sie einfach der Verstärkung der Sonorität. In der Verwendung des musikalischen Satzakzents zeigt sich eine ziemlich große Übereinstimmung.

§ 121. Was den exspiratorischen Akzent anlangt, so stimmen die Sprachen nur in dem einzigen Punkte überein, daß sie ihn sämtlich besitzen und daß sie ihn sämtlich sowohl als (grammatisch oder rhetorisch bestimmten) Satzakzent wie auch als Wortakzent verwenden. In den Einzelheiten aber zeigen sich vielerlei Verschiedenheiten.

Der Satzakzent dient entweder rhetorischen Zwecken; dies ist in allen Sprachen der Fall. Der wichtigste Satzteil wird durch stärkere Betonung hervorgehoben. In den meisten Sprachen ist darauf seine Verwendung beschränkt; in einzelnen wird er aber auch grammatisch verwendet, wie z. B. im Japanischen, wo man die satzgliedernden Partikeln betont.

Der Wortakzent ist meist stark; nur ausnahmsweise (Französisch, Japanisch, Türkisch) ist er so schwach, daß alle Silben eintönig erscheinen. Er tritt dann nur in dem Falle stärker hervor, daß er mit dem Satzakzent zusammenfällt.

Der Wortakzent ist teils fest, teils wandelbar. Fest ist er z. B. im Deutschen, wo er immer auf der Stammsilbe bleibt. Seine Stelle — in der Grundform des Wortes. — wird entweder durch die grammatische Qualität (ob Stamm- oder Flexions-, bzw. Ableitungssilbe) oder durch die prosodische Quantität (ob lang, kurz, flüchtig usw.) oder durch beides zusammen oder endlich lediglich durch den Sprachgebrauch bestimmt. Er steht z. B. in „leben“ auf der ersten, weil sie die Stammsilbe, im lat. dŏmĭna auf der drittletzten, weil die vorletzte kurz und die letzte Flexionsendung, und im poln. tšękat' auf der vorletzten, weil dies hier Sprachgebrauch ist. Ist er wandelbar, so wird sein Wechsel wiederum durch die gleichen Gesetze bestimmt. In einzelnen Fällen dient er auch zur Unterscheidung von Homonymen. Meist ist er wandelbar nach bestimmten Gesetzen, und meist liegt er auf dem Stamme, nicht auf den Suffixen und Präfixen.

C. Die Ursachen der Verschiedenheit der Lautsysteme.

§ 122. Dies allgemeine Bild der Lautverteilung bedarf nun noch der Ergänzung durch die Beantwortung der Frage nach den Gründen der Gleichheiten und Verschiedenheiten, die die einzelnen Sprachen untereinander aufweisen.

Die Antwort ist einfach. Das wesentliche Moment, das hier allem voran bestimmend wirkt, ist die Rücksicht auf den Sprachzweck. Er erfordert (vgl. §18) möglichste Ersparnis von Zeit und Mühe bei größtmöglicher Deutlichkeit, also der Möglichkeit schneller und leichter Unterscheidung.

Deshalb verwendet keine Sprache alle möglichen Laute, denn das wäre im Sinne des Sprachzwecks unpraktisch, und solche, die viel Laute haben, zeigen die Tendenz zu weiterer Vereinfachung. Darum bevorzugen die Sprachen Vokale als Silbengipfel, weil sonstige Sonanten weniger deutlich hervortreten. Geschlossenes e und o, sowie die Umlaute ö und ü unterscheiden sich zu wenig von i und u sind deshalb weniger beliebt. Die nasalen Vokale unterbrechen den gleichmäßigen Fluß der Rede, ebenso wie die Inspiraten und Aspiraten. Die Diphthonge sind komplizierter als die Monophthonge. Geschlossene Silben, lange Konsonanten, geschleifte Betonung, Konsonantengruppen halten die Rede unnütz auf. Palatalisierte und labialisierte Laute sind meist mühsamer zu bilden und hörend schwerer zu unterscheiden: dasselbe gilt von der Wortunterscheidung durch Intonation. Anderseits sind die Linguale am meisten beliebt, weil sie sonorer sind. Der Wortton ist nützlicher als die Eintönigkeit, weil er grammatisch und rhetorisch unterscheiden hilft usw. usw.

Fast stets aber kreuzen sich dabei zwei Gesichtspunkte. Die Gruppe kr ist z. B. praktischer als k allein, weil sie sonorer ist; sie ist aber anderseits weniger praktisch, weil sie die Rede hemmt und schwerer auszusprechen ist. Wonach entscheidet sich also die Sprache in solchen Alternativen?

§ 123. Die Entscheidung darüber hängt von der Tatsache ab, daß die Menschen allesamt einer Gattung, also im wesentlichen körperlich und geistig gleich sind. Insoweit erklären sich also die wesentlichen Übereinstimmungen der Laut-

systeme. Anderseits sind die Menschen aber auch — bei aller Gleichheit — rassenhaft, völkisch, stämmisch und einzelpersönlich voneinander verschieden, geistig wie körperlich. Und damit erklärt sich die Verschiedenheit ihrer Entscheidungen wie überall, so auch auf phonetischem Gebiete.

Es würde hier zu weit führen, diesen Gedanken bis ins Einzelne zu verfolgen. Ein paar Beispiele müssen genügen, ihn klarer zu machen.

Der Engländer hat eine andere Artikulationbasis (vgl. § 14) als wir. Sein Unterkiefer ist weiter vorgeschoben. Wenn er also die Zunge geradeaus den Zähnen nähert, so gerät sie unter die Spitzen der Oberzähne, und es entsteht ganz von selbst der Lispellaut þ, bzw. ð statt eines dentalen t, bwz. d; daher engl. father statt „Vater".

Ferner: Der Grieche sagt patér (Vater), der Lateiner páter; der letztere betont den Stamm, der erstere die Endung, weil der eine jenen, der andere diese für wichtiger hält und deshalb hervorheben will. Der Stamm repräsentiert die Gattung, die Endung das artbildende Merkmal. Wer den Stamm betont, will also mehr die Gattung, das Allgemeine und Gemeinsame, wer die Endung betont, mehr die Art, das Besondere, das Unterscheidende hervorheben. An sich kann in konkreten Fällen das eine wie das andere berechtigt sein; aber ein Wort bezeichnet außerhalb des Zusammenhanges keinen konkreten Fall, sondern einen allgemeinen Begriff, und die Art seiner Betonung weist daher auf eine bestimmte angeborene Richtung der geistigen Betrachtung der Dinge. Völker, die den Stamm betonen, sehen also offenbar aus natürlicher Anlage bei allen Dingen mehr auf das Allgemeine, Wesentliche, Einende, die die Endungen betonen, mehr auf das Besondere, Zufällige, Trennende. Die ersteren haben eine mehr idealistische, die letzteren eine mehr realistische Betrachtungsweise. Man muß demnach annehmen, daß die Griechen realistischer dachten als die Römer, und eben weil sie das taten, betonten sie die Endung in patér.

§ 124. Zu alledem kommt aber schließlich noch ein drittes Moment, durch das der Lautbestand einer Sprache in einem bestimmten Zeitpunkte sein charakteristisches Gepräge erhält. Das ist der Lautwandel.

III. Der Lautwandel.

§ 125. Die Laute einer bestimmten Sprache bleiben erfahrungsgemäß nicht unverändert.

So haben die slawischen Sprachen ursprünglich keine palatalisierten Konsonanten gehabt, an denen sie jetzt so reich sind. Diese sind vielmehr erst in späterer Zeit durch Aufsaugung eines folgenden i entstanden. Die italienischen Affrikaten tš und dž haben sich aus früherem k bzw. g, gleichfalls unter dem Einfluß eines folgenden I-Lautes, entwickelt, z. B. vulgärlat. kelĕre (schnell) = ital. tšélere. Das Arabische in Ägypten hatte ursprünglich kein g; erst später hat sich dieser Laut aus früherem dž entwickelt, z. B. gémel (hocharab. džémel) = Kamel. Die langen Vokale des D. sind meist unter dem Druck des Haupttons aus kurzen entstanden; noch im Mhd. sagte man gébm für das heutige gēbm (= geben). Der Vokal ü im Französischen ist aus älterem u entstanden, z. B. vlat mūr = frz. mür (Mauer). Anlautendes šá- im Französischen hat sich ferner aus älterem ka-, anlautendes pf im Deutschen aus älterem p entwickelt, z. B. frz. chanter (sprich šãtē') = lat. cantāre, d. Pforte = lat. porta usw. usw.

A. Die Hauptphänomene des Lautwandels.

§ 126. Solche und ähnliche Veränderungen der Laute bezeichnet man als Lautwandel, die Geschichte solcher Wandlungen als Lautgeschichte.

Die hauptsächlichsten Phänomene des Lautwandels sind

a) mit Bezug auf die Vokale:

α) Wandel der Quantität, also Verlängerung oder Verkürzung, z. B. nhd. gēbm (geben) statt mhd. gébm, frz. kaptíf statt vlat. kaptīvu.

β) Entfärbung, also Verwandlung in den bloßen Stimmton, z. B. hénde (Hände) statt ahd. handi.

γ) Palatalisierung, durch Beimischung eines i, z. B. nhd. héndi (= Hände) statt ahd. handi (e = a + i, vgl. § 27), nfrz. šer (= chair = Fleisch) = lat. karo.

δ) Labialisierung, durch Beimischung eines u, z. B. arab. ṭo̱bīb (Arzt) statt ṭabīb (vgl. § 104).

ε) Velarisierung, durch Beimischung eines a, z. B. mhd. gé̱bm (geben) statt ahd. gíban (i + a = e̱).

ζ) Diphthongisierung, durch Beifügung eines anderen Vokals, durch Spaltung oder Steigerung (Gunierung), z. B. afr. fo̱ⁱl statt vlat. foliu, span. el ti̯e̱ne statt vlat. ille te̱net, nhd. „Baum“ statt ahd. būm usw.

η) Konsonantisierung von i (und e) zu i̯, u (und o) zu u̯, z. B. lī́ni̯ə statt Linie, ku̯é̱lə (Quelle) statt kué̱lə usw.

ϑ) Aufsaugung (Absorption) eines i oder u durch den voraufgehenden Konsonanten (vgl. §§ 35, 41), z. B. russ. p'isát' (schreiben) statt älterem p'isáti, domᵘ statt älterem dómu.

ι) Enttonung betonter und Betonung unbetonter Vokale, z. B. Fünftel (fü̋mftl) statt fü̱mft táⁱl (fü̋nft — Teil) Doktṓren (pl. zu Dóktor).

κ) Schwächung, z. B. lat. affi̱cio neben fa̱ci̱o, obtineo neben teneo, afrz. isle̱ statt vlat. isla̱, deutsch „ertéilen“ neben „úrteilen“.

λ) Schwund durch Abfall oder Ausfall, z. B. nfrz. īl (= île = Insel) statt afrz. isle, nfrz. étable = vlat. stabu̱lu; hierher gehört natürlich auch die Elision: frz. c'est, deutsch ist's? —

μ) Artwechsel, z. B. „trinken“ neben „Tra̱nk“ und Tru̱nk.

ν) Platzwechsel durch Umstellung (Metathesis), z. B. nfrz. directoi̱re statt lat. directori̱um.

ο) Neuentstehung, z. B. frz. e̱spion = deutsch Spion, arab. rūᵃḥ statt rūḥ (§ 104), russ. kuχón statt kuχn, frz. donné-je statt donne-je.

π) Dissimilation, d. h. Differenzierung zweier gleicher Vokale, z. B. arab. iqtāl statt aqtāl.

b) Mit Bezug auf die Diphthonge.

§ 127. α) Monophthongisierung (vgl. § 27). So ist áᵘ im Neufranzösischen durchweg zu ō und áⁱ zu ē oder ē̱ geworden, z. B. autre sprich ōtʳ, quai sprich kē.

β) Ferner können die einzelnen Teile von Diphthongen sich in gleicher Weise wandeln, wie unter a, α—π. So wird

hó̯ite (= Häute) aus „Haut“, līf (= lief) aus „laufen“, šrit (= schritt) aus „schreiten“. Der Stamm l̯ub (lieben) wird im Russischen zu l'ub, im Nhd. zu līb. Agriech. lo̯ipós (übrig) ist im Ngriechischen zu līpós geworden, basilé^{u}s (König) zu vasilévs usw. usw.

Vokalgruppen, die nicht einsilbig sind, werden meist gern vermieden, indem man sie entweder diphthongiert oder durch Lauteinschub trennt oder einen davon elidiert, z. B. arab. kā'in (sprich kā^{i}n). Statt a-il sagt der Franzose zur Vermeidung des Hiatus a-t-il, statt kã õ (= quand on) sagt er kã tõ, statt si il : s'il, statt v°a-õ : v°a̯iõ usw.

§ 128. c) Mit Bezug auf die Konsonanten.

α) Wandel der Quantität, also Verlängerung oder Verkürzung. Besonders das letztere ist häufig. So hat das Französische alle langen Konsonanten, die es aus dem Vlat. ererbte, verkürzt.

β) Entfärbung, also Zurückführung auf den farblosen Hauchlaut, z. B. nhd. „Haupt“, entstanden aus altem kaput (lat. caput).

γ) Palatalisierung, durch Absorption eines i, z. B. russ. p'isat' (schreiben) für älteres p'isáti.

δ) Labialisierung, durch Absorption eines u, z. B. russ. dóm^{u} (Haus) für älteres dómu.

ε) Velarisierung, durch Ausstoßung eines darin enthaltenen i oder u, z. B. nfrz. kat^{r} (vier), noch geschrieben quatre = lat. quattuor.

ζ) Vokalisierung von i̯ zu i, u̯ zu u, v zu u, l zu u, k zu i usw., z. B. nfrz. aurai (werde haben) statt älterem avrai, autre statt lat. altru, fait statt lat. fakt usw.

η) Enttonung oder Betonung silbischer Konsonanten, z. B. suah. m-tūni neben ḿ-tu.

ϑ) Schwund durch Abfall oder Ausfall. So sind z. B. im Neufranzösischen fast alle Endkonsonanten geschwunden (obwohl die Schrift sie noch bewahrt), z. B. fait sprich fe̯.

ι) Platzwechsel (Metathesis), z. B. arab. iɣ'tares (sich hüten) statt it-ɣ'ares, und so stets in der VIII. Aktionsart der Verben.

ϰ) Assimilation, Angleichung eines Konsonanten an den nebenstehenden (in „Kontaktstellung“). Entweder total, z. B. „Stall“ statt „Stadl“, lat. allūdĕre (anspielen) statt ad-ludĕre. Oder partiell, z. B. lat. com-plicāre (zusammenfalten) statt con-plicāre [1]). Ferner ist sie regressiv, wenn ein Konsonant dem folgenden, progressiv, wenn er dem vorhergehenden assimiliert wird.

Seltener ist die Assimilation bei „Fernstellung“. So hat der Türke das arab. z in zoqāq (Straße) in s verwandelt (sokāk), um es in der Exspirationsstärke dem folgenden k, einer Fortis, zu assimilieren.

λ) Dissimilation. So sagt der Araber z. B. kaṿkāb statt kaḇkāb, der Grieche triχós statt tʿriχós usw.

μ) Affrizierung. So wird auch agerm. u̯atar (Wasser) zunächst u̯atsar und dann später durch Assimilation (und Vokalschwächung) „Wasser“.

ν) Trocknung, d. h. Fallenlassen der Aspiration. Indogerm. bʿar wird z. B. im D. zu „bar“.

Der umgekehrte Vorgang, die Aspiration, ist sehr selten.

ο) Nasalierung. So stehen z. B. im D. „blink“ und „blank“ neben „blicken“ (= glänzen).

π) Verschiebung der Artikulationsart, indem z. B. eine Explosiva zur Fricativa wird oder umgekehrt usw., z. B. „freien“ neben indogerm. prī.

ρ) Verschiebung der Artikulationsstärke: eine Fortis wird zur Lenis oder umgekehrt, z. B. niederd. dag = engl. day = hd. Tag. Im d. Auslaut wird bekanntlich jede Lenis zur entsprechenden Fortis.

ς) Verschiebung der Artikulationsstelle: ein Labial wird zum Lingual oder Velar usw., z. B. engl. rōf = d. rau̯χ (in „Rauchwaren“, = neuerem „rauh“).

τ) Verschiebung der Spiration: Mundlaute werden zu Nasenlauten, Inspirate zu Exspiraten, und umgekehrt. So wird vlat. nom (Name) im Nfrz. zu nõ.

φ) Neuentstehung. So ist das d im frz. tendre (zart) statt vlat. tenre eine Neubildung zur Erleichterung der Aussprache.

---

[1]) n ist also zwar nasal geblieben, aber in die Labialklasse übergetreten, zu der p gehört.

γ) Verkümmerung durch Enttonung und Bedeutungsverlust. So wird aus „gruon + Mahd“ (= grün Gemähtes) das deutsche „Grummet“.

Auch die Kurz- und Koseformen der Eigennamen können hierhergezogen werden, z. B. „Fritz“ statt „Friedrich“, „Alli“ statt „Alwine“ usw.

d) Mit Bezug auf die Konsonantengruppen.

§ 129. Hier handelt es sich vornehmlich um Erleichterung der Aussprache, in zweiter Linie um natürliche gegenseitige Beeinflussung der einzelnen Teile. In ersterer Beziehung kommen vor:

α) Wegfall eines der Teile. So wird lat. fenestra im Nfranzösischen zu fenêtre, lat. diurn zu nfrz. jour. Hierher gehört auch z. B. die Aussprache „nich “und „is“ statt „nicht“ und „ist“.

β) Trennung der Gruppe durch Einschub von Hilfsvokalen. So sagt man im Russischen z. B. ostór (scharf) statt ostr.

γ) Verteilung der Gruppe auf zwei Silben durch Syllabisierung des einen Teils. So wird rom. sabl im Französischen zu sa-bl mit silbischem l.

δ) Vokalisierung des einen Teils, z. B. frz. autre statt älterem altre, ital. bianco (weiß) statt älterem blanco nfrz. étude statt lat. studium.

ε) Einschub eines die Aussprache erleichternden Hilfskonsonanten. So wird im Griechischen mesēmría (Mittag) zu mesēmbría, anrós (Mannes) zu andrós.

In der zweiten Beziehung kommt besonders die Assimilation in Betracht (vgl. § 128 κ). Im übrigen kommen alle möglichen Arten der gegenseitigen Beeinflussung („kombinatorischer Lautwandel“) vor, vgl. § 148. Außerdem kann aber auch jeder Teil einer Gruppe für sich den Veränderungen unterliegen, denen die Einzelkonsonanten unterworfen sind. So wird z. B. lat. park-us im Deutschen zu pferχ', indem die Explosiva k in die verwandte Fricativa übergeht (§ 128 π).

§ 130. e) Mit Bezug auf den Silbenbau.

α) Enttonung oder Betonung, z. B. Dóktor, aber Doktóren.

β) Offnung infolge Abfalls oder Erleichterung (§ 129 β) des Verschlusses, z. B. frz. respē statt des älteren respect, russ. ku-χón statt kuχn (§ 129 β).

γ) Schließung durch Antritt von Suffixen oder Vokalausfall, z. B. vlat. vet-lus statt vetŭlus, amo-r (ich werde geliebt) statt amo-se, „Tag“ statt älterem da-gas.

δ) Umbau (Metathesis), z. B. griech. morfḗ = lat. forma- ägyp.-arab. qátel (töten) = marokk.-arab. qtál[1]).

ε) Verkümmerung infolge von Enttonung, z. B. „wir essen“ statt altem essumes.

ξ) Schwund, besonders von Suffixen. So hat das Neu-französische überall die alten Kasusendungen abgeworfen z. B. lat. stud-ium = frz. ētūd.

§ 131. f) Mit Bezug auf den exspiratorischen Akzent.

α) Umsprung vom Stamm auf die Endung (oder ein Präfix), z. B. lat. lúx (Licht), aber lucḗre (leuchten), griech. lambánō (ich nehme), aber élabon (ich nahm).

β) Umsprung von der Endung auf den Stamm. So lautet der Vokativ vom griech. anḗr (Mann): ánęr.

γ) Umsprung von einer Stammsilbe auf eine andere, z. B. griech. lambánō (ich nehme), aber elámbanon (ich nahm).

δ) Umsprung von einer Silbe der Endung auf eine andere, z. B. ital. finísco (ich ende), aber finiámo (wir endigen).

ε) Gänzliche Enttonung oder umgekehrt Betonung sonst unbetonter Wörter. So ist ce (dies, das) im Französischen stets unbetont; soll es betont werden, so muß es ceci oder cela lauten.

g) Mit Bezug auf den musikalischen Akzent.

§ 132. Hier ist nur zu bemerken, daß z. B. im Chinesischen und im Nama in zusammengesetzten Wörtern die unbetonten Teile ihre eigentümliche Intonation ganz oder zum Teil aufgeben.

---

[1]) In der arabischen Grammatik nennt man diese Erscheinung „Umsprung“.

B. Die Ursachen des Lautwandels und die allgemeinen Lautgesetze.

a) Ursprüngliche Lautverschiedenheiten.

§ 133. Vorweg muß bemerkt werden, daß eine Reihe von Erscheinungen, die wir bisher unter dem Namen „Lautwandel" miteinbegriffen haben, nicht eigentlich unter diesen Begriff gehört, sondern zur Klasse der „ursprünglichen Lautverschiedenheiten" gerechnet werden muß.

Wir wissen, daß die Artikulationsbasis nur im großen und ganzen dieselbe, darüber hinaus aber bei allen Menschen verschieden ist, der Einzelperson nach, dem Stamme nach, dem Volke nach, der Rasse nach. Jede Gruppe und jeder Einzelne haben ihre besonderen Eigentümlichkeiten der Artikulation, der in dem eigentümlichen Bau und den ererbten Anlagen ihrer Sprachorgane ihren Grund haben (vgl. § 123).

Es ist a priori klar, daß z. B. ein k-Laut im Munde verschiedener Menschen, Stämme, Völker, Rassen überall verschieden ausfallen muß. Nur im Grundwesen, der Bildung und explosiven nachdrücklichen Öffnung eines Verschlusses im Hintermunde, sind die verschiedenen k einander gleich, in tausend Einzelheiten weichen sie voneinander ab, in der laryngalen oder velaren Artikulation, in der Reinheit oder Gemischtheit der Bildung (mit i. u. ṅ), in der Stärke der Explosion usw. Die Spannweite dieser Abweichungen kann sehr beträchtlich sein; sie geht z. B. beim k vom ʒ der arabischen Ägypter über g, g′, ḡ, k′, k, kʷ bis zum q. Ja, sie geht noch weiter. Sie kann so weit gehen, daß auch das Wesen des k-Lautes dadurch berührt wird. Es gibt Völker, z. B. in der Südsee, die nicht daran gewöhnt und daher nicht befähigt sind, den k-Verschluß zu bilden und dafür den t-Verschluß substituieren, also z. B. tanata (Mensch) statt kanaka sagen, wie ja auch bei uns die kleinen Kinder.

So kommt es, daß in jedem — größeren oder kleineren — Sprachgebiet von Hause aus gewisse Unterschiede in der Lautform der Sprache vorhanden sind und weiter vererbt werden. Wenn wir z. B. im deutschen Sprachgebiete die Formen hd. „Bär" und thüringisch pēr, šiṅkən (Schinken) und westfälisch s′inkən nebeneinander finden, so kann nicht davon

die Rede sein, daß das eine sich aus dem andern durch Lautwandel entwickelt habe. Hier liegen vielmehr ursprüngliche Lautverschiedenheiten vor, die auf Verschiedenheit der Artikulationsbasis beruhen.

Nun kann freilich, wie es vielfach geschehen ist, eine einzige solcher Varietäten in einem bestimmten Sprachgebiete alle anderen verdrängen, wenn auch eventuell nur in einzelnen Schichten des Gesamtvolkes. So ist die niederdeutsche Lautfolge s + Konsonant im Anlaut im ganzen hochdeutschen Sprachgebiete, also auch in den niederdeutschen Gebieten, durch das oberdeutsche š + m verdrängt worden. Der Niederdeutsche sagte smáⁱsn statt oberdeutsch šmáⁱsn (schmeißen), heute spricht er gleichfalls šmáⁱsn, weil das Hochdeutsche, ursprünglich ein oberdeutscher Dialekt, in den höheren Volksschichten als Umgangs-, Geschäfts- und Literatursprache die niederdeutschen Dialekte seit Luthers Bibelübersetzung allmählich verdrängt hat. Hier kann man also füglich nicht sagen, hd. šm sei durch Lautwandel aus nd. sm entstanden, sondern nur, Letzteres sei durch das obd. šm „verdrängt“ und „ersetzt“ worden.

Nicht immer ist es freilich so leicht, die Grenze zwischen ursprünglichen Lautverschiedenheiten und eigentlichem Lautwandel zu ziehen.

b) Anthropologischer Lautwandel.

§ 134. Ferner ist anzunehmen, daß die Artikulationsbasis einer und derselben Sprachgemeinschaft sich mit der Zeit ändert. Sonst wären manche Erscheinungen des Lautwandels nicht hinreichend zu erklären. Exakt wissenschaftlich nachgewiesen ist eine solche Änderung indessen bisher nicht.

Warum ist z. B. jedes vlat. k′ vor i- (und i-haltigen) Vokalen über t′ im Italienischen zu tš verschoben worden? Eine leichte Verstärkung der Sonorität wird ja freilich dadurch erreicht, aber diese reicht nicht aus, einen so tiefgehenden Wandel zu erklären.

Zweifellos ist aber Wandel der Artikulationsbasis der Grund des Lautwandels in dem nicht seltenen Falle, daß eine Sprache in den Mund eines fremden Volkes übergeht, wie das Vulgärlateinische in den Mund der Gallier,

Iberer usw. In diesem Falle erleiden die Laute durch Anpassung an die Artikulationsart, wie sie dem fremden Volke in der Anlage angeboren und durch Übung in seiner eigenen Sprache zur zweiten Natur geworden ist, wo erforderlich, einen entsprechenden Wandel. Das Volk macht sich die fremden Laute „mundgerecht". Ein großer Teil der lautlichen Eigentümlichkeiten der romanischen Sprachen ist sicherlich auf diese Weise zu erklären.

c) Glottologischer Lautwandel.

§ 135. Die Haupttriebfeder alles Lautwandels aber ist und bleibt, bewußt oder — häufiger — unbewußt, das Interesse des Sprachzwecks, also ein Motiv der praktischen Vernunft (vgl. § 18 und § 122).

Das Interesse des Sprachzwecks erfordert, daß die Sprache in allen ihren Teilen so beschaffen sei, daß sie weder dem Redenden noch dem Hörenden mehr als das unumgängliche Mindestmaß an (körperlicher und geistiger) Mühe und an Zeitverlust zumute. Eine Sprache muß also leicht und schnell sprechbar und leicht und schnell verständlich sein. Das ist der alles beherrschende Gesichtspunkt für ihre Entstehung und weitere Entwicklung, auch auf dem rein lautlichen Gebiete.

Daraus folgt unmittelbar, daß eine Sprache einerseits deutlich, d. h. in allen wichtigen Einzelheiten leicht unterscheidbar, mithin verschieden, anderseits daß sie möglichst einfach, d. h. nicht mehr differenziert sei, als der Sprachzweck eben verlangt. Die Forderung der Einfachheit schließt ferner die der Regelmäßigkeit ein. Und die Tendenz, Zeit zu sparen, führt zur Forderung größtmöglicher Kürze.

§ 136. Wie ersichtlich, widersprechen diese Forderungen einander und begrenzen sich daher gegenseitig. Zwischen den Forderungen der deutlichen Verschiedenheit und der mühelosen Einfachheit müßte ein Kompromiß geschaffen werden, ebenso wie zwischen der Forderung der Kürze und der der Deutlichkeit und anderseits zwischen der Forderung der Einfachheit und der der Deutlichkeit. Diesen Kompromiß hat jede Sprache bis zu einem gewissen Grade schon zu Anfang vollzogen und dann nach und nach im Sinne des Sprach-

zwecks weiter verbessert. Keine hat aber eine ideale Lösung erreicht, und jede hat daher die Tendenz zu weiterer Vervollkommnung. Wohin diese Entwicklung schließlich führt, habe ich in meiner praktischen Grammatik der romanischen Sprachen (Nr. 131 dieser Bibliothek), ausführlicher auseinandergesetzt.

Die Art des Kompromisses, die Grenzen also, die jedes Volk in seiner Sprache zwischen diesen Forderungen gezogen hat, hängt zum großen Teil von der Sonderart seiner Psyche ab, die übrigens auch ihrerseits wieder dem Wandel ausgesetzt ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß sie überall flüssig sein müssen, und daß das Streben nach Deutlichkeit schließlich überall ein gewisses Übergewicht behält, so daß jede Sprache zu ihren Gunsten auf Kosten der Kürze, Einfachheit und Regelmäßigkeit einen gewissen Luxus treibt.

§ 137. Wenden wir nun diese Grundsätze auf den Lautwandel an, so ergibt sich das Folgende:

Die Deutlichkeit fordert zunächst eine leichte Unterscheidbarkeit der Laute. Dadurch wird in jeder Sprache ihre Auswahl von vornherein bedingt. Laute, die einander im Klange allzu nahe stehen, widersprechen dem Sprachzweck. Wo sie vorkommen, sucht jede Sprache sie zu beseitigen, indem sie sie entweder stärker dissimiliert (unähnlicher macht) oder im Interesse der Einfachheit ohne weiteres zusammenwirft, wenn ihre Unterscheidung nicht absolut nötig ist. So hat das römische Volk den allzu geringen Unterschied zwischen o und u, sowie zwischen e und i aufgegeben, so daß in den romanischen Sprachen nun bloß noch o und e dafür erscheinen. Der Hochlateiner sagte z. B. viridis (grün) und veritas, der Mann des Volkes verde und veritate, und daher z. B. die Franzosen heute vert und vérité. Da es selten nötig war, hier zu dissimilieren, so überwog fast stets das Interesse der Einfachheit.

§ 138. Hierauf ist es zurückzuführen, daß alle Sprachen die Neigung zeigen, etwa vorhandene Aspiraten, palatalisierte und labialisierte Konsonanten zu beseitigen und etwaige mehrfache Nüancenreihen der Lingualen auf eine einzige zu reduzieren. So haben die Töchter des Sanskrit alle Aspiraten getrocknet und die Lingualen erheblich eingeschränkt. Und die palatalisierten und labialisierten Konsonanten haben sich in

en meisten Sprachen gar nicht erst in besonderem Umfange ıtwickelt, weil das Interesse der Deutlichkeit gegen sie sprach.

Diese Tendenz zur Vereinfachung der Laute setzte sich ırch, obwohl ihre Entstehung zum Teil erst durch das Streben ach Deutlichkeit durch Erhöhung ihrer Sonorität veranlaßt worden war. Denn es wurde unterstützt durch den Umand, daß die Artikulation der anstößigen Laute mehr Mühe erursachte und Zeit beanspruchte als die der einfacheren.

Wir sehen an diesem Beispiele, wie im einzelnen Falle n ganzer Komplex widerstreitender Motive die Entheidung bestimmen kann.

§ 139. Die Deutlichkeit fordert auch eine möglichst ohe Sonorität aller Laute. Daraus müßte sich eigentlich ie Konsequenz ergeben, nur Vokale zu verwenden, da diese den höchsten Lautwert haben. Dem widerspricht aber der mstand, daß die Anzahl der mühelos unterscheidbaren Vokalüancen für die Bildung einer Sprache offenbar nicht ausreicht. Man mußte also auch Konsonanten trotz ihrer geringeren Sonorität heranziehen. Aber man bevorzugte doch naturemäß die Vokale derart, daß Silben ohne jeden Vokal ur in ganz geringem Umfange verwendet wurden und stets ie Neigung erweckten, sie zu beseitigen, indem man einen ırer Konsonanten vokalisierte oder einen Hilfsvokal inzufügte.

§ 140 Da man den Gebrauch von Konsonanten nicht mgehen konnte, so mußte man die sonorsten unter ihnen, ie Lingualen[1]), bevorzugen und versuchen, den Lautwert er übrigen zu erhöhen. Dies geschah in der Weise, wie ir es oben (§ 18 ff.) geschildert haben, durch Aspiration, alatalisation, Labialisation, Verlängerung. Affriktion, Vokaliation und Kombination (Nasalisierung, Assibilierung, Atteïerung, lliquidierung usw.).

Dadurch geriet man aber wieder mit anderen Fordeıngen in Konflikt. Die so entstehenden neuen Laute und ruppen erwiesen sich teils als schwer aussprechbar, schwer nterscheidbar oder dem schnellen Fluß der Rede hinderlich. Und so mußte die entgegengesetzte Tendenz entstehen: sie

[1]) Sie sind auch insofern die „deutlichsten", als man sie m besten mit dem Auge unterscheiden kann.

wieder zu beseitigen (vgl. § 138). Deshalb hat der Deutsche z. B. die Affrikata in vatsər (§ 128 μ) durch Assimilation beseitigt (Wasser), das Französische hat alle ursprünglich langen Konsonanten aufgegeben, die Töchter des Sanskrit haben alle Aspiraten getrocknet, das Griechische die unbequeme Gruppe mr durch Einschub von b (§ 129 ε), das Französische die Gruppe nr durch Einschub von d (§ 129 ε), das Russische die Gruppe str durch Einschub von o (§ 129 β) erleichtert usw.

Am widerstandsfähigsten erweisen sich überall die Gruppen Muta + Liquida, Nasal + Konsonant, st und sp. Von den Affrikaten halten sich meist tš und ts, von den palatalisierten Konsonanten n′ und l′ usw.

§ 141. Aber auch den Lautwert der Vokale noch zu steigern, mußte im Interesse der Deutlichkeit wünschenswert erscheinen. Dies erreichte man durch Bevorzugung des sonoreren a vor dem i und u; anderseits hält die sonorere Artikulation den Redefluß auf, so daß man für Nebensilben dünnere Vokale bevorzugt. Ferner durch Verlängerung der Vokale, die aber wieder die Rede verzögerte und daher die Neigung erweckte, die Länge wieder zu verkürzen (§ 47 ff). Endlich durch Diphthongisierung (§ 27 ff); auch diese verursachte indessen Zeitverlust und erweckte so wieder die Neigung zur Monophthongisierung (§ 28).

§ 142. Der Deutlichkeit dient auch die Unterscheidung der Hauptsilbe, die den Wortstamm darstellt, von den Nebensilben durch exspiratorischen Akzent. Die meisten Sprachen haben dies Mittel in dieser Funktion daher festgehalten und nur wenige hinter der Verwendung desselben für ausschließlich rhetorische Zwecke zurücktreten lassen, obwohl beide Zwecke sich ganz gut miteinander vereinigen lassen.

Ob der Akzent auf dem Stamm oder der Endung ruht, wird durch die Volkspsyche bestimmt (§ 123). Daß er eine bestimmte Silbe bevorzugt (wie die vorletzte im Polnischen § 98), liegt an dem Bestreben, den Rhythmus der Sprache zu regularisieren. Daß er endlich z. B. von der Quantität der Silben abhängig gemacht wird, hat seinen Grund darin, daß er naturgemäß verlängernd wirkt und daher z. B. im Lateinischen die Quantität kurzer Vokale verderben würde usw.

Alle diese Momente geraten natürlich oft miteinander in Streit und führen dann zum Tonwechsel.

Die Volksseele wandelt sich. Völker, die früher die Endung für wichtiger hielten, legen später dem Stamm erhöhte Bedeutung bei und wechseln damit den Akzent, und umgekehrt. Auch die Wortform wandelt sich und mit ihr, den herrschenden Gesetzen entsprechend, nicht selten der Akzent. Im Lateinischen betonte man ávĭdus und cádĕre, weil die vorletzte Silbe kurz war und ihre Kürze durch den Akzent gefährdet gewesen wäre; aber das Volk ließ sich mehr durch das Interesse der Regelmäßigkeit leiten und betonte, da die meisten lateinischen Wörter den Akzent auf der vorletzten Silbe tragen, seinerseits avídus und cadére. Unter dem Drucke des Akzents wurde nun der Vokal verlängert und so entstanden die französischen Wörter avíde und (afrz.) caër.

§ 143. In den meisten Sprachen findet sich ein Abscheu vor dem Hiatus, also vor dem Konsonanten ʾ, dem bloßen Stimmansatz nach einem Vokal vor einem folgenden, eine neue Silbe bildenden Vokal. Der Konsonant ʾ ist eben unbequem zu sprechen und hemmt den glatten Fluß der Rede und man sucht ihn daher nach Möglichkeit zu vermeiden (vgl. § 155 f). Aber dies Bestreben hat seine Nachteile. Einmal beschränkt man dadurch die Verwendbarkeit gerade der sonorsten Laute, der Vokale. Sehr vokalreiche Sprachen, wie z. B. manche Südseesprachen, müssen daher den Hiat wohl oder übel mit in Kauf nehmen. Anderseits wird er mitunter als das kleinere Übel geduldet, z. B. im ägyptischen Arabisch, wo er an die Stelle des noch unbequemeren q getreten ist.

§ 144. In jedem bestimmten Zeitpunkte befindet sich natürlich jede Sprache auf einer bestimmten Stufe der Lautentwicklung, und hiernach bestimmt sich ebenso naturgemäß die überwiegende Tendenz ihrer weiteren Entwicklung.

Besitzt eine Sprache ein sehr einfaches und regelmäßiges Lautsystem, so leidet sie unter dessen Fehlern, die darin bestehen, daß die Möglichkeit der Unterscheidung und die Sonorität dadurch eingeschränkt wird. Sie beginnt also zu differenzieren. Die Tendenz zur Komplikation und Unregelmäßigkeit gewinnt die Oberhand über die Neigung zur Einfachheit und Regularität. Das Lautsystem wird immer differenzierter und unregelmäßiger, bis endlich — wie in aller Sprachentwicklung, ja in aller Entwicklung überhaupt — die

Vorzüge der dieselbe treibenden Faktoren in das Gegenteil umschlagen.

Sprachen mit hochdifferenziertem und vielfach unregelmäßigem Lautsystem leiden unter den Fehlern dieser Differenzierung und Unregelmäßigkeit; Artikulieren und Hören erfordern nun ein unerträglich erhöhtes Maß von Sorgfalt, Aufmerksamkeit, Gedächtnisanspannung, Mühüberwindung und Zeitaufwand, und erwecken die Sehnsucht nach größerer Einfachheit und Regelmäßigkeit. Und so gewinnt nun die Tendenz der weiteren Entwicklung in letzterem Sinne die Oberhand und führt allmählich zu einfacheren Zuständen zurück. Bis auch hier wieder der Punkt erreicht ist, wo die Fehler der Einfachheit und Regelmäßigkeit sich stärker fühlbar machen als ihre Vorzüge. Dann beginnt der Kreislauf von neuem, denn ein idealer Ausgleich beider Prinzipien ist in der Praxis nie erreichbar.

§ 145. Aus allem, was wir bisher gesagt haben — so lückenhaft es bei der Beschränktheit des zur Verfügung stehenden Raumes nur sein kann —, geht doch so viel deutlich hervor, daß der Lautwandel keine Erscheinung ist, die auf Zufall oder Willkür beruhte, sondern daß er in jedem Falle durch bestimmte Gesetze, die Lautgesetze, streng kausal bedingt ist.

Diese Gesetze emanieren, wie ersichtlich, aus folgenden Quellen: der Volkspsyche, dem somatischen Habitus (der die Artikulationsbasis bestimmt) und dem Zweck der Sprache. Aus der letzten Quelle, der Quelle des praktischen Interesses, fließen allgemeine Lautgesetze; durch die beiden anderen (die psychisch-somatischen Gegebenheiten) werden die speziellen Lautgesetze der einzelnen Sprachen und Sprachgruppen geschaffen.

Dazu kommt aber noch ein wesentliches Moment und einige Faktoren von sekundärer Bedeutung.

d) Phthongologischer Lautwandel.

§ 146. Der vierte wesentliche Grund des Lautwandels ist die natürliche Eigenart der Laute und ihr natürliches Verhältnis zueinander.

Die Ursachen des Lautwandels liegen also teils in der Natur des Menschen, teils in der Natur der Sprache und

teils in der Natur der Laute. Danach werden wir folgerichtig von anthropologischen, glottologischen und phthongologischen Ursachen sprechen und damit die bisher übliche Einteilung in „spontanen“ und „bedingten“ Lautwandel über Bord werfen. „Bedingt“ ist der Lautwandel eben immer.

§ 147. Der phthongologische Lautwandel resultiert also aus der Eigenart der einzelnen Sprachlaute. Hierher gehören also zum Beispiel Erscheinungen, wie die, daß i wegen seiner engen Verwandtschaft mit i̯ in dieses übergeht, wenn also z. B. lat. linĕa über linĭa zu lin'a = frz. lin'e (geschrieben ligne) sich wandelt. Ferner das Phänomen, daß eine Palatalis infolge ihrer I-Haltigkeit auch den vorhergehenden oder folgenden Vokal mit i infiziert, wenn z. B. lat. k'apu (Haupt), über k'aⁱpu, šaⁱf zu frz. šef (= chef) verändert wird.

§ 148. Wir unterscheiden zwei Arten des phthongologischen Lautwandels. Die eine, der intransitive[1]) oder selbständige oder innerlich bedingte Lautwandel besteht darin, daß ein Laut infolge seiner Natur sich selbst ändert (wie oben i zu i̯), die andere, der transitive[2]) oder äußerlich abhängige oder bedingte Lautwandel besteht darin, daß ein Laut durch einen anderen oder durch seine Stellung innerhalb der Silbe oder endlich durch die Betonung verändert wird (wie oben von k' das folgende a).

Wir behandeln zunächst die Hauptphänomene des

intransitiven Lautwandels.

§ 149. α) Flüchtiges i und u unterscheiden sich fast gar nicht von i̯ und u̯; sie haben daher eine natürliche Neigung, sich zu konsonantisieren, und umgekehrt. Daher wird z. B. lat. línĕa (Linie) über línⁱa zu línja (und dann später im Französischen zu lin' = ligne). Umgekehrt wird vlat. averai (ich werde haben) über avrai zu frz. aurai (das dann später in ōrē übergeht).

β) Ebenso nahe stehen sich ferner l und u, so daß ersteres die Neigung hat, sich in letzteres zu wandeln. So wird lat.

[1]) Bisher „spontan“ genannt, was nicht zutrifft, da es den Anschein der Unbedingtheit erweckt.

[2]) Bisher „kombinatorisch“ genannt, an sich ein brauchbarer Ausdruck, aber kein logischer Gegensatz zu „spontan“. Der Gegensatz zu „kombinatorisch“ wäre vielmehr „isoliert“.

ăltru (andere) im Französischen zu autre (und später zu ōtr). Ähnlich steht es zwischen m^u und u.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen l', n' und ^{i}, so daß sich erstere gern in letzteres auflösen. So wird lat. canalia über kanal'a im Französischen zu kanâ^i (canaille), und frz. ligne, ursprünglich lin' gesprochen, lautet heute meist schon wie lî^i.

γ) Stark geschlossenes o und offenes u sind schwer unterscheidbar; sie haben daher die natürliche Neigung, ineinander überzugehen. Dasselbe gilt von stark geschlossenem e und offenem i. Daher sagte der Hochlateiner z. B. viridis und punctum, aber das Volk verde und ponctu, was dann ins Romanische, z. B. als vert (grün) und point (Punkt) ins Französische überging.

δ) b und u̯ (v), g und i̯ stehen sich gleichfalls so nahe, daß sie leicht ineinander übergehen. So ist jedes lateinische b im Inlaut zwischen Vokalen in den romanischen Sprachen zu v geworden, z. B. lat. habēre = it. avēre. Und der Berliner sagt bekanntlich „Jott" statt Gott. Auch i̯, d' und g' zeigen gleiche Neigung aus gleichem Grunde.

ε) f^c und h wechseln wegen enger Verwandtschaft nicht selten, z. B. lat. filius (Sohn) = span. hijo.

ζ) l und n (seltener i̯, g, d, u̯ und m) fallen infolge der Schwäche ihrer Artikulation leicht überhaupt aus. So z. B. l häufig im Suaheli im Anlaut und zwischen zwei Vokalen (kioo statt kilolo = Spiegel) und n im Portugiesischen zwischen zwei Vokalen: boa = lat. bona.

Aus dem gleichen Grunde ist auch h im Französischen, Italienischen (und schon im Vulgärlateinischen) geschwunden: frz. avoir = it. avere = lat. habere (haben). Ferner sind die flüchtigen Vokale dem gleichen Schicksal ausgesetzt.

η) Vokalgruppen, deren einer Teil stark betont ist, gehen leicht in Diphthonge über, besonders wenn der schwächere Teil ein i oder u ist. Grund: die nahe Verwandtschaft beider. Aus dem gleichen Grunde gehen Diphthonge leicht in Monophthonge über, also a^u in ō, a^i in ē usw.

ϑ) Die Labialen werden mit ähnlicher Lippen- und Zungenstellung gesprochen wie das u, und ein analoges Verhältnis besteht zwischen i und den Lingualen[1]). Daher haben die letzteren eine natürliche Neigung, sich auch ohne äußeren

[1]) Wie auch zwischen a und den Velaren und Gutturalen.

Einfluß zu palatalisieren, und die Labialen: sich mit u-Inhalt zu füllen.

So labialisiert sich z. B. f im lat. famis (Hunger) im Spanischen und Rumänischen von selbst, was sich in der Trübung des folgenden Vokals zeigt: span. fome, rum. foame.

ε) l und r werden wegen ihrer Verwandtschaft oft vertauscht vgl. z. B. „Dorf“ und „Tölpel.“

§ 150. Alle diese Veränderungen gehen also auf zwei Ursachen zurück: sehr nahe Verwandtschaft und dadurch gegebene Permutabilität (Vertauschungsfähigkeit) oder natürliche Schwäche der Artikulation eines Lautes.

Sonstiger Wandel eines Lautes ohne erkennbaren äußeren Einfluß muß auf ursprüngliche Verschiedenheiten (§ 133) oder auf Verschiebung der Artikulationsbasis zurückgeführt werden. Indessen ist — wie hier nicht weiter ausgeführt werden kann — die Grenze im einzelnen schwer zu bestimmen. So kann es z. B. zweifelhaft erscheinen, ob der vorkommende Wechsel der Artikulationsstelle (d. rauch = engl. röf auf anthropologischen oder glottologischen Gründen (weil die Lippenlaute sichtbar und daher deutlicher sind) beruhe.

§ 151. Der transitive Lautwandel

zerfällt naturgemäß in folgende Gruppen:

Lautwandel eines Vokals (Monophthongen, Diphtongen usw.), verursacht durch

α) einen anderen Vokal;

β) einen Konsonanten;

γ) seine Stellung innerhalb der Silbe (Anlaut Inlaut, Auslaut) und deren Art;

δ) den Ton.

Lautwandel eines Konsonanten (Monophthongen, Diphthongen usw.), verursacht durch

α) durch einen anderen Konsonanten;

β) einen Vokal;

γ) seine Stellung innerhalb der Silbe (Anlaut. Inlaut, Auslaut) und deren Art;

δ) den Ton.

Dabei ist zu bemerken, daß der wirkende Laut dem betroffenen unmittelbar benachbart sein kann, so daß beide „in

Kontaktstellung“ stehen, oder daß sie durch andere Laute getrennt — in Fernstellung — sein können.

Ferner ist das Verhältnis der vier wirkenden Momente untereinander derart, daß die Wirkung der beiden ersteren immer durch die beiden letzteren modifiziert wird. Die Einteilung müßte also korrekter lauten:

Betonter oder unbetonter freier oder gedeckter Vokal im Anlaut, Inlaut oder Auslaut, beeinflußt durch

α) einen anderen Vokal;

β) einen Konsonanten.

Betonter oder unbetonter Konsonant im Anlaut, Inlaut oder Auslaut, beeinflußt durch

α) einen anderen Konsonanten;

β) einen Vokal.

Schließlich ist zu unterscheiden, ob der beeinflussende Laut vorausgeht oder folgt. Im ersteren Falle redet man von progressiver (fortschreitender), im letzteren von regressiver (rückschreitender) Wirkung.

§ 152. Die Stellung eines Lautes an einer bestimmten Stelle einer bestimmten Silbenform und seine Betonung sind aber zwei Momente, die auch für sich allein schon, ohne Mitwirkung eines anderen Lautes, äußerlich bedingten Lautwandel verursachen können. Diese Arten des transitiven Lautwandels nennen wir „Lautwandel durch Position“, bzw. „durch Akzenteinfluß“ und betrachten sie zunächst.

Was zunächst den exspiratorischen Akzent anlangt, so liegt es in seiner Natur, daß durch die nachdrücklichere Exspiration die Rede verlangsamt wird. Darin liegt es denn auch begründet, daß betonte Vokale die Neigung zeigen, sich allmählich immer mehr zu verlängern und selbst zu steigern und zu diphthongisieren. So ist das uralte Wort pătér (Vater), nachdem es im Deutschen den Ton auf die Stammsilbe genommen hat, zu fā́tər geworden. Betontes me wird im Französischen zu moi, que zu quoi (wobei oi für älteres langes ē eintritt).

Umgekehrt wird ein Vokal durch Entonung ebenso natürlich leicht verkürzt, geschwächt, entfärbt, z. B. „Drittel“ statt „Dritt + Teil“, súfficio neben fácio usw. Kurze nachtonige Vokale in der vorletzten Silbe zeigen die natürliche Neigung zu verschwinden, z. B. lat. frĕgĭdus (kalt) = ital. freddo (statt fregdo) = frz. froid.

In sehr starkem Maße wird die ganze Vokalisation des Wortes z. B. im Hebräischen durch den Akzent beeinflußt, z. B. dāvā́r Wort), aber dəvārī́m (Wörter).

Daß auch die Konsonanten eines Wortes durch Akzentwechsel beeinflußt werden können, zeigt für die germanischen Sprachen das sogenannte Vernersche Gesetz (vgl. Mehringer, Germanische Sprachwissenschaft).

§ 153. Die Natur der offenen Silbe bringt es mit sich, daß ihr Vokal zur Verlängerung neigt. Einfach geschlossene Silben sind indifferent, doppelt geschlossene neigen ebenso natürlich zur Kürzung ihres Vokals. Im Deutschen sind z. B. fast alle betonten, kurzen Vokale in offener Silbe verlängert worden, z. B. mhd. gébm (geben) = nhd. gḗbm. Dagegen hat jede deutsche Stammsilbe, die doppelt geschlossen ist, kurzen Vokal, z. B. bald (= engl. bōld), kalt (= engl. cōld) usw.

Dies ist auch der Grund, weshalb fast alle Konsonanten im Auslaut nfrz. Wörter verstummt sind. Die vorhergehenden Vokale sind durchweg lang geworden, und daher mußte nach französischem Lautgesetz die Silbe geöffnet werden, was durch Abfall der schließenden Konsonanten geschah.

Der Silbenanlaut und -auslaut sind insofern in exponierter Position, als sie dem Einfluß der vorgehenden bzw. folgenden Silbe ausgesetzt sind. Hierdurch entsteht Anlaß zu außerordentlich vielen Kontaktwirkungen, innerhalb desselben Wortes (also im Inlaut) wie auch innerhalb eines Satzes durch das Zusammentreffen der Wortanlaute und -auslaute. Die Kontaktwirkungen der letzteren Art faßt man unter dem Namen Sandhi (Satzphonetik) zusammen.

Ferner bestehen in jeder Sprache besondere Gesetze darüber, welche Laute im Silbenanlaut, -inlaut oder -auslaut stehen dürfen und welche nicht. Dies beruht offensichtlich auf anthropologischen Gründen. Infolgedessen wird z. B. griech. gálakt (Milch) zu gála verkürzt, da kt hier nicht im Auslaut stehen darf.

§ 154. Die Art der Einwirkung eines Lautes auf den anderen besteht in den weitaus zahlreichsten Fällen in einer Assimilation (Angleichung). Viel seltener ist die Dissimilation (Abgleichung), die Ersatzdehnung, die Kontraktion (Zusammenziehung), die Diphthongisierung (oder Syllabilisierung), und Diäresis (Trennung), die Metathesis

(Umstellung), die Elision und die Augmentation (Vermehrung).

Wir betrachten die selteneren Arten zuerst.

§ 155. Die Augmentation ist die Hinzufügung eines neuen oder Reaktivierung eines verstummten Lautes zur Vermeidung des Hiatus (vgl. § 143, phthongologischer Grund) oder zur Erleichterung schwer sprechbarer Konsonantengruppen (phthongologischer Grund) im Anlaut (§ 95), Inlaut (§ 129ε) oder Auslaut. Wann die Augmentation eintritt, wird durch anthropologische Ursachen bestimmt.

§ 156. Die Elision eines Vokals soll den Hiat verhindern (vgl. § 143, phthongologischer Grund). Sie tritt aber auch zwischen Konsonanten ein, um die Rede zu kürzen (glottologischer Grund) oder wegen der Neigung flüchtiger Vokale zum Schwund (phthongologischer Grund, § 149ζ), z. B. „ist's" statt „ist es", türk. kaⁱk'la (mit einem Boote) statt kaⁱkⁱla. Auch Konsonanten werden zur Erleichterung der Aussprache (glottologischer Grund) mitunter ausgestoßen, z. B. „Welt" statt „Werlt" (vgl. holl. werld und engl. world). Ebenso z. B. frz. étable (Stall) statt estable, fenêtre (Fenster) statt fenestre, russ. pozna (spät) statt pozdna usw.

157. Die Metathesis (§ 130δ) ist die Umstellung von Lautfolgen, die dem Sprachgefühl unbequem sind (glottologischer Grund). In welchem Falle dies zutrifft, hängt von anthropologischen Gründen ab, z. T. aber auch von phthongologischen, insofern sie besonders gern die Lautfolgen trifft, die eine Liquida enthalten, z. B. slaw. grad (Stadt) = germ. gart (Stuttgart), germ. „voll" (statt voln) = lat. plen- usw.

Regelmäßig tritt z. B. Metathesis im Arabischen bei der Bildung der VIII. Aktionsform des Verbums ein, z. B. iχ-tares (sich hüten) statt it-χares, von χares (hüten). Im Ursemitischen war dies nur der Fall, wenn das Verbum mit einem Zischlaut begann, und so ist es im Hebräischen geblieben. Im Arabischen hat sich die Metathesis dann aber durch „Systemzwang" (Analogiebildung) auf alle Verben ausgedehnt.

Dagegen beruhen „umgesprungene" Silben (§ 130δ) wie marokk. qtál statt ägypt. qátel nicht auf Metathesis, sondern auf Akzentwechsel.

§ 158. Syllabisierung ist die Verwandlung einer zweisilbigen in eine einsilbige Gruppe, wenn also z. B. arab.

qa^{u}s zu qōs oder lat. línĕa (Linie) zu línja wird. Sie beruht teils auf Toneinfluß (§ 152), teils auf glottologischen (Redekürzung), teils auf phthongologischen Gründen (§ 149 α).

Die entgegengesetzte Erscheinung, die Diäresis, ist nicht seltener. Sie besteht in der Auflösung einer Silbe in zwei aus glottologischen Gründen (Vermeidung von Aussprachesschwierigkeiten). So wird das zweisilbige frz. établ dreisilbig, indem man das l silbisch spricht.

§ 159. Kontraktion ist die Zusammenziehung zweier Laute in einen. Sie kann auf glottologischen oder phthongologischen Gründen beruhen.

Man zieht z. B. zusammen: zwei gleiche Vokale in einen (langen), z. B. griech. ðulóōn (dienend) in ðulōn.

Zwei ungleiche Vokale in einen (langen), z. B. griech. timáomen (wir ehren) in timōmen, frz. autre (ander) in ōtr usw.

Einen Konsonanten und ein i oder u in einen palatalisierten oder labialisierten Laut (vgl. § 171).

§ 160. Die Dehnung eines Vokals tritt mitunter ein als Ersatz für einen ausgestoßenen oder abgeworfenen Konsonanten. So wird lat. fenĕstra nach Ausfall des s im Französischen zu fənētr, frz. estable nach Ausfall des s zu ētab-l, griech. práttont nach Abfall des t zu práttōn. Grund: Veränderung der Silbenform.

§ 161. Der Abgleichungstrieb beruht auf der natürlichen Abneigung gegen Wiederholung desselben (oder eines sehr ähnlichen) Lautes in demselben Worte und besonders in derselben Silbe. Diese Abneigung entspringt ihrerseits dem glottologischen Unterscheidungstrieb. So sagt man z. B. hebr. lūn (übernachten), obwohl das Stammwort laj̯l (Nacht) ist. Ferner arab. qavqāb (Stern) statt qabqāb, ʒābār (die Brunnen) statt ʒābʒār usw. Von zwei Sonorlauten muß in demselben Worte in allen semitischen Sprachen der eine seine Artikulationsart wechseln.

In manchen Fällen wird indessen die Wiederholung eines Lautes im Anlaut zweier aufeinanderfolgenden Silben durch „haplologische Silbenellipse" (Auslassung einer Silbe zwecks Vereinfachung der Rede) vermieden, so im Arabischen bei allen Zeitwörtern, deren zweiter und dritter Stammkonsonant (vgl. § 104) gleich sind, z. B. rédde (er hat zurückgegeben) statt rédede.

Auch bei der Reduplikation (Wiederholung) einer Silbe zu grammatischen oder lexikalischen Zwecken wird die Dissimilation meist beobachtet, so stets im Griechischen, wo die Perfekte von fúō (ich wachse), χráō (ich brauche) und þrasō (ich wage): péfūka, kéχreka und teþráseka lauten statt fúfūka usw.

§ 162. Die Assimilation ist total oder partiell, progressiv, regressiv oder reziprok (gegenseitig) und beruht auf Kontakt- oder Fernwirkung.

Ihr Wesen ist die Angleichung eines Lautes an einen anderen, nur des ersten an den zweiten oder umgekehrt, oder die beiderseitige Annäherung auf einer mittleren Linie.

Zwei Laute können, wie wir wissen, in verschiedenem Maße voneinander verschieden sein, nämlich nach der Spirationsweise (Inspiration, Exspiration, Oralität, Nasalität), Sonorität (Vokale, Sonanten, Konsonanten), Artikulationsstelle (Labiale, Linguale, Velare), Artikulationsart (Explosivae, Fricativae, Vibrantes, Nasales), Artikulationsstärke (Fortes, Lenes), Quantität (Länge, Kürze usw.) und der Temperatur (dem Mischungsverhältnis, ob rein oder gemischt, aspiriert, affriziert, palatalisiert, labialisiert, nasaliert usw.).

Zwei Laute können einander so nahe stehen, daß sie nur in einer dieser Beziehungen verschieden sind, wie p und b, die sich nur durch die Artikulationsstärke unterscheiden. Oder in mehr als einer Beziehung, wie b und s, die nach der Artikulationsart, -stärke und -stelle verschieden sind. Aber natürlich nicht in allen Beziehungen gleichzeitig, da ja z. B. die Inspiraten nur in einer Artikulationsart vorkommen.

§ 163. Die totale Angleichung besteht nun darin, daß ein Laut unter dem Einfluß eines anderen alle seine Besonderheiten aufgibt und daher jenem vollständig gleich wird.

So wird älteres stadl durch Angleichung des d an das l zu „Stall“ (regressiv), ferner arab. iḍtaraka zu iddaraka (progressiv).

Der Grund aller Assimilation ist ein zweifacher. Das glottologische Interesse der Beseitigung von Aussprache-schwierigkeiten wirkt zusammen mit einem phthongologischen (oder phonetischen) Moment.

Im Fluß der Rede nämlich erfordert jeder neue Laut eine neue Einstellung der Sprachwerkzeuge. Der fortwährende Wechsel der Einstellung verlangt Aufmerksamkeit und Sorg-

falt, und ein kompliziertes und exaktes Nerven- und Muskelspiel, wenn die Artikulation deutlich ausfallen soll. Dem steht aber — besonders unter dem Zwange eiliger Rede — die begrenzte Leistungsfähigkeit aller mitwirkenden Organe, und wo nichts zu Eile zwingt, die natürliche Bequemlichkeit des Individuums entgegen.

Die Folge ist einmal, daß keine Einstellung ganz exakt ausgearbeitet wird. Nach der Aussprache eines Lautes wird auch nicht erst die Ruhelage völlig wiederhergestellt, sondern man versucht unmittelbar aus der alten in die neue Einstellung überzugehen. Dies ist nur dadurch möglich, daß man schon die Einstellung für den ersten und danach auch die für den zweiten Laut von vornherein auf die Möglichkeit eines schnellen Übergangs einrichtet. So wirkt dann die Eigenart des zweiten schon auf die des ersten, und anderseits wieder die des ersten auf die des zweiten ausgleichend ein. Dadurch entsteht ganz natürlich eine Annäherung beider aneinander.

Besteht nun nur in einer Beziehung ein Unterschied, so muß diese Annäherung zu völliger Gleichheit führen. Sind sie in mehr als einer Beziehung voneinander verschieden, so braucht die Annäherung nur partiell zu sein.

§ 164. Partielle Assimilation liegt z. B. vor, wenn „lebt" im Deutschen wie lēpt gesprochen wird. Hier nimmt das b die Artikulationsstärke des t an und wird, wie dies, zur Fortis (regressiv).

Progressive partielle Assimilation liegt z. B. vor im engl. leaves (= Blätter; sprich līvz), wo s unter dem Einfluß des v zur Lenis wird, während es z. B. in hearts (hārts = Herzen) als Fortis gesprochen wird.

Reziproke Assimilation findet sich z. B. im Altarabischen, wo z. B. iḏtakara (sich erinnern) zu iddakara wird. Das d ändert also seine Artikulationsstelle und das t die Stärke, so daß sie sich beide auf der Mittellinie des d begegnen.

§ 165. Für die Fernwirkung der Assimilation ist das bekannteste Beispiel der Umlaut deutscher Stammvokale durch den Einfluß der Endungsvokale. Die Mehrzahlen „Sale, Volker, Kuhe", werden z. B. durch den Einfluß des in dem folgenden e steckenden i zu „Säle, Völker, Kühe".

§ 166. Warum wirkt nun die Assimilation bald progressiv, bald regressiv?

Dies hat zum Teil sicher anthropologische, zum Teil aber auch phthongologische Gründe, insofern der stärkere Laut natürlich widerstandsfähiger ist als der schwächere. Von den Vokalen erweist sich (besonders betontes) a gemeiniglich stärker als u und i, und u wieder stärker als i. Unter den Konsonanten sind die Fortes stärker als die andern, und die Vibranten und Nasalen im allgemeinen stärker als die Lenes.

Die regressive Assimilation überwiegt im allgemeinen bei weitem. Das ist natürlich, denn der Einfluß der Vorausschau auf das Kommende macht sich in der Psyche früher geltend als der des Rückblicks auf das Gewesene.

§ 167. Da die Rede aus aneinandergereihten Lauten besteht, so müßte die Assimilation eigentlich ständig wirken und ständig die Laute einander annähern. Das tut sie auch in der Tat nach den Darlegungen des § 163, nur nicht immer gleich in deutlich merkbarem Grade. Erst allmählich summiert sich ihre Wirkung und zeigt sich in der Endgültigkeit eines vollzogenen merkbaren Wandels.

Manche Gruppen widerstehen durchaus einer Assimilation, besonders r + Konsonant und Explosiva + Explosiva. Doch lassen sich allgemeine Gesetze kaum aufstellen; alles hängt hier von der nationalen Psyche ab. Nur ein glottologischer Grund wirkt als Widerstand, nämlich die Furcht vor mangelhafter Differenziertheit infolge zu starker Assimilation.

§ 168. Für die Art, in der die einzelnen Laute aufeinander assimilierend wirken, lassen sich zwar einige Gesetze aufstellen, doch hat keines derselben völlig durchgreifende Geltung für alle Sprachen, denn auch hier macht das anthropologische Moment in hohem Maße seinen Einfluß bemerkbar. Viele haben aber wenigstens eine weite Verbreitung, und wir wollen daher die wichtigsten davon hier zusammenstellen und müssen im übrigen auf die spezielle Lautlehre der einzelnen Sprachen und Sprachfamilien verweisen.

Zwei gleiche Vokale[1]) in Kontaktstellung werden gewöhnlich kontrahiert (§ 159), können aber natürlich auch getrennt bleiben (Kana-an). Zwei ungleiche Vokale bleiben entweder durch den Hiat getrennt (No-ah); dieser verhindert aber

[1]) Was für einfache Vokale gilt, gilt im allgemeinen auch für Diphthonge usw.

keineswegs die Assimilation („sä-en“ statt „sa-en“, vgl. engl. saw). Oder der unbeliebte Hiat wird aufgehoben, entweder durch Augmentation (§ 155) oder Elision (§ 156) oder durch Diphthongierung (§ 152). Die letztere neigt wieder zur Monophthongisierung (§ 27), und diese vollzieht sich auf dem Wege der reziproken Assimilation und nachfolgender Kontraktion: frz. autre wird erst zu o°tr, dann zu o°tre und schließlich zu ōtr, lait erst zu le^{e}, dann zu le^{ɛ} und endlich zu lɛ̄. Aber auch wenn keine Monophthongisierung eintritt, ist Assimilation nicht ausgeschlossen; so wird z. B. frz. pays (Land = ital. paese) in der Aussprache durch Assimilierung des a zu p^{e}ei.

Die Assimilation ungleicher Vokale in Fernstellung zeigt sich in der im D. wohlbekannten Erscheinung des Umlauts (§ 165), die übrigens durchaus nicht etwa auf das D. beschränkt ist, sondern zu den weitest verbreiteten Phänomenen gehört.

§ 169. In den ural-altaischen Sprachen (aber in beschränkterem Maße auch sonst zuweilen, z. B. in den Bantusprachen) findet sich eine Art der Vokalassimilation, die wir Vokalharmonie nennen. Sie besteht darin, daß die Härte oder Weichheit (vgl. § 107) des Stammvokals alle anderen Vokale eines Wortes bestimmt, z. B. gel-edžek′ (er wird kommen), aber kal-adžak (er wird bleiben). Dieser Vokalharmonie entspricht auch eine Konsonantenharmonie, indem in Wörtern mit harten Vokalen nur die harten Konsonanten k und g statt k′ und ǰ stehen dürfen.

§ 170. Was den Einfluß der Konsonanten auf die Vokale und umgekehrt anbetrifft, so ist zunächst die Tatsache wichtig, daß die Labialen mit ähnlicher Lippen- und Zungenstellung gebildet werden wie der Vokal u und seine Verwandten (o, o̲ usw.). Ein analoges Verhältnis besteht einerseits zwischen i̲ (e, e̲) und den Lingualen und anderseits zwischen a̲ und den Velaren (Gutturalen).

Die natürliche Folge dieser nahen Verwandtschaft ist zunächst, daß die Labialen — bei ungehinderter Wahlfreiheit — eine deutliche Vorliebe für u, die Lingualen für i und die Velaren und Gutturalen für a zeigen.

Besonders deutlich tritt dies z. B. im Arabischen zu Tage (§ 103 ff.), wo der Vokalismus zwar in erster Linie zum Teil von der Bedeutung, zum Teil von der grammatischen Funktion eines Wortes abhängt. Diese bestimmen das Grundschema

der Vokalisation; alle aktiven Partizipien (der ersten Aktionsart) sind z. B. nach dem Schema fāʕil (vgl. § 104) gebildet, und alle passiven nach dem Schema maf̣ūl. Welche Nüance der Grundvokale aber im einzelnen Falle einzutreten hat, wird nur durch die Art der umgebenden Konsonanten nach Maßgabe des obigen Gesetzes bestimmt (vgl. § 104). Aber der Einfluß der Konsonanten geht sogar z. T. so weit, daß er die Vokale selbst gegen das Schema verändert. Eine Labialis z. B. verwandelt vorhergehendes (seltener folgendes) a und i im Semitischen häufig in u. z. B. arab. umm (Mutter) statt hebr. ʾimm, arab. lubb (Herz) statt hebr. libb. Besonders weit geht der Einfluß der Konsonanten auf die Vokale im Oman-Dialekt des Arabischen.

Auch in anderen Sprachen findet sich Ähnliches, wenn auch mehr vereinzelt. So ist lat. fame (Hunger) unter dem Einfluß der Labialis im Portugiesischen zu fome und im Rumänischen zu foame geworden.

Die Vorliebe der Gutturalen für den a-Laut geht in den semitischen Sprachen soweit, daß sie nach langem ū, ō, ī oder ē sogar noch ein kurzes a hervorrufen. So wird z. B. arab. hebr. rūχ (Geist) wie rū^{a}χ gesprochen.

§ 171. Folgendes u und i pflegt die Konsonanten zu labialisieren und zu palatalisieren, auch wenn es nicht von ihnen absorbiert wird, so z. B. durchweg in den slawischen Sprachen, aber auch in den romanischen usw.

Doch tritt auch hierbei das im vorigen Paragraphen geschilderte Verhältnis der Konsonanten zu den Vokalen deutlich hervor. Denn die Labialen werden durch i nur unvollkommen palatalisiert, sie können auch das i nie völlig absorbieren; p′, b′, f′, v′, m′ lauten im Russischen doch stets wie pi̯, bi̯ usw. Ebenso sind labialisierte Linguale ziemlich selten (arab. ṭ^{u}, ḍ^{u}, z^{u}), nur ɫ ist häufiger. Umgekehrt erscheinen gerade die Lingualen am häufigsten palatalisiert, und š, ž, tš, dž, l′ und n′ sind beinahe allgemein verbreitet. Die Absorption des u ist überhaupt seltener als die des i, und selbst bei Labialen meist unvollkommen; es bleibt bei pu̯, bu̯, fu̯, und nur m^{u} ist häufiger.

Die Velaren verschlucken das i vollkommen: k′, g′ (das aber meist zu i̯ oder di̯, dž wird), h′; aber ṅ′ lautet ṅi̯. Von den u-haltigen Velaren sind h^{u} und k^{u} am häufigsten.

§ 172. Der i- und u-Gehalt palatalisierter und labialisierter Konsonanten macht sich nun im großem Umfange dahin bemerkbar, daß die vorhergehenden und noch mehr die folgenden Vokale durch den latenten Vokal beeinflußt werden. So wird z. B. lat. palar'u (Palast) im Französischen zu palai-s, bas'at (er küßt) zu baise, consil'u (Rat) zu conseil, adversar'us (Gegner) zu adversaire usw. Durch vorausgehenden Palatal wird im Französischen jedes betonte, freie a zu e, z. B. lat. k'apu (Haupt) = frz. chef, lat. k'aro (Fleisch) = frz. chair (sprich šēr), lat. carus (teuer) = frz. cher, cadēre (fallen) = frz. choir usw.

§ 173. Fortis + Lenis gleichen sich fast stets aus, entweder total (Stadt = štat), wenn sie sonst gleich sind, sonst partiell (lebt = lēpt). Ebenso werden ein stimmloser und ein stimmhafter Konsonant in dieser Beziehung stets ausgeglichen. Das „Nest" hieß ursprünglich nizd, voraus der Lateiner mit Ausfall des z nidus (= frz. nid) gebildet hat. Nachdem aber nach deutschem Lautgesetz (§ 128ρ) das schließende d zum stimmlosen t geworden war, mußte auch z stimmlos, zu s werden.

§ 174. Ein einfacher Konsonant wird durch eine folgende Palatalis gleichfalls palatalisiert. So ist im russischen Worte kn'iga (Buch) das n durch i palatalisiert worden und mouilliert nun auch weiter das vorhergehende k.

§ 175. R und l haben vielfach den Einfluß, einen vorhergehenden Vokal zu verlängern, was aus ihrer vibrantischen Natur resultiert (phthongologischer Grund), z. B. frz. terre (Erde) = tēr, engl. cold (kalt) = kōld. Dr und tr werden im Auslaut mitunter zu r, z. B. frz. verre (vēr) = lat. vetr-u.

N assimiliert sich fast stets partiell einem folgenden Labial (m) oder Velar (n), nicht aber einem Lingual: „fünf" sprich fümf, „eng" sprich enk. Auch einem vorhergehenden Labial wird es assimiliert, wenn es silbisch ist: „leben" sprich lēb-m. Vorhergehende Vokale werden durch n und m nicht selten nasaliert, wofür n und m dann verstummen: so im Französischen, Portugiesischen, Polnischen, vgl. frz. bon = bõ.

§ 176. Fortis + Fortis und Lenis + Lenis wird vielfach erhalten, vielfach gewandelt, und dann in sehr verschiedener Weise, je nach anthropologischen Verschiedenheiten. Hier muß man also die Lautgesetze der Einzelsprachen und einzelnen Sprachfamilien einsehen.

So verwandelt z. B. der Italiener das lat. fact-u in fatto (totale regressive Assimilation), der Frz. in fait (Wandel de c in i und spätere Monophthongisierung des a^i in $\bar{e}$), der Port. in feito (analog, aber mit Assimilation des a an i), der Span. in hecho (sprich hétšo) usw. Der Deutsche bleibt bei Fakt-um.

§ 177. Schließlich sind noch einige sekundäre Ursachen zu erwähnen, die den Lautwandel gelegentlich beeinflussen.

Sekundäre Ursachen des Lautwandels.

Hierher gehören besonders vier Momente: der Systemzwang, die Nachahmungssucht, der grammatische Lautwandel und die Entlehnung.

Unter Systemzwang (Analogiewirkung) verstehen wir die natürliche Neigung zur Regelmäßigkeit, Analogie, Konsequenz, die eine Folge des Sprachzwecks ist (vgl. § 18). „Ich schlief" müßte im Französischen eigentlich je dormi (= lat. dormīvi, dormii) lauten; es lautet aber in Wirklichkeit je dormis, weil es nach Analogie der s-Perfekte (dis, fis usw.) umgeformt worden ist. Die Endung -ons des unregelmäßigen Verbums être (sein) in der 1. P. Pl. (altfrz. sons aus somes = lat. sumus) ist im Französischen auf alle anderen Verben übertragen worden, weil sons am häufigsten vorkam; dadurch ist die ursprüngliche Endung -ens (= āmus, -emus) völlig verdrängt worden.

§ 178. Die Nachahmungssucht treibt dazu, die lautlichen Eigenheiten von Personen und Klassen zu kopieren, die man als tonangebend betrachtet und denen man gern gleichen möchte, z. B. das Näseln gewisser Offizierskreise, die dialektischen Besonderheiten des Volksteils, in dessen Mitte man lebt, die gezierte Sprechweise der Dandys usw. usw.

Das lat.-griech. Wort cathedra z. B. ist in zwei Formen ins Französische übergegangen. Das Volk gebrauchte die regelmäßig gewandelte Form chaise, die Kleriker, die einstmals den Stand der Gebildeten repräsentierten, die Buchform (vgl. § 180) chaire. Wer außerhalb der klerikalen Kreise gebildet scheinen wollte, sagte daher chaire. Erst später hat man dann beide Formen so geschieden, daß man chaise allgemein in der Bedeutung „Stuhl", chaire in der Bedeutung „Kanzel" gebrauchte.

§ 179. Der Lautwandel wird z. T. auch bewußt für grammatische und lexikalische Zwecke verwendet.

So gebraucht man den Ablaut des Stammvokals durch Steigerung oder Schwächung in den indogermanischen Sprachen zur Wort- und Formenbildung: trinken, Trank, Trunk, trank, getrunken; binden, Band, Bund, band, gebunden.

In den semitischen Sprachen findet sich die Konsonantenverlängerung zur Bezeichnung der intensiven (dann auch kausativen) Bedeutung, z. B. arab. ʿallem (wissen machen) zu ʿalim (wissen), ḍorrab (stark oder oft schlagen) zu ḍorab (schlagen) usw.

Anmerkung. Eine ähnliche Erscheinung scheint im Deutschen vorzuliegen, wenn wir z. B. „wachen“ und „wecken“, „bleichen“ und „blicken“ vergleichen. Hier liegt aber eine andere Ursache vor. Das Deutsche bildet Kausative durch das Suffix -i-; „wachen“ wird also zunächst zu váχ̯ion und dann zu váχ̯jən, assimiliert zu váχ̯χ̯ən, mit Umlaut (infolge des i) zu vέχ̯χ̯ən, das dann zu vékkən wird. Hier ist also die Geminata (= Doppelkonsonant) durch Assimilation entstanden.

In ähnlicher Weise wird mitunter auch die Vokalverlängerung verwendet. So bedeutet qatel im Arab. „töten“, aber qātel „zu töten versuchen“.

In manchen Sprachen dient die Nasalierung des Stammauslauts zur Wort- und Formenbildung, vgl. z. B. „blicken“ und „blinken“, griech. man*p*-áno (ich lerne) und émap*o*n (ich lernte).

§ 180. Wörter, die von einem Volke aus einer fremden Sprache entlehnt werden, büßen meist ihre nationale Aussprache ganz oder teilweise ein, selbst wenn sie die ursprüngliche Orthographie bewahren. Das frz. saison spricht der Deutsche nach seinen Lautgesetzen zezóŋ statt sezõ', charmant wie šarmánt statt šarmã' und cadet wie kadét statt kadé.

Die Wörter die wir aus dem Russischen entlehnt haben, haben wir meist in einer Orthographie übernommen, die sich eng an die russische anschließt und sprechen sie danach in unserer Weise aus, z. B. zamóvā'r statt səmavár.

Die Lautgesetze der Einzelsprachen sind aber nicht alle von Anfang an schon in Wirksamkeit, sondern treten zu verschiedenen Zeiten auf. Dementsprechend werden Lehnwörter verschieden behandelt, je nach der Zeit, zu der sie aufgenommen worden sind, und machen dann alle Lautverschiebungen mit, die von da ab die Sprache treffen. Daran kann man daher das

Alter ihrer Entlehnung erkennen. So muß „Mauer“, das aus dem Lateinischen bei uns eingedrungen ist, schon vor der Verschiebung des deutschen u zu au übernommen worden sein, denn es lautete im Lat. mūr-us.

Mitunter ist dasselbe Wort mehrmals zu verschiedenen Zeiten entlehnt worden und erscheint dann aus dem eben erwähnten Grunde in verschiedener Gestalt. So haben wir das lat. parc-us einmal in alter Zeit aufgenommen und zu „Pferch“ verschoben und dann in neuerer Zeit als „Park“ in unverschobenem Gewande.

Noch anders liegt die Sache z. B. im Französischen. Diese Sprache hat den vlat. Wortschatz einmal als Erbgut übernommen und lautlich nach eigenen Gesetzen weiterentwickelt. Hierzu gehörige Wörter nennt man Erbwörter (mots populaires). Später aber haben die gebildeten und gelehrten Kreise auch noch manches lateinische Wort eingeführt, das sonst nur der lateinischen Schriftsprache angehörte. Solche Wörter nennt man Buchwörter (mots savants). Sie zeichnen sich dadurch aus, daß ihre Lautgestalt von den französischen Lautgesetzen unberührt geblieben oder nur teilweise gewandelt worden ist. So ist das lat. captīv-us (gefangen) als Erbwort im Französischen regulär zu chétif (spr. šetif) geworden, als Buchwort aber lautet es noch captif.

C. Satzlautwandel.

§ 181. Der Satz ist, formell genommen, eine ununterbrochene Folge von Wörtern[1]), das Wort eine ununterbrochene Folge von Lauten, also auch der Satz eine ununterbrochene Folge von Lauten. Vor dem Satzanlaut und nach dem Satzauslaut ist eine größere Pause.

Der Fluß des Satzes ist aber nicht völlig gleichmäßig. Zwischen dem Subjekt und dem Prädikat wird eine kleinere Pause gemacht. Dagegen hängen Qualifikand und Attribut, Verhältniswort (im weitesten Sinne auch Kopula) und Ergänzung unter sich ohne Pause auf das engste zusammen.

Ferner variiert der Satzfluß nach Satzton, Rhythmus, musikalischer Intonation.

---

[1]) Daher schrieb man früher z. B. auch ohne Wortabsatz.

§ 182. Der Satzton ist entweder grammatischer oder rhetorischer Natur, d. h. dient entweder grammatischen oder rhetorischen Zwecken.

Gemeinhin ist das Prädikat wichtiger als das Subjekt, das Attribut wichtiger als der Qualifikand, die Ergänzung wichtiger als das Verhältniswort; sie werden daher durch stärkere exspiratorische Betonung stärker hervorgehoben. Dies ist der natürliche grammatische Satzton; er fällt mit dem Hauptton des Wortes zusammen, das er trifft.

Dies natürliche Verhältnis wird indessen durch anthropologische Verschiedenheiten vielfach modifiziert. Die eintönigen Sprachen (vgl. § 89) heben den Satzton ebenso schwach hervor wie den Wortton, so daß die Rede fast gleichmäßig — und daher auch schneller — dahinfließt. Ferner betrachtet z. B. das Japanische die satzgliedernden Partikeln ga, ga, no, ni, e, o eben wegen dieser für das Verständnis des Satzes bedeutsamen Funktion für wichtiger als alles andere und versieht sie daher vorzugsweise mit dem Satzton (vgl. § 108).

Die Stelle des Prädikats — und zwar seines wichtigsten Teiles — ist also von Natur im allgemeinen die Stelle des Satzhaupttones gegenüber den Satznebentönen.

Nun nimmt das Prädikat im allgemeinen die zweite Stelle im Satze ein; das Satzende ist mithin gemeiniglich die Stelle des grammatischen Satzhaupttones. Wir betonen also z. B. im D. „der Jä'ger schießt einen Ha"sen" mit dem Hauptton auf „Hasen" als dem Attribut, also dem wichtigsten Teil des Prädikats, und einem Nebenton auf „Jäger". In Sprachen mit fester Wortstellung, wie das Französische, muß das Prädikat grammatisch an zweiter Stelle stehen; hier ist diese Stelle für das Prädikat so charakteristisch, wie die erste für das Subjekt. Hier liegt also der grammatische Satzhauptton immer auf dem Satzende; der Satz fließt fast völlig tonlos dahin, nur das Satzende wird stets scharf hervorgehoben.

§ 183. Dies natürliche Verhältnis wird nun durch den rhetorischen Akzent vielfach gestört. Das Wesen des rhetorischen Akzent besteht in der stärkeren exspiratorischen Betonung eines Wortes (mit dessen Wortakzent zusammenfallend) zum Zweck seiner Hervorhebung im starken Gegensatz zu seinem (kontradiktorischen oder konträren) Gegenteil. Wenn ich mit rhetorischer Hervorhebung z. B. sage: „einen

Ha"sen hat der Jäger geschossen," so will ich damit besonders betonen, daß er nicht ein Reh oder sonst ein Wild geschossen habe, sondern gerade einen Hasen und nichts anderes.

Trifft der rhetorische Akzent ein Wort im Satze, das grammatisch unbetont oder nebenbetont ist, so bekommt dies nun den Hauptton im Satze und das Prädikat den Nebenton, z. B. „der Jä"ger (und nicht etwa sonst jemand) schießt einen Ha'sen" oder „der Jä'ger schie"ßt einen Ha'sen" (hetzt ihn nicht etwa zu Tode oder dgl.). Trifft er aber das Prädikat, das ja ohnehin schon den (grammatischen) Hauptton hat, so bleibt nichts übrig, als diesen Ton nun noch stärker zu markieren und mit einer gewissen Emphase (daher „emphatischer" Akzent) auszusprechen: „der Jä'ger schießt einen Ha'""sen (nicht ein anderes Wild)". Diese Emphatisierung des Tones führt leicht zu starken Vokal- und Konsonantenverlängerungen und zur Verschleifung.

So ist das Verhältnis im Deutschen und in vielen anderen Sprachen. Im Französischen aber z. B. ist es Gesetz, daß das Prädikat nie enttont werden kann und daß es nicht emphatisch betont werden darf. Damit ist die Verwendung des rhetorischen Akzents hier im gewöhnlichen Satze völlig ausgeschlossen, und der Franzose muß sich daher mit Umschreibungen helfen: c'est le chasseur" qui tue un lièvre, c'est un lièvre" que tue le chasseur, c'est à coup de fusil' que le chasseur tue le lièvre'[1]).

§ 184. Die rhetorische Hervorhebung bloß durch den Akzent erscheint aber auch dem Deutschen in vielen Fällen noch zu schwach. Man verbindet sie daher mit einer Änderung in der Wortstellung, indem man den rhetorisch betonten Satzteil an die grammatisch sonst schwächer betonte Stelle setzt, weil dort seine ausnahmsweise Betonung am meisten auffallen muß: „einen Ha"sen schießt der Jä'ger," bzw. „schie"ßen tut der Jäger einen Hasen". Da das Subjekt hier ohnehin die erste Stelle einnimmt, so ist dies Mittel im Deutschen nur für das Prädikat oder ein Attribut desselben anwendbar. Will man das Subjekt noch besonders hervorheben, so muß

[1]) in diesen Umschreibungen ist nun das hervorzuhebende Wort überall Prädikat und daher schon grammatisch hauptbetont.

man etwa sagen (wie im Französischen): „der Jä"ger ist es (und niemand sonst), der einen Ha'sen schießt."

§ 185. Der Satzrhythmus kommt durch den Wechsel zwischen stark, schwächer und gar nicht betonten Silben zustande. Die Rücksicht auf den Wohlklang, also ein ästhetisches, aber damit von vornherein auch anthropologisch höchst variables Moment, verlangt die Beobachtung gewisser rhythmischer Gesetze auch in der Prosa, z. B. die Vermeidung des unmittelbaren Zusammentreffens zweier starkakzentuierten Silben, z. B. „Hast du dem Ma"nn Ge"ld gegeben?" In solchem Falle kann sich das Deutsche mitunter durch Wiederherstellung geschwundener oder verkümmerter Endungen helfen, indem man z. B. in dem obigen Beispiele „Manne" sagt statt „Mann". Sonst muß man ein syntaktisches Auskunftsmittel wählen, also z. B. ein Flickwörtchen wie „etwa" zwischen „Mann" und „Geld" einschieben.

§ 186. Was die musikalische Satzintonation betrifft, so gilt im allgemeinen das Gesetz, daß der exspiratorische Akzent gleichzeitig mit einer musikalischen Tonerhebung der Silbe verbunden ist, auf der er ruht. Dies kann aber natürlich in all den Sprachen nicht der Fall sein, in denen die musikalische Wortintonation zur Unterscheidung der Wortbedeutung verwendet wird (§ 65), weil ja sonst der Wortsinn dadurch geändert werden würde.

Der Inhalt eines Satzes ist nämlich gemäß der Dreiteilung des Seelenlebens in die Gebiete des Denkens, Wollens und Fühlens entweder eine (affirmative oder negative) Aussage oder Behauptung (Mitteilung einer Wahrnehmung, einer Vorstellung, eines Urteils) oder einer Willensäußerung (wozu auch die Fragen gehören) oder eine Gefühlsäußerung (Ausrufsätze).

§ 187. Dies natürliche Grundschema der grammatisch-rhetorischen Satzintonation wird nun überall noch dadurch ergänzt, daß man den Satzschluß durch musikalische Senkung markiert, wenigstens vor einer großen Interpunktion. Er wird aber anderseits — auch in den letzterwähnten Sprachen — im besonderen Falle durch die psychologische Wortintonation modifiziert.

Um diese Unterschiede auszudrücken, bedienen sich die Sprachen — neben manchen anderen Mitteln — auch des Mittels der musikalischen Satzintonation.

Wir meinen damit natürlich nicht den ruhigen oder bewegten Ton einer einfachen Mitteilung, den barschen oder höflichen eines Befehls und den klagenden oder frohlockenden eines Ausrufs. Dies wäre vielmehr der Gefühlston der Rede, der hier nicht weiter besprochen werden kann, obwohl auch er auf die Lautbildung und den Lautwandel nicht völlig ohne Einfluß ist.

Es handelt sich hier vielmehr um den Unterschied in der musikalischen Modulation, wie er im Deutschen z. B. zwischen einer Aussage und einer Frage hervortritt. Der Satz „er ist gekommen" läßt sich, wenn wir die Erhöhung durch Hochstellung, die Senkung durch Tieferstellung ausdrücken, etwa folgendermaßen darstellen: — — — ¯ _ . Der Fragesatz „ist er gekommen?" ergibt dagegen das Bild: — — — _ ¯. Vgl. dazu indessen die Bemerkung § 65.

§ 188. Wo die Wörter nun ferner ohne dazwischenliegende Pause in der Rede zusammenstoßen, treten Kollisionen des Auslauts mit dem folgenden Anlaut ein. Die Laute müßten sich hier eigentlich genau so beeinflussen, wie wenn sie im einzelnen Worte zusammentreffen. Das ist indessen hier nur bis zu einem gewissen Grade der Fall, weil hier ein Moment hemmend im Wege steht.

Da ein und dasselbe Wort in der Rede fortwährend in anderem Zusammenhange vorkommt, so ist die Wirkung der Kollision zweier Laute in Auslaut und Anlaut nicht permanent die gleiche und daher nur schwach und nicht nachhaltig. Sie führt nicht zu dauerndem, sondern nur zu vorübergehendem Lautwandel, der sofort wieder rückgängig gemacht wird, wenn das Wort in einem anderen Zusammenhange gebraucht wird. Wir sprechen z. B. wohl aⁱn Mann (= ein Mann) und aⁱn kint (ein Kind), aber in anderem Zusammenhange doch wieder aⁱn lant (ein Land).

Diese Beeinflussung des Auslauts durch den folgenden Anlaut und ihre Hemmung durch das eben erwähnte Moment ist in verschiedenen Sprachen verschieden entwickelt. Den Ausschlag können dabei natürlich nur anthropologische Ursachen gegeben haben. In besonders hohem Maße ist z. B. im Sanskrit der Wandel des Auslauts durch Sandhi (ein Sanskritwort!) üblich. Natürlich hängen Art und Häufigkeit der Sandhi-Erscheinungen zum großen Teile von der Bauart der Wörter

in den einzelnen Sprachen ab. Im Herero (Deutsch-Südwestafrika) z. B., wo jedes Wort vokalisch an- und auslautet, also nur Kollision zweier Vokale in Frage kommt, konnte nur Assimilation, Kontraktion, Elision oder Augmentation eintreten. Das Herero hat sich für Elision entschieden, die wohl nirgends so häufig ist wie hier; das Französische im analogen Falle für Augmentation, indem es verstummte Konsonanten reaktiviert, um den Hiat zu vermeiden (§ 127), z. B. un long entretien = õ lõk‿ãtrtiẽ (statt lõ ãtrtiẽ); das Sanskrit dagegen kontrahiert oder assimiliert zwei kollidierende Vokale: adja api (auch heute) = adjāpi, tša iti (und so) = tšēti usw.

D. Spezielle Lautwandelgesetze.

§ 189. Neben den bisher behandelten allgemeinen Gesetzen des Lautwandels finden sich speziellere Gesetze, die nur für ein beschränktes Gebiet Geltung haben. Ihre Zahl ist endlos, und ihre Feststellung muß daher den Einzelsprachwissenschaften überlassen bleiben. An dieser Stelle wollen wir nur die speziellen Lautgesetze des Hochdeutschen mit einigen Worten streifen.

Die indogermanischen Sprachen, zu denen das Hochdeutsche gehört, sind zunächst durch ein Lautgesetz in zwei Gruppen gespalten, die sogenannten kentum- und die satem-Sprachen. Der Unterschied liegt in der verschiedenen Behandlung des ursprünglichen k.

Die kentum-Gruppe hat das k — wenigstens zunächst — bewahrt. Sie umfaßt das Griechische, Italische, Germanische und Keltische, also im allgemeinen die westeuropäischen indogermanischen Sprachen. Das ursprünglich anzusetzende k'mtóm (hundert) lautet z. B. im Griechischen (he-)katon, im Italischen kentum, im Germanischen kund(-ert), im Keltischen ket (altir.).

Die satem-Sprachen dagegen (das Arische, Armenische, Albanesische und Baltoslawische) haben das k verschoben, u. zw. das palatale k' zu Zischlauten, das labiale k^{u} zu einfachem k. K'mtóm ist daher im Sanskrit zu šatam, im Abktr. zu satem im Litauischen zu šimtas, im Russischen zu sto geworden. Ebenso ist z. B. das k^{u} im alten k^{u}os (wer?) zwar im Grie-

chischen (kṵos)[1]), Lateinischen (kṵus), Germanischen (kᵘas)[2]) und Keltischen (pṵi̯ statt kᵘi̯) erhalten geblieben, aber im Sanskrit (kas), Albanesischen (kə), Litauischen (kas) und Russischen (k-to) zu k verschoben worden. Dies Lautgesetz hat also nur die satem-Sprachen getroffen.

Umgekehrt haben wieder alle kentum-Sprachen die Einwirkung eines andern Gesetzes erfahren, von dem die satem-Sprachen verschont geblieben sind. Die palatalen Explosivae verloren nämlich ihre Palatalisierung (vgl. oben k'mtóm).

§ 190. Zu den kentum-Sprachen gehört auch das Germanische. Mit dem Keltischen und Italischen hat es — im Gegensatz zum Griechischen — die lautgesetzliche Eigentümlichkeit gemeinsam, daß hier t + t zu s + s (im Griechischen, Iranischen und Baltoslawischen zu s + t) verschoben wird. So wird das alte ṵid-tós (gesehen) zwar im Griechischen zu ṵistós, aber im Germanischen zu ṵiss (z. B. in „ge-wiß).

§ 191. Das Germanische zerfällt wieder in mehrere Gruppen mit charakteristischen Lautgesetzen. Das Westgermanische (Angelsächsisch, Friesisch, Deutsch) ist dadurch gekennzeichnet, daß seine Konsonanten vor bestimmten anderen (besonders i̯) gedehnt werden. Es steht damit im Gegensatz zum Goto-Nordischen (Gotisch und Nordisch oder Nordgermanisch). Doch hat das Westgermanische mit dem Nordischen z. B. die Eigentümlichkeit gemeinsam, daß z zu r und anlautendes þl zu fl wird, was im Gotischen nicht geschieht: got. þliuhan (fliehen) = ahd. fliohan = aisl. flyja. Das Goto-Nordische seinerseits ist charakterisiert durch die Verwandlung von ṵṵ in ggṵ und i̯i̯ in ggi̯ (letzteres im Gotischen weiterentwickelt zu ddi̯).

§ 192. Das Westgermanische scheidet sich seinerseits in zwei Gruppen: Das Anglofriesische und das Deutsche.

Im Anglofriesischen wird gedecktes a zu e̯, im Deutschen bleibt es, z. B. ahd. saz (saß) = got. sat = afr. se̯t = ags. se̯t (mit sehr offenem e̯). Ebenso wurde ā χt zu ō χt, z. B. ahd. thāhta (dachte) = got. þāhta = ags. þóhte (= engl. thought = þō̯t).

Das Deutsche dagegen ist den anglo-friesischen Mundarten gegenüber durch die Neuerung charakterisiert, daß es

---

[1]) Nach Abfall des k und Verhärtung des ṵ zu po-s geworden, dessen Stamm noch vielfach erhalten ist.

[2]) Noch im Gotischen hᵘas, später „wer" mit Abfall des h.

auslautendes, aus indogerm. -ō entstandenes -a in -o verwandelt hat, z. B. ags. hona (Hahn) = ahd. hano.

§ 193. Das Gemeindeutsche endlich scheidet sich in das Hochdeutsche und das Niederdeutsche. Die Grenzlinie zwischen beiden — nördlich welcher die nd. Dialekte gesprochen werden — verläuft etwa von Limburg bis gegen Wittenberg.

Das Hochdeutsche ist durch die folgenden Lautverschiebungen gekennzeichnet, die etwa um 600 n. Chr. eingetreten sind:

a) t wird im Anlaut und nach Konsonanten affriziert (ts), z. B. nd. tiuhan (ziehen) = hd. tsiohan. Sonst wird t zu s, z. B. alts. etan (essen) = hd. es(s)an;

b) p nach Vokalen wird (über pf) zur Frikativa f: nd. skip = hd. skif;

c) k nach Vokalen wird χ: nd. ik = hd. iχ;

d) b, d, g (und ḇ, z, ġ) werden zu Fortes: p, t, k. Diese Verschiebung ist indessen nicht allgemein durchgeführt, bzw. z. T wieder rückgängig gemacht worden. Im Oberd. ist indessen t zu d verschoben geblieben, ebenso bb und gg zu pp und kk. Vgl. alts. dohter (engl. daughter = Tochter) = hd. tohter, nd. sibbia (Sippe) = hd. sippia;

e) u und iu im Stamme werden durch a der Endung zu o und io umgelautet (gebrochen), z. B. nd. tiuhan (ziehen) = hd. tsiohan. Doch war „iu" erst nur im Fränkischen durchweg, im Oberd. nur vor Lingualen und h gebrochen; erst später wurde der Umlaut allgemein hd.;

f) a des Stammes wird vor i (j) der Endung zu e umgelautet (seit dem 8. Jahrh.), später auch ū zu ü;

g) eu wird in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. zu eo (später io und ie) oder zu iu. Ferner ē zu ea (später ia und ie), ō zu uo (Nebenformen oa, ua).

Dazu kommt schließlich noch die Verschiebung stammauslautender Konsonanten in etymologisch zusammengehörigen Wörtern oder Wortformen als Folge wechselnder vordeutscher Betonung (Verners Gesetz). Für d in früher betonter Silbe tritt t in früher unbetonter ein, für f : b, für h : χ und ġ, für s : r. So sagt man im Ahd. tsiohan (ziehen), aber tsōχ (zog) und tsuġum (zogen), weil der Ton in tsiohan früher auf der Endung lag.

§ 194. Das Althochdeutsche war in drei Mundarten gespalten: Die bayrische, alemannische und (ober-) fränkische. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts begannen die vollen Vokale der unbetonten Endungen sich abzuschwächen und überall in ə zusammenzufallen. Hiermit beginnt die Periode des Mittelhochdeutschen. Auch dies scheidet sich in mehrere Mundarten, das Oberdeutsche (Alemannisch nebst Schwäbisch und Bayrisch) und Mitteldeutsche.

Die mitteldeutschen Mundarten jener Zeit zerfallen nun in die westmitteldeutschen (oder fränkischen) und die ostmitteldeutschen (Thüringisch, Obersächsisch, Schlesisch und die Sprache des Deutschordenslandes.)

Vom Sprachgebrauch der Kanzleien ausgehend, bildete sich nun in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., dem Ende der mhd. Periode, allmählich auch eine allgemeine deutsche Schriftsprache, der Keim des Neuhochdeutschen.

Das Neuhochdeutsche entstand nun durch einen Ausgleich zwischen den mitteldeutschen und den oberdeutschen Mundarten, genauer gesagt, zwischen ostmitteldeutschem und bayrisch-österreichischem Sprachgebrauch, und war zunächst in den Kanzleien in Gebrauch. Anfänglich bestanden zwei Nüancen, die durch den Sprachgebrauch der Prager (mehr zum Bayrisch-Österreichischen neigend) und der der kursächsischen Kanzlei dargestellt wurden. Beide beeinflußten einander, ohne indessen völlig zu verschmelzen. Erst durch Luthers Bibelübersetzung, die sich der Sprache der kursächsischen Kanzlei anschloß, wurde der Sieg dieser Richtung entschieden.

Vom Mittelhochdeutschen unterscheidet sich das Nhd. im Lautsystem durch folgende Eigenheiten:

a) Betonte kurze Vokale im Auslaut wurden lang: gḗ̆-bm wurde gḗ-bm (geben).

b) Betontes ī wurde a^i (geschrieben ei), ū wurde a^u (= au), iu (wie ǖ gesprochen) wurde $ǫ^i$ (geschrieben eu): tsīt, hūs, hǖtə = Zeit, Haus, heute.

c) uo wurde zu ū und üe zu ǖ: bú°χ, gǖ^{e}tə = Buch, Güte.

d) ie wurde ī (geschrieben ie): lī^{e}p = lieb.

Zweiter Teil: Die Schrift.

A. Die Ur-Schriftsysteme und ihre Weiterentwicklung.

§ 195. Wie die Sprache, so dient auch die Schrift der Verständigung, und aus diesem Zweck ist ihr Wesen und ihre Entwicklung zu begreifen.

Unter allen Verständigungsmitteln ist die Lautsprache das vollkommenste, aber sie hat trotzdem noch ihre Mängel. Sie ist nur dem Ohr verständlich, hat nur eine beschränkte Reichweite und keine Dauer. Anderseits spricht die Schrift nur zum Auge (die Blindenschrift zum Gefühl), eignet sich auch zur Verständigung auf alle Entfernung und ist weniger vergänglich und daher dokumentenfähig. Littera scripta manet. So ergänzen sich beide auf das vortrefflichste, und es wäre ein Wunder, wenn der Mensch die Schrift nicht erfunden hätte. Diese Erfindung drängte sich ihm geradezu auf.

§ 196. Ihre Anfänge waren naturgemäß unvollkommen. Anstatt, wie es praktisch gewesen wäre, die Schrift sogleich unmittelbar an die Sprache anzuschließen, schloß man sie zunächst an die Dinge und Geschehnisse an, indem man diese einfach abbildete. Das gezeichnete Abbild ist die erste Stufe der Schrift gewesen. Wohlgemerkt! nicht in der Art, daß man einen Vorgang in sein Subjekt und sein Prädikat aufgelöst und deren Bilder, wie die Sprache die Begriffszeichen oder Wörter, nach logischen Gesetzen aneinandergereiht hätte; nein, man zeichnete einfach ein Bild des Vorgangs als eines Ganzen oder eine Reihe von Bildern, wenn mehrere aufeinanderfolgende Vorgänge dargestellt werden sollten. Man schuf also einfach — tant bien que mal — historische Bilder, wie heute ein Historienmaler, oder Bilderserien à la Hogarth. Hierher gehören die primitiven Zeichnungen der nordamerikanischen Indianer an den Felsenwänden der Rocky Mountains wie die schon mehr kunstvollen Wandgemälde der alten Ägypter in den Kammern ihrer Pyramiden.

§ 197. War aber schon die Herstellung solcher Bilder schwierig und zeitraubend, so war die Möglichkeit, sie ohne mündliche Erläuterung richtig aufzufassen und zu verstehen, nur in sehr engen Grenzen gesichert. Die Verwendung der Historienbilder als Verständigungsmittel war demnach von vornherein wenig aussichtsvoll. Man mußte nach anderen Mitteln Umschau halten.

Auch die Sprache hatte damit begonnen, einen Vorgang als Ganzes auszudrücken, durch Interjektionen. Diese waren ursprünglich nur Reflexlaute, durch die Gemütsbewegung bei der Wahrnehmung freudiger oder schmerzlicher Vorgänge hervorgerufen. Dann gebrauchte man sie willkürlich zur Bezeichnung eben dieser Vorgänge. Das war der Anfang der Sprache, ebenso unvollkommen wie der Anfang der Schrift (vgl. dazu meine „Grammatik der Romanischen Sprachen").

§ 198. Um die Mängel dieser primitiven Sprache zu beseitigen, analysierte man den auszudrückenden Vorgang und unterschied zwischen seinem Subjekt und seinem Prädikat. Genau so verfuhr man bei der Weiterentwicklung der Schrift. Man machte also aus einem Bilde deren zwei. Man schuf Bilder — wie die Sprache Wörter —, die nur einen Gegenstand an sich darstellten, und andere, die nur ein subjektloses Geschehen oder Sein ausdrückten. Damit war die diakritische Stufe der Bildschrift erreicht und ein Weg zu aussichtsvoller Entwicklung eröffnet. Ich habe die Entwicklung, wie sie sich von hier aus nach Lage der Tatsachen und der praktischen Interessen unfehlbar vollziehen mußte, an dem Beispiel der chinesischen Schrift in der Einleitung zu meinem Buche „Die Chinesisch-Japanische Schrift" (Berlin, S. 1 ff.) ausführlich geschildert[1]) und will die Grundlinien, die für die Entwicklung anderer Schriftsysteme typisch sind, hier kurz wiederholen.

§ 199. Ehe wir indessen dazu übergehen, müssen wir noch einiger andersartiger Versuche gedenken, das Schriftproblem zu lösen, Versuche, die durch ihre Natur von vornherein zum frühen Scheitern verurteilt waren. Denn sie gingen nicht vom Prinzip der Abbildung aus (graphische Imitation), sondern vom Prinzip des Symbolismus. Sie „bezeichneten" also einen Vorgang oder Gegenstand durch ein Symbol.

So beurkundete man z. B. Schulden durch Kerbe auf Hölzern (daher „Kerbholz") oder durch Tätowierungen. Letztere dienten auch zur Beurkundung der Volljährigkeit, zur Verewigung tapferer Taten usw. Die Inka in Peru und die Ureinwohner Chinas besaßen ferner eine Knotenschrift, die bei den ersteren sehr weit ausgebildet war und zur Mitteilung der Mandate an die Beamtenschaft im ganzen Reiche verwendet wurde. Die peruanische Knotenschrift (Kippu genannt), die auch von den Araukanern gebraucht wurde, bestand aus einer ein bis mehrere Meter langen Hauptschnur, von der eine Anzahl bindfadenstarker, farbiger Fäden frausen-

[1]) Auch abgedruckt im Anhange zu meinem „Wörterbuch der japanischen Umgangssprache" (Berlin 1912).

artig herabhingen. Diese Fäden wurden in Knoten geschürzt und mannigfach zusammengedreht. Die Bedeutung wurde bestimmt durch die Farbe, Reihenfolge und Verschlingungen der Fäden und die Zahl und Beschaffenheit der Knoten.

Der Mangel der symbolischen Schriftsysteme gegenüber den imitativen liegt auf der Hand. Symbolische Schrift zu verstehen setzt voraus, daß man die konventionelle Bedeutung der Symbole kenne. Bei der völlig willkürlichen Art der Wahl hatte man hierzu keine andere Hilfe als das trügerische Gedächtnis. Imitative Schrift aber setzt nichts voraus. Ist das schriftliche Abbild eines Gegenstandes nur halbwegs treu, so kann ohne weiteres niemand über seine Bedeutung im unklaren sein. Dieser praktische Vorzug mußte dem imitativen System von vornherein den Sieg sichern, abgesehen davon, daß es auch größere Entwicklungsmöglichkeiten in sich barg.

a) Die fünf Systeme diakritischer Bildschrift.

§ 200. Daher sind auch die Chinesen von der Knotenschrift zur Bildschrift übergegangen. Auch die Azteken in Mexiko, die alten Kulturvölker Mesopotamiens und Ägyptens und die Phönikier haben das Bildsystem adoptiert und weiterentwickelt. Die symbolischen Systeme sind sämtlich nach kurzer Lebensdauer zugrunde gegangen.

Von den Bildsystemen ist das aztekische schon im Anfangsstadium seiner Entwicklung spurlos verschwunden mit der aztekischen Kultur[1]). Dagegen haben sich das mesopotamische, das chinesische, das phönikische und das ägyptische System weiter entwickelt.

In welchem Verhältnis diese vier Systeme zueinander stehen, d. h. ob sie unabhängig voneinander entstanden sind oder nicht, ist heute mit Sicherheit nicht mehr auszumachen. Ich halte dafür, daß das erstere der Fall ist. Das imitative Schriftsystem ist also — soweit unsere Kenntnis reicht — mindestens an fünf verschiedenen Stellen des Erdballs besonders erfunden und über die primitivste Stufe hinaus entwickelt worden.

Die Zeit der Erfindung liegt weit zurück. Vom Aztekischen wissen wir nichts. Die ältesten Schriftdenkmäler der übrigen Systeme gehen bis ca. 4000 v. Chr. Geburt zurück. Doch zeigen das mesopotamische und das phönikische System um diese Zeit schon eine soweit fortgeschrittene Entwicklung,

[1]) Genaueres über den Grad seiner Entwicklung wissen wir freilich nicht; nach Mitteilungen der Missionare scheint es aber, daß dies System bereits bis zur Vorstufe der Lautschrift entwickelt gewesen sei.

daß sie vermutlich früher entstanden sind als das chinesische und das ägyptische. Wenn also monogenetischer Ursprung wenigstens dieser vier Systeme in Frage käme — was sich nicht absolut verneinen läßt —, so könnte es sich zunächst nur darum handeln, ob das phönikische vom mesopotamischen abstamme oder umgekehrt, was wahrscheinlicher ist. Vom phönikischen System würde dann auch — direkt oder indirekt — das ägyptische und das chinesische abzuleiten sein, so daß jenes System, abgesehen vom aztekischen, die Stammutter aller übrigen sein würde.

b) Anfänge und innere Entwicklung der diakritischen Bildschriftsysteme.

§ 201. Vom mesopotamischen und vom phönikischen System sind uns Dokumente aus der Zeit ihrer ersten Entwicklung nicht erhalten, wohl aber von den beiden anderen Systemen. Aber auch die späteren Entwicklungsstufen der beiden ersteren Systeme lassen ihren Ursprung aus einer Bildschrift noch deutlich erkennen.

Die ersten Schriftzeichen (diakritischer Stufe) waren bei den Chinesen, wie bei den Phönikiern, Ägyptern und Mesopotamiern mehr oder weniger getreue graphische Abbildungen konkreter Gegenstände. Das Bild einer ovalen Öffnung (○) bezeichnete bei den alten Chinesen den Mund, ein Kreis mit einem den Horizont andeutenden Querstrich (⊖) war das Bild der Sonne. Bei den nomadisierenden Hebräern, die ihre Schrift von den Phönikiern entlehnt haben, wurde ein Zelt durch die Zeichnung seiner Seitenansicht (⌒) bezeichnet, ein Nagel oder Pflock durch das Bild T. Das Wasser bezeichneten die alten Ägypter durch eine Wellenlinie (〰), die Sonne durch (⊙), das Auge durch ( ), den Mond durch (☾), das Herz durch (♡), also durch ganz unverkennbare Bilder.

§ 202. Der Vorteil dieses Schriftsystems war die leichte Verständlichkeit. Dem standen aber erhebliche Nachteile gegenüber.

Natürlich konnte man keine ausführlichen Bilder der Gegenstände geben; das wäre zu mühevoll und zeitraubend gewesen. Man mußte sich also auf knappe Skizzen [1]) beschränken, die nur das Wesentlichste des Gegenstandes andeuteten. Was aber als das Wesentlichste eines Gegenstandes zu betrachten

[1]) Doch haben die Ägypter z. B. auch viele sorgsam und detailliert ausgeführte Schriftbilder.

sei, hängt in weitem Maße von subjektiver Auffassung ab. Es bestand also die Gefahr, daß jeder eine andere Bildskizze gebrauchte und damit die leichte Allgemeinverständlichkeit der Schrift beeinträchtigt wurde. Deshalb bedurfte man einer Konvention unter den Volksgenossen, um ein der Form nach genau bestimmtes Skizzenbild für einen Gegenstand zu verwenden. In China ist auf diese Weise das Bild von einem Paar schreitender Beine das konventionelle Schriftbild für den Menschen geworden (Stufe der konventionellen, diakritischen Imitation).

§ 203. Eine solche Konvention war um so notwendiger, als viele Gegenstände durch bloße Strichskizzen ihrem Wesen nach gar nicht nachgebildet werden können, z. B. die Stoffe und die Farben. Hier mußte man also das Abbildungsprinzip durchbrechen oder erweitern. Dies tat man, indem man für solche Fälle willkürliche Zeichen erfand und darüber eine Konvention herbeiführte. So bezeichnet das willkürliche, aber konventionelle Zeichen im Chinesischen das Gold.

Hiermit hatte man nun also das bisherige Prinzip erweitert. Man blieb zwar dabei, nicht Laute, sonder Bedeutungen, also Begriffe, mit zu einem Zeichen auszudrücken. Man behielt auch die Methode bei, dies durch ein Bild aus einer Anzahl von Linien zu bewerkstelligen. Aber man wählte das Zeichen in diesen Fällen nicht mehr nach der Ähnlichkeit mit dem Gegenstande, sondern willkürlich (arbiträre Ideographie). Diesen Weg mußte man sogar noch in ausgedehnterem Maße beschreiten.

Denn noch weniger als manche konkreten Gegenstände lassen sich natürlich Eigenschaften, Zustände, Wirkungen und Beziehungen der Gegenstände mit dem Schreibgriffel abbilden, und die geistige Welt blieb diesem Instrument erst recht unerreichbar. Es ergab sich damit von selbst die Notwendigkeit, den größten Teil der Begriffe durch willkürlich gewählte Schriftzeichen auszudrücken.

§ 204. Daraus ergab sich naturgemäß eine weitere Schwierigkeit. Denn wenn schon die konventionellen Zeichen für abbildbare Gegenstände eine starke Belastung des Gedächtnisses darstellten, so konnte man nicht lange im Zweifel darüber sein, daß man das Gedächtnis vollends vor eine ganz unlösbare Aufgabe stellen würde, wenn man die unendliche Zahl der übrigen Begriffe durch völlig willkürlich gewählte Schriftzeichen bezeichnen wollte. Man mußte vielmehr sogleich einsehen, daß man auf Hilfen für das Gedächtnis bedacht sein und danach die neu zu bildenden Schriftzeichen von vornherein einrichten müsse.

Es liegt im Wesen der menschlichen Natur, daß man diesen Gedanken erst faßte, als man schon eine große Menge willkürlich erfundener Schriftzeichen besaß und das geschilderte Übel sich also bereits in unerträglichem Maße bemerkbar machte. Damals mußte die erste Schriftreform einsetzen.

§ 205. Der bisherige Weg leitete also von der imitativen Pragmatographie oder akritischen Bildschrift, der Abbildung ganzer Vorgänge durch ein einziges Abbild, über die diakritische Ideographie, die „Beschreibung" eines Vorganges oder einer Tatsache durch zwei Abbilder (des Subjekts und des Prädikats) zur arbiträren Ideographie, durch deren Fehler dann die weitere Entwicklung bestimmt wurde.

Als Hilfen für das Gedächtnis boten sich augenscheinlich nur zwei Mittel dar: die assoziative Anlehnung an die Bedeutung oder an den Laut des zu schreibenden Wortes. Der Chinese wählte — und so geschah es in allen anderen Schriftsystemen — die Anlehnung an die Bedeutung. Das war das Nächstliegende, denn es entsprach dem Grundcharakter seines Schriftsystems. Nach seinem Urprinzip waren Bild und Bedeutung durch wesentliche Gleichheit der Anschauung verbunden (⊙ = Sonne), in der weiteren Entwicklung wurden beide völlig voneinander gelöst ($\widehat{\nabla}$ = Gold). Es galt nun, sie wieder miteinander zu verbinden, und da Gleichheit nicht zu erreichen war, so mußte man diese Verbindung durch Ähnlichkeit zu knüpfen versuchen. Dies muß der Weg der Entwicklung gewesen sein, denn er war durch die Tatsachen und das praktische Interesse eindeutig vorgeschrieben.

§ 206. Einmal auf diesem Wege, mußten die Völker auf die beiden einzigen Möglichkeiten stoßen, die sich ihnen für ihren Zweck darbieten konnten. Die erste war das Symbol. Um den Begriff „herrschen" auszudrücken, gebrauchte z. B. der Ägypter das Bild eines Szepters. Dies erwies sich aber als ein unpraktisches Mittel und hat daher nur wenig Anwendung gefunden. Denn einmal erforderte es nun die Schaffung eines neuen Bildes für die eigentliche Bedeutung („Szepter") und außerdem ließ es der Willkür allzu großen Spielraum. Man wandte sich daher vorzugsweise der zweiten Möglichkeit zu.

Die Vergleichung der Bedeutungen der Wörter ergab nämlich Beziehungen unter ihnen. Man fand Gattungsnamen, Artnamen und Namen für Unterarten verschiedener Abstufung, Individualnamen nur verhältnismäßig wenige. Und man bemerkte, daß es der Sprache auf diesem Wege möglich

geworden war, mit einer viel geringeren Anzahl von Wörtern auszukommen, also das Gedächtnis viel weniger in Anspruch zu nehmen, als wenn man jedes Individuum und jede Unterart durch ein besonderes, unabhängiges Wort hätte bezeichnen wollen. Diese Erfahrung machte man sich zunutze und übertrug sie auf die Schrift. Alle Schriftsysteme haben das getan.

§ 207. Ein Schriftreformator, dessen Name uns leider nicht überliefert worden ist, wählte daher z. B. für die Chinesen aus dem vorhandenen Schatze der Abbilder und der willkürlichen Schriftbilder eine Anzahl von 214 Zeichen aus, die die häufigsten Gattungen und Arten bezeichneten. Diese Grund-Schriftzeichen nannte man tsə⁴-pu⁴ (Klassenhäupter). Unter ihnen befinden sich also Zeichen für allgemeine Begriffe, wie Erde, Sonne, Mond, Wasser, Feuer, Mensch, Berg, Tal, Fluß, Kleid, essen, sehen, gehen, Farbe, Zeit usw. Viele der allgemeinsten Begriffe sind aber nicht vertreten, was für das hohe Alter[1]) dieser ersten Zusammenstellung der menschlichen Grundbegriffe zeugt; es fehlen z. B. Zeichen für Tier (wohl aber: Rind, Hund, Schaf, Tiger, Insekt, Schwein, Vogel, Pferd, Hirsch, Ratte, Fisch, Frosch, Schildkröte, Muschel, Drache usw.), Pflanze (wohl aber z. B.: Baum, Zweig, Bambus, Kraut, Hülsenfrüchte, Lauch, Reis, wohlriechende Kräuter, Getreide, Hanf, Hirse), Mineral (wohl aber z. B.: Stein, Edelstein, Metall, Salz), Wetter (wohl aber: Wind, Regen), Zahl (wohl aber die Einer), trinken (wohl aber: essen), Haus (wohl aber: Dach, Tor), Möbel (wohl aber: Tisch), Gerät (wohl aber: Löffel, Beil, Schüssel, Geschirr, Pflug, Pinsel, Mörser, Schiff, Wagen, Trommel, Rohrflöte, Dreifuß), Waffe (wohl aber: Schwert, Bogen, Pfeil, Lanze, Speer), Gott (wohl aber: böser Geist), hören (wohl aber: Laut), riechen (wohl aber: Duft), Eigenschaft (wohl aber: groß, klein, jung, alt, süß, bitter, lang, hoch und die Farben), Tätigkeit (wohl aber: essen, gehen, laufen, schlagen, bedecken, lachen, sagen, sprechen, aufhalten, ordnen, vergleichen, gebrauchen, erzeugen, gelangen, stehen, sehen, trennen, fliegen, streiten) usw. usw.

§ 208. Nachdem nun auf diese Weise die Grundzeichen für die häufigsten Gattungen und Arten festgesetzt waren, handelte es sich weiter um die Frage, wie man mit ihrer Hilfe die weiteren Gattungen, Arten und Unterarten bezeichnen könnte. Hierfür bot sich, wie in der Lautsprache, nur ein einziger Weg: die Zusammensetzung, die Vereinigung zweier (oder mehrerer) Grundzeichen zu einem Kompositum (zusammengesetzten Zeichen).

[1]) allerdings auch für den rein praktischen Gesichtspunkt.

Nach welchen Grundsätzen konnte nun die Zusammensetzung erfolgen?

Das natürlichste war wiederum, der Logik zu folgen, wie es die Sprache getan hatte. Hier bezeichnete man der Regel nach eine Art durch Gattungsnamen + Bestimmungswort (Säugetier), eine Unterart durch Artnamen + Bestimmungswort, einen Individualnamen durch Artnamen + Bestimmungswort. Wenn man diesem Beispiel folgte, mußte man konsequenterweise ein Klassenhaupt mit einem Bestimmungszeichen zusammensetzen, und so geschah es. Man schrieb also z. B. den Begriff „Eule“ mit einem Zeichen, das aus dem Klassenhaupt „Vogel“ und dem Bestimmungszeichen „Baum“ (also = Baumvogel) zusammengesetzt war. Natürlich bedurfte es angesichts der Möglichkeit, verschiedene Bestimmungszeichen (Determinative) zu wählen, auch hier einer festen Konvention darüber, welches man für einen bestimmten Fall gebrauchen durfte. Aber auch das Grundzeichen mußte konventionell bestimmt werden, denn in vielen Fällen waren verschiedene Auffassungen darüber möglich, zu welcher Gattung ein schriftlich auszudrückender Begriff zu rechnen sei. So hat der Chinese z. B. den „Himmel“ infolge einer ferner liegenden Gedankenverbindung mit dem Grundzeichen „groß“ geschrieben.

§ 209. Nicht immer aber hat das Chinesische — und ebenso die übrigen Schriftsysteme — bei der Bildung zusammengesetzter Schriftzeichen dies Prinzip der logischen Definition befolgt, nicht immer also einen Begriff in der Schrift definiert durch Komposition eines gattungbezeichnenden Grundzeichens mit einem ein besonderes, artbildendes Merkmal angebenden Determinativzeichen. Zwar ist die weitaus größte Zahl der zusammengesetzten chinesischen Schriftzeichen auf diese Weise gebildet; ein nicht unbeträchtlicher Teil beruht aber auch auf einem anderen Prinzip, dem des symbolischen Ausdrucks.

§ 210. Das Prinzip der logischen Definition besteht darin, daß man einen Begriff durch grammatische Verbindung zweier anderer Begriffe umschreibt und das Schriftzeichen für den Begriff entsprechend zusammensetzt. So bezeichnet der Chinese den Begriff „heiraten“ — in der Schrift — durch „ein Weib + nehmen“, den „Urin“ durch „Körper + Wasser“, die festen Exkremente durch „Körper + Reis“, „schreiben“ durch „(mit dem) Pinsel reden“ usw.

Der symbolische Ausdruck ist eigentlich nur eine besondere Art dieser Umschreibung. Auch hier wird ein Begriff durch zwei oder mehrere ausgedrückt, aber nicht so, daß sein Inhalt mit dem der beiden anderen identisch ist, sondern so,

daß er irgendeine Beziehung darstellt, die gemeinhin zwischen beiden in der Welt der Tatsachen besteht. Man setzt z. B. die Zeichen für „Weib“ und „Kind“ zusammen, um die Beziehung der „Liebe“ auszudrücken. Ebenso bezeichnet „Kraft + Schweres“ die Beziehung „bewegen“ usw. Die Verbindung „Frau“ unter einem „Dache“ bezeichnet den Zustand, der die Folge dieser Beziehung ist, die „Ruhe“. Die Verbindung „Sonne + Mond“ bezeichnet die Beziehung, in der sie beide übereinstimmen, das „Hellsein“. „Vogel + Mund“ bezeichnet „singen“, zwei Monde die Freundschaft, zwei Bäume den Wald, „Holz + Feuer“ = „kochen“ usw.

§ 211. Der Form nach ist die einfachste Art der Zusammensetzung die, daß man zwei Klassenhäupter miteinander vereinigt, z. B. „schwarz + Erde“ = Tusche (primäre Zusammensetzung).

Man bildete aber auch viele Komposita, die aus einem Klassenhaupt und einem anderen Kompositum bestehen. So besteht das Zeichen für den Begriff „Spiegel“ aus dem Klassenhaupt „Metall“ und einem Zusatzzeichen, das seinerseits wieder eine Zusammensetzung der Zeichen „stehen + sehen“ ist. Auf diese Weise können sehr komplizierte Zeichen entstehen.

§ 212. Die nach dem Prinzip der Definition gebildeten Komposita bestehen also aus einem Klassenzeichen, das die Gattung bezeichnet, und einem Zusatzzeichen, durch das ein besonderes, artbildendes Merkmal ausgedrückt wird.

Für die Wahl dieses Zusatzzeichens konnten wiederum zwei Gesichtspunkte maßgebend sein, nämlich der Laut oder die Bedeutung, die das Ganze hatte. Es ist wahrscheinlich, daß alle Systeme, ihrem Grundgedanken entsprechend, zunächst bei der Bedeutung Anlehnung suchten. Man bezeichnete also z. B. im Chinesischen die „Tusche“ zunächst mit dem Gattungszeichen „Erde“ und setzte dann, der Bedeutung entsprechend, als besonderes Merkmal das Zeichen „schwarz“ hinzu. Eine große Anzahl zusammengesetzter Zeichen ist auf diese Weise gebildet.

§ 213. Doch hatte diese Art ihre Mängel, die sich besonders aus der Schwierigkeit ergaben, in vielen Einzelfällen die Besonderheit der Art durch ein einziges Merkmal unzweideutig festzustellen. Man suchte daher nach einem Mittel, das leichter anwendbar war und leichter verständliche und behaltbare Schriftbilder lieferte. Und hier bot sich als einziger Ausweg endlich die Anlehnung an den Laut des zu schreibenden Wortes.

„Wo“ bezeichnet im Chinesischen eine Motte, also ein Insekt. Wenn man es schreiben will, so schreibt man zunächst das Klassenzeichen „Insekt“ und dann setzt man ein Zeichen hinzu,

das für sich allein sonst den Laut „wo“ hat, wenn auch in anderer Bedeutung (nämlich = ich). Das Zusatzzeichen gibt hier seine sonstige Bedeutung völlig auf und fungiert nur noch als Lautzeichen für die Silbe „wo“. Das neue zusammengesetzte Zeichen sagt uns also: ich bezeichne das Insekt, das den Namen „wo“ führt — und das ist eben die Motte. Damit war ein einfaches und fruchtbares Mittel für die Weiterentwicklung der Schrift gefunden und lieferte nun die Hauptmasse der zusammengesetzten Schriftzeichen, in allen anderen Ursystemen so gut, wie im Chinesischen.

c) Die äußere Entwicklung der Bildschrift als solcher.

§ 214. Mit der im vorhergehenden Kapitel geschilderten Entwicklung hatte das imitative System den Höchstpunkt seiner Perfektibilität erreicht. Es erfuhr nun bloß noch einige äußerliche Abänderungen.

Einmal übte das Schreibmaterial seine Einwirkung aus. Bilder, die in Stein oder Holz geschnitten, in Ton gedruckt oder in andere Materialien geritzt werden mußten, mußten möglichst aus geraden Linien bestehen. Demgemäß wurden alle Schriftbilder entsprechend stilisiert. Der Chinese z. B. schrieb nun statt (Sonne).

§ 215. Die Rücksicht auf die notwendige Gleichmäßigkeit der Schriftzeichen nach Größe und allgemeiner Gestalt führte nun in Verbindung mit dem vorerwähnten Gesichtspunkte weiter dazu, die einzelnen Typen möglichst in ein gleich großes Quadrat einzupassen. Daher der quadratische Charakter aller Bildschriften. Dies wieder konnte nicht ohne Einfluß auf die zusammengesetzten Bilder bleiben. Die Art, in der man die Teile der Zusammensetzung über- oder neben- oder ineinander setzte, hing zum guten Teile davon ab, welche Gestalt die Zusammensetzung in der einen oder anderen Art ergab. Daraus ergaben sich — in Verbindung mit anderweitigen, kalligraphischen Rücksichten, z. B. der Symmetrie des Schriftbildes — allerlei innige Verschmelzungen, die es oft schwierig machten, die einzelnen Teile voneinander zu unterscheiden. Deshalb enthält z. B. jedes chinesische Wörterbuch ein besonderes, nicht gerade kleines Verzeichnis solcher Schriftbilder, deren Klassenhaupt oder Radikal schwer erkennbar ist.

§ 216. Für den täglichen Gebrauch erwiesen sich aber ferner zahlreiche Schriftbilder als zu kompliziert und zu wenig schreibflüssig, also ihre genaue Schreibung als zu zeitraubend. Man begann daher, sie für diesen Zweck systematisch zu kürzen und schreibflüssiger zu formen. Dabei wirkte

auch der Umstand mit, daß man im gewöhnlichen Leben die Rohrfeder, den Reißgriffel oder den Pinsel und weicheres Schreibmaterial verwendete, so daß die Schriftzüge wieder mehr Rundung annehmen konnten. Die Chinesen haben daher heute neben ihrer korrekten gradlinigen Druckschrift noch eine nachlässigere Kursive für leichtere Literatur und eine stark gekürzte und verflüssigte Schreibschrift für den täglichen Gebrauch im gewöhnlichen Leben. Diese letztere, die sogenannte „Grasschrift", ist von der Druckschrift so stark unterschieden, daß ihre Erlernung ein besonderes Studium erfordert.

Eine ähnliche Entwicklung haben alle Bildschriftsysteme durchgemacht. So haben z. B. die Schriftzeichen der Ägypter in sauberen, religiösen Handschriften viel einfachere rundere Formen. In Briefen, Rechnungen und anderen Schriftstücken des täglichen Lebens kürzte man aber die Zeichen noch viel mehr ab und verband sie vielfach miteinander. Die so entstandene Schreibschrift nennt man die hieratische Schrift im Gegensatz zur hieroglyphischen Vollschrift.

Das aztekische Schriftsystem ist mit dem Aztekenreich vernichtet worden, hat also eine weitere Entwicklung nicht gehabt. Von den älteren Entwicklungsstufen des mesopotamischen und des phönikischen Systems wissen wir zu wenig, um etwas Bestimmtes darüber sagen zu können. Aus allgemeinen Gründen kann es aber nicht zweifelhaft sein, daß ihre Entwicklung überall den gleichen Weg genommen hat.

§ 217. Das Bildschriftsystem der Chinesen ist nun von einigen anderen Völkern mit der chinesischen Kultur übernommen und z. T. selbständig weiterentwickelt worden. So haben die Japaner die Schrift der Chinesen ebenso adoptiert, wie die Koreaner und die Annamiten.

Auch die Hieroglyphenschrift hat sich weitere Geltungsgebiete erobert. Sie drang nach Syrien, Palästina und besonders nach Nubien. Das Altnubische wurde in den letzten Jahrhunderten v. Chr. mit Hieroglyphen geschrieben. Sie erfuhren aber hier — bei voller Wahrung des Grundcharakters — so mannigfache Umgestaltungen, daß man eine besondere äthiopische Hieroglyphenschrift unterscheidet, aus der sich in nachchristlicher Zeit auch wieder eine äthiopische Kursivschrift entwickelt hat, die man aber noch nicht entziffert hat.

Die übrigen Systeme sind — als Bildschriftsysteme — nicht über die Grenzen der Völker hinausgedrungen, von denen sie erfunden worden sind.

§ 218. Die Bildschriftsysteme besaßen indessen auch nach der Entwicklung einer einfacheren und schreibflüssigeren Kursivschrift noch unerträgliche praktische Mängel genug und trugen daher die Keime weiterer Entwicklung in sich. Sie stellten schon durch die große Zahl und die doppelte Form (Druck- und Schreibschrift) ihrer Grundzeichen allzu starke Anforderungen an das Gedächtnis. Diese Anforderungen erhöhten sich aber — trotz aller Hilfen — durch die wechselnden Momente noch ungemein, die bei der Bildung der zahllosen zusammengesetzten Zeichen in Druck- und Kursivschrift wirksam gewesen waren. Die Folge davon ist noch heute in China und Japan, daß eine vollkommene Beherrschung der Schrift nur mit ganz unverhältnismäßig großem Aufwand an Zeit und Mühe erreichbar ist und den breiten Volksmassen daher versagt bleibt. Und so muß es auch bei den übrigen Völkern gewesen sein, die Bildschriftsysteme verwendeten. Das Volk war überall für seinen Schriftverkehr auf die berufsmäßigen „Schriftgelehrten" angewiesen. Dieser Zustand war bei wachsender Kultur auf die Dauer nicht haltbar.

§ 219. Er hat sich auch nur bei den Chinesen bis heute erhalten, trotzdem auch hier in neuerer Zeit vielfach Bestrebungen zur Vereinfachung des Schriftsystems aufgetreten sind. Sie haben sich aber bisher noch nicht durchsetzen können, was in dem besonderen Charakter der chinesischen Sprachverhältnisse seinen Grund hat.

Das Chinesische ist nämlich keine einheitliche Sprache, sondern zerfällt in ein Dutzend verschiedener Dialekte von so großer, besonders lautlicher Divergenz, daß die Verständigung der einzelnen Stämme untereinander sehr erschwert und z. T. unmöglich ist. Mit den Bildern der chinesischen Schrift geschrieben, fallen aber alle diese Dialekte so ziemlich zusammen, da die lautlichen Unterschiede damit beseitigt werden. Die chinesische Bilderschrift hat also den großen Wert eines allgemeinen Verständigungsmittels für das ganze ungeheure Reich der Mitte, eines Mittels, das es in der Lautsprache nicht besitzt.

Aber noch mehr! Das Chinesische hat eine außerordentlich lange Geschichte als Literatursprache von großer Fruchtbarkeit hinter sich. Natürlich hat sich die Lautsprache innerhalb dieser langen Zeit, wie überall, erheblich geändert. Da aber die ganze Literatur der Vergangenheit der Gegenwart in der heute noch unverändert gebräuchlichen Bilderschrift überliefert worden ist, so hat sie an unmittelbarer Verständlichkeit auch heute noch verhältnismäßig wenig eingebüßt. Wäre das Altchinesische und auch das Neuchinesische mit einer Lautschrift geschrieben

worden, so würden z. B. die Werke des Konfuzius dem heutigen Chinesen ebensowenig ohne weiteres verständlich sein, wie uns etwa der Text der gotischen Bibel. Das ist ein nicht zu unterschätzendes Moment.

Und endlich! Das Chinesische hat ganz außergewöhnlich viele Homonyme, d. h. Wörter, die — abgesehen von den verschiedenen musikalischen Intonationen (vgl. § 63, 65) — genau dieselbe Lautform haben. Die Homonymen sind im Chinesischen so zahlreich, daß die ganze Sprache nur einige hundert der Lautform nach verschiedene Stammwörter enthält. In der Schrift dagegen hat jeder Begriff sein eigenes Zeichen. Sie ist daher Mißverständnissen gar nicht, die Lautsprache in hohem Maße ausgesetzt, die zu vermeiden die letztere zu allerhand Kunstmitteln ihre Zuflucht nehmen muß. Wollte man eine solche Sprache mit einzelnen Lautzeichen schreiben und die Intonation unbezeichnet lassen, so würde sie völlig unverständlich werden, auch wenn sie im ganzen Reich gleichlautend gesprochen würde. Dies ist ja aber, wie wir gesehen haben, nicht der Fall Man würde also ein Lautschriftsystem (mit Bezeichnung der Intonation) im Chinesischen immer nur für einen bestimmten Dialekt einführen können, also etwa für die Mandarinensprache.

Aus diesen besonderen Gründen haben also die Chinesen an dem alten Bildschriftsystem trotz seiner schweren Mängel bisher festgehalten.

§ 220. Nicht so z. B. die Japaner. Das Japanische ist weniger stark gespalten als das Chinesische. Es hat auch keine so alte umfangreiche und allgemein hochgeschätzte Literatur. Und endlich ist die Sprache viel mehr arm an Homonymen. Der Japaner hätte also insofern keinen Grund, sich die Mängel des chinesischen Schriftsystems geduldig gefallen zu lassen.

Wenn er sie trotzdem lange ertragen hat, so liegt das in der Hauptsache an dem lange Zeit überragenden Einflusse der chinesischen Kultur. Man hatte keine erhebliche eigene Literatur, aber man studierte allgemein die der Chinesen. Und man hatte selbst zwar wenig Homonyme, aber man importierte massenhaft chinesische Wörter, u. zw. unter Abstreifung der Intonation, und befand sich diesen gegenüber nun in einer noch weit schlimmeren Lage, als die Chinesen selbst.

Die Bestrebungen, das chinesische Bildschriftsystem völlig zu beseitigen, die in Japan seit etwa 40 Jahren im Gange sind, haben daher bislang nur bescheidene Erfolge gehabt. Nichtsdestoweniger sind die Japaner in der Entwicklung der Schrift weit über die Chinesen hinausgekommen.

B. Die Entwicklung der Bildschrift zur Lautschrift.

§ 221. Die Bildschriftsysteme waren, wie wir gesehen haben, im Laufe ihrer Entwicklung allesamt dahin gelangt, bei der Wahl ihrer Schriftzeichen auch auf den Laut des zu schreibenden Wortes Rücksicht zu nehmen (vgl. § 213). Schrift und Laut unmittelbar miteinander in Verbindung zu bringen, war also den bildschreibenden Völkern nichts Ungewohntes mehr.

Sie haben daher auch schon in sehr früher Zeit begonnen, die Schriftzeichen gelegentlich — auch abgesehen von ihrer bezüglichen Verwendung in der Komposition — auch als reine Lautzeichen unter Abstraktion von ihrer Bedeutung zu verwenden, z. B. zur Schreibung fremder Wörter, und die Chinesen z. B. auch in ihren Wörterbüchern zur Bezeichnung der Aussprache eines Schriftzeichens.

Bei der Bildung zusammengesetzter Schriftzeichen war in den weitaus meisten Fällen die Rücksicht auf den Laut, und nicht die auf den Sinn des Determinativzeichens ausschlaggebend gewesen und hatte sich als praktisch bewährt.

Als sich daher bei den Japanern, Mesopotamiern, Ägyptern, Phönikiern — die Chinesen und die Azteken scheiden nach den voraufgehenden Darlegungen aus — das Bedürfnis nach einer Schriftreform geltend machte, war es ganz natürlich, daß man seinen Zweck durch eine allgemeinere Verknüpfung von Laut und Schrift zu erreichen suchte.

§ 222. Radikal verfuhren die Japaner, indem sie begannen, jedes chinesische Zeichen nur mit seinem Lautwert (nach japanischer Aussprache) zu gebrauchen und damit die Silben der japanischen Wörter zu schreiben. Sie schrieben also z. B. das Wort kotoba mit drei Zeichen, die den Lautwert ko + to + ba hatten. Dies war um so leichter ausführbar, weil die chinesischen Wörter (besser Wurzeln) sämtlich einsilbig und die japanischen zwar in der Regel mehrsilbig, die japanischen Silbenformen aber sämtlich im Chinesischen vertreten sind. So ist z. B. eine berühmte Sammlung altjapanischer Gedichte, das Manyōšu (= Sammlung der 10.000 Blätter), ganz in dieser Art geschrieben. Doch blieb dies System zunächst auf gelegentliche Anwendung beschränkt; im allgemeinen gebraucht man die chinesischen Zeichen nach chinesischer Weise.

a) Die Silbenschriften.

§ 223. Denn der Gebrauch dieser Zeichen als bloße Silbenzeichen war außerordentlich unpraktisch. Die meisten waren für diesen Zweck viel zu kompliziert, für den gleichen Laut waren zu-

dem zu viel verschiedene Zeichen vorhanden und es fehlte natürlich anfänglich an einer Konvention darüber, welche davon jeweils anzuwenden seien und welche nicht. Anderseits waren die Vorteile der reinen Lautschrift zu augenscheinlich, als daß man den ganzen Versuch dieser Nachteile wegen kurzerhand hätte wieder fallen lassen können. Man ging vielmehr daran, die offenbaren Nachteile zu beseitigen und traf zunächst eine Auswahl von Zeichen für den Zweck der Lautschrift, eine Auswahl, die mit der Zeit immer mehr verkleinert wurde. Diese gebrauchte man zuerst in ihrer Kursivform und verkürzte die letztere nach und nach bis auf ganz einfache Reste. So entstand schließlich das Kana, das japanische Silbenalphabet, von dem jedes Zeichen eine Silbe bezeichnet und eines ein silbenschließendes n. Dies Alphabet umfaßt nur 40 verschiedene Zeichen, da die mit h, k, s beginnenden Silben mit Hilfe gewisser diakritischer Zeichen und Kombinationen auch für die mit b, f, p, g, š, z, ž anlautenden gebraucht werden. Anderseits ist das Kana in zwei Reihen mit etwas verschiedenen Formen gebräuchlich, dem gewöhnlich angewendeten Hira-Gana und dem mehr in wissenschaftlichen Schriften gebrauchten Kata-Gana. Hiermit war die Grundlage für eine reine Lautschrift gewonnen, wenn auch zunächst nur ein Silbenalphabet.

§ 224. Freilich werden heute bloß erst ausnahmsweise Bücher nur in Kana-Schrift gedruckt. Meist verwendet man vielmehr ein Gemisch von chinesischen Zeichen und Kana, die sogenannte Kana-mazîri-Schrift. Die Wortstämme der Substantive, Fürwörter, Zahlwörter, Verben und Adjektive schreibt man mit chinesischen Zeichen, die je nach dem Sprachgebrauch mit japanischer oder chinesischer Aussprache gelesen werden können: die Flexionsendungen und die Partikeln schreibt man mit Kana-Zeichen. Um die richtige Lesung der chinesischen Zeichen zu erleichtern, ist diese oft daneben mit Kana-Zeichen (= bôkun = Seiten-Kana) angegeben.

§ 225. In ähnlicher Weise haben sich auch aus den übrigen Bildschriftsystemen Silbenalphabete entwickelt.

Auch die alten Ägypter haben den Schritt von der Bildschrift zur lautbezeichnenden Silbenschrift getan, und zwar schon in sehr früher Zeit. Wie in Japan, blieb indessen daneben noch lange die alte Schriftart in Gebrauch, besonders in Denkmalsinschriften, und hier wohl aus künstlerischen Gründen. Sie wählten, wie die Japaner, eine Anzahl von Zeichen aus, die sie nun nach bestimmten Regeln teils als Silbenzeichen, teils auch als Einzellautzeichen verwendeten. Um die zahlreichen Homonyme zu unterscheiden und gleichzeitig das Wortende

zu kennzeichnen, setzte man hinter jede Lautgruppe noch ein Determinativzeichen, um den Sinn näher zu bestimmen. So bedeutet pr sowohl „gehen“ wie „Haus“; wenn es aber die erstere Bedeutung haben soll, so fügt man das Determinativ für „gehen“ hinzu, also das umgekehrte Verfahren wie beim jap. Kana-maziri. Charakteristisch ist, daß auf die Vokale bei dieser Lautschreibung keine Rücksicht genommen wurde, ein Punkt, in dem diese Silbenschrift mit der der Phönikier übereinstimmte und durch den zahlreiche Schrifthomonyme entstehen mußten.

§ 226. Auch die mesopotamische Schrift hat sich in gleicher Weise zu einer Silbenschrift entwickelt. Die altpersische Keilschrift zeigt sogar schon einen hohen Grad der Entwicklung zur Einzellautschrift hin.

Während aber die ägyptische und die mesopotamische Schrift schließlich mit den Sprachen ausgestorben sind, für die sie berechnet waren, hat die phönikische Schrift auch nach dem Untergang der Phönikier eine überaus weite Verbreitung gefunden.

Auch sie bezeichnete nur die Konsonanten der Silbe, nicht auch die Vokale. Bei einer semitischen Sprache, in der die Wurzelkonsonanten die eigentlichen Träger der Bedeutung sind, die durch die Vokale nur modifiziert wird (vgl. § 104), war das ganz natürlich. Man gebrauchte also z. B. das Bild für das „Zelt“ (ba[i]t oder bēt) nun für die Silben ba, be, bi, bo, bu, das Bild für das Kamel (gimel) für die Silben ga, ge, gi, go, gu usw.

§ 227. Das phönikische Alphabet wurde wegen seiner vortrefflichen Eignung für den semitischen Sprachcharakter auch von allen anderen semitischen Sprachen übernommen, verändert und weitergebildet, behielt aber sein Grundwesen als Silbenschrift überall bei.

So entstanden besonders das aramäisch-syrische, das hebräische, das arabische und das himjaritische (südarabische) Silbenalphabet, die nun ihrerseits wieder von anderen Völkern übernommen wurden. Auch in Europa hielt die phönikische Schrift ihren Einzug, ward aber hier alsbald ihres Grundwesens entkleidet.

§ 228. Aus dem aramäisch-syrischen Alphabet in seiner älteren Form entwickelte sich schon früh die Send- und Pehlevi-Schrift in Iran. Diese wurde ihrerseits zur Mutter der altindischen Schrift (in ihrer gangbarsten Gestalt Devanāgarī genannt), von der das Pali-Alphabet der Buddhisten und die Alphabete der meisten neuindischen Sprachen (wie Bengali, Gudscherati, Kanaresisch, Sindhi, Telugu usw.)

abstammen. Mit dem Buddhismus gelangte es auch nach Tibet, Korea und nach dem Festland und den Inseln Hinterindiens, wo es am stärksten verändert wurde. Aus dem späteren syrischen Alphabet hat sich das der uigurischen Türken, aus diesem das der Mandschu, und aus letzterem das der Mongolen entwickelt.

§ 229. Das hebräische Alphabet ist von keinem anderen Volke adoptiert worden. Dagegen wurde das arabische Alphabet auch auf das Persische, Afghanische, Hindustani, Malaiische, Westtürkische, Suaheli und Haussa übertragen. Das himjaritische Alphabet endlich wurde die Mutter des äthiopischen, libyschen und anderer Alphabete Nordafrikas.

§ 230. Die Schriftbilder der Chinesen werden von oben nach unten aneinandergereiht, die Zeilen folgen einander von rechts nach links. Gemäß seiner Abstammung hat auch das japanische Kana diese Anordnung beibehalten.

Die alten Ägypter schrieben in der Regel wie die Chinesen, aber auch in wagerechten Zeilen, von rechts nach links, nur ausnahmsweise in umgekehrter Richtung.

Die Mesopotamier schrieben ebenso wie die Phönikier von rechts nach links in wagerechten Zeilen.

§ 231. Der Fehler des phönikischen, mesopotamischen und ägyptischen Silben-Alphabets war die Vernachlässigung der Vokale, denn dadurch wurde das Lesen erheblich erschwert. Die richtige Vokalisierung der geschriebenen Konsonanten beim Lesen konnte immer erst durch Schlußfolgerungen aus dem Zusammenhang gefunden werden. Jeder Text bedurfte daher stets einer vorläufigen Durchsicht, ehe man ihn zu lesen versuchen konnte. Das war zeitraubend und mühsam zugleich. Und wenn man auch den Zeitverlust hätte in Kauf nehmen wollen, so ließ sich doch auf die Dauer nicht übersehen, daß die Durchschnittsintelligenz der niederen Klassen den geistigen Anforderungen überhaupt nicht gewachsen war, die die Erschließung der Vokale aus dem Zusammenhange an den Lesenden stellte.

Dazu kam, daß die Sprache sich änderte und daß man ein Interesse daran hatte, die genaue Lesung von Texten, die für lange Dauer bestimmt waren, auch in der Schrift festzuhalten. Das galt z. B. für die Bibel der Hebräer und den Koran der Araber.

Man sah sich daher gezwungen, auch die Vokale zu schreiben, mindestens: Vorsorge zu treffen, daß man sie für den Fall der Not schreiben konnte.

§ 232. Dies Problem löste man auf verschiedenem Wege. Entweder man schuf eigene Vokalzeichen, wie das Altpersische, Altindische (infolgedessen auch im Neuindischen

vorhanden) u. a. Oder man verwendete die Konsonantenzeichen ʾ, ū, ī und h zur Andeutung der Vokale (wie in allen semitischen Sprachen, im Neupersischen, Hindustani, Malaiischen, Westtürkischen u. a.). Oder ferner: man brachte an den Konsonanten diakritische Veränderungen an, um den folgenden Vokal zu bezeichnen, wie z. B. im Äthiopischen. Oder endlich: man setzte selbständige diakritische Zeichen über oder unter die Konsonanten, wie im Hebräischen und Arabischen.

In manchen Sprachen wurde dann die Schreibung der Vokale allmählich durchweg obligatorisch; in anderen schrieb man wenigstens die langen Vokale regelmäßig, die kurzen aber nur nach Bedürfnis. So schreibt man z. B. im Arabischen heute die langen Vokale durchweg mit Hilfe von ʾ, ū, ī, die kurzen aber nur in Zweifelsfällen (z. B. bei fremden Eigennamen) oder hie und da zur Erleichterung des Lesens. Sprachen, deren Vokalisierung nicht so schematisiert ist wie die der Semiten, und die ein semitisches Alphabet angenommen haben, sind natürlich, wie das Suaheli in Ostafrika und Haussa im Westsudan, gezwungen, die Schrift durchweg zu vokalisieren.

§ 233. Damit hatte man begonnen, die Vokale in der Schrift von den Konsonanten mehr und mehr zu trennen, und in vielen Sprachen hatte diese Trennung in vollem Umfange durchgeführt werden müssen. Der Übergang von der Silben- zur Einzellautschrift war damit eingeleitet und zum Teil bereits vollzogen worden.

b) Die Einzellautschriften.

§ 234. Nicht alle Silbenschriften sind durch Einzellautschriften ersetzt worden.

Am strengsten hat das japanische Kana den silbischen Charakter der Schrift bewahrt. Nur für das n als einzelnen Laut ist ein eigenes Zeichen vorhanden. Freilich auch für die Vokale; diese Vokalzeichen dürfen aber nur gebraucht werden, wenn ein Vokal für sich allein eine Silbe bildet, sie bleiben also Silbenzeichen.

Völlig und obligatorisch ist die Trennung der Schrift nach Einzellauten durchgeführt im Suaheli und im Haussa (vgl. § 110, 113), doch aber so, daß die Zeichen für die Vokale nicht zwischen den übrigen, sondern über und unter ihnen, also als minder wichtig erscheinen.

Zwischen diesen beiden Extremen finden sich alle möglichen Zwischenstufen. Die Türken verfahren ziemlich regellos. Die Araber bezeichnen die Vokale, wie oben (§ 232) dargelegt. Die Altinder bezeichnen sie stets, mit Ausnahme des kurzen a usw.

§ 235. Von Anfang an aber ist das phönikische Silbenalphabet bei seiner Anwendung auf die europäischen Sprachen monophthongisiert worden.

Es gelangte zunächst zu den Griechen. Der phönikische Ursprung des griechischen Alphabets ist zweifellos. Schon die

Namen der griechischen Buchstaben sind völlig phönikisch, stimmen mit den Namen der andern semitischen Alphabete überein und sind zudem allgemein gebräuchliche semitische Appellativa. Alfa (= arab. elif, hebr. ālef) bedeutet „Ochs", Beta (= arab. bēþ, hebr. baj·þ) bedeutet „Zelt", Gamma (= arab. gemel, hebr. gimel) bedeutet „Kamel", Delta (= hebr. dəlaþ) bedeutet „Tür" usw. Auch in der Form stimmen sie auffällig überein. Schließlich lief die griechische Schrift in der ältesten Zeit, wie die phönikische, von rechts nach links, später „bustrofēdón", d. h. nach Art des furchenziehenden Ochsen, der am Ende einer Furche sich wendet und die nächste in entgegengesetzter Richtung aufreißt. Erst in jüngerer Zeit bürgerte sich der Lauf der Schrift von links nach rechts ein.

§ 236. Die Griechen konnten bei der Eigenart ihrer Sprache das semitische Silbenalphabet in seiner ursprünglichen Anwendungsart nicht gebrauchen. Sie konnten die Vokale nicht unbezeichnet lassen, ohne die Schrift fast völlig unverständlich zu machen, und sie bedurften der Zeichen für einzelne Konsonanten im Silbenauslaut in höherem Maße als die Phönikier. So lösten sie das ganze Syllabar in Zeichen für einzelne Laute auf, indem sie jedes Zeichen nur für den Anlaut der Silbe gebrauchten, die es sonst bezeichnet hatte. Das phönikische Silbenzeichen ב bezeichnete also nun nicht mehr die Silben ba, be, bi, bo, bu, sondern nur noch den Einzellaut b.

Nun ergab sich das Bedürfnis nach geeigneten Vokalzeichen, die man in eine Linie mit den übrigen Zeichen einreihen mußte, da man sie — gemäß ihrer erheblich größeren Wichtigkeit in einer indogermanischen Sprache — höher bewertete als die Semiten. Man verwendete dafür Zeichen für semitische Laute, die im Griechischen fehlten oder (wie Alef) nicht geschrieben wurden; nur für u (y) erfand man ein neues Zeichen (ν) und setzte es an den Schluß des Alphabets. Ferner führte man die Zeichen χ, φ, ψ ein, die aber verschieden verwendet wurden.

§ 237. Die Ostgriechen gingen nämlich bei der Anpassung des phönikischen Alphabets an das Griechische z. T. andere Wege als die Westgriechen. Sie gebrauchten das H, den alten Hauchlaut, zur Bezeichnung des langen ē und schufen im Omega ein besonderes Zeichen für langes ō. χ verwendeten sie für ch, φ für f, ψ für ps, während die Westgriechen χ für ks, φ für f und ψ für ch gebrauchten und außerdem das besondere Zeichen für den gutturalen k-Laut (q) beseitigten. In der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. führten die Athener bei sich das ionische, ein ostgriechisches Alphabet ein, und diesem Vorgange schlossen sich bald alle übrigen Griechen an.

§ 238. Von den in Unteritalien angesiedelten Westgriechen übernahmen die Völker Italiens und speziell die Römer das westgriechische Alphabet zu einer Zeit, als dies noch vom ostgriechischen geschieden war. H hat daher hier noch die Bedeutung des Hauchlauts, ein Omega fehlt, x bezeichnet den Laut ks.

An diesem Alphabet nahm man nun aber folgende Änderungen vor: für k führte man c ein (vermutlich unter etruskischem Einfluß), ζ wurde beseitigt und g an seine Stelle im Alphabet gesetzt. I und V bezeichneten sowohl die Vokale i und u (wie bei den Westgriechen), als auch die Konsonanten j und v. Später (zirka 100 v. Chr.) wurden y und z aufs neue (mit dem Lautwert ü und ts) eingeführt und an den Schluß des Alphabets gesetzt.

§ 239. Das griechische und das lateinische Alphabet sind nun die Stammütter fast aller europäischen Alphabete geworden. Das lateinische Alphabet hat auch noch darüber hinaus zur Schreibung afrikanischer, ozeanischer, amerikanischer und sonstiger Sprachen Verwendung gefunden, die erst in neuerer Zeit schriftlich fixiert worden sind.

Die alten Alphabete der Germanen (Runen), Gallier, der Walliser in England (Ogam) u. a. waren allesamt aus dem lateinischen oder griechischen Alphabet abgeleitet.

In christlicher Zeit wurde die gotische Schrift von Ulfilas, dem Verfasser der gotischen Bibelübersetzung (4. Jahrh.), aus dem griechischen Alphabet zurecht gemacht. Auch das armenische, georgische (im Kaukasus) und koptische (in Ägypten) Alphabet gehen auf das griechische zurück. Cyrillus, der Apostel der Slawen (9. Jahrh.), stellte auf der Basis des griechischen das cyrillische Alphabet auf, mit dem das Altbulgarische (Kirchenslawische) geschrieben wurde und aus dem sich später das russische Alphabet entwickelte, das auch bei den meisten südslawischen Völkern in Gebrauch ist. Die Albanesen bedienen sich gleichfalls des etwas modifizierten griechischen Alphabets.

§ 240. Die lateinische Schrift (in ihrer heutigen Form auch Antiqua genannt) hat mancherlei Wandlungen durchgemacht, z. T. noch bei den Römern selbst und später auch bei den jüngeren europäischen Kulturvölkern. Gegen Ende des 13. Jahrh. trat sie in einer Gestalt auf, die man Gotisch oder Fraktur nannte. Sie war damals im ganzen Abendlande verbreitet. Sie wurde später größtenteils von einer anderen Form der Lateinschrift wieder verdrängt, der Antiqua, die in ihrer Gestalt den altlateinischen Formen wieder mehr angenähert worden war. Die Antiqua unterscheidet sich vom alten Alphabet durch die Aufnahme der Zeichen ä, ö, ü für die Umlaute und durch die Spaltung des J in i und j, sowie des V in v, u und w.

§ 241. In Deutschland, Dänemark, Schweden, der Schweiz und den deutschredenden Teilen Österreichs herrscht die gotische Schrift vor; die Antiqua wird fast nur in der wissenschaftlichen Literatur angewendet.

Umgekehrt hat die Antiqua überall in Frankreich, England, Holland, Spanien, Portugal, Italien, der französischen Schweiz, Böhmen, Ungarn, Polen, den baltoslawischen Ländern, in Finnland usw. die Alleinherrschaft gewonnen und beherrscht auch ganz Amerika, Australien usw.

Dritter Teil: Die nationale Rechtschreibung.

A. Allgemeines.

§ 242. Das in der Überschrift angegebene Thema hier in seinem vollen Umfange zu besprechen verbietet der Raum. Wir werden daher hier nur das praktisch Wichtigste, d. h. nur diejenigen Sprachen behandeln, die mit Antiqua oder Fraktur geschrieben werden, was ja im Grunde dasselbe ist.

Vergleichen wir die Alphabete dieser Sprachen miteinander, so finden wir zunächst, daß fast jedes von ihnen Zeichen enthält, die anderen fehlen. Dies liegt natürlich an der Verschiedenheit der Lautsysteme, denen die Schrift angepaßt werden mußte.

So verwendet das Französische das k und das w nur in Fremdwörtern, dagegen gebraucht es das neugebildete Zeichen ç und die Vokale mit Akzenten wie é, è, ê.

Im Italienischen sind k, w, x und y völlig verschwunden, aber es verwendet wie das Französische akzentuierte Vokale, jedoch nur à, è usw. Das Spanische hat dafür nur á, é usw., auch hier sind k und w beseitigt und x steht auf dem Aussterbeetat; dafür ist ñ neueingeführt worden. Im Portugiesischen finden sich k und w gar nicht, dagegen á, ã (usw.).

Das Deutsche und Englische verwenden alle Zeichen des nlat. Alphabets (im weiteren Sinne, Antiqua und Fraktur umfassend) und haben kein besonderes Zeichen eingeführt.

Das Polnische besitzt akzentuierte Vokale (ó, ą) und Konsonanten (ś, ć usw.) usw. usw.

§ 243. Aber auch die nlat. Zeichen, die in allen oder mehreren von diesen Sprachen verwendet werden, bezeichnen nicht überall denselben Laut oder werden — wie man es populär ausdrückt — nicht überall gleich ausgesprochen. Mit ch z. B. bezeichnet man im Deutschen eine velare Frikativa (ach, ich), im Französischen eine linguale Frikativa (= š), im Italienischen die stimmlose velare Explosiva (= k), im Spanischen eine linguale Affrikata (= tš).

Der Grund dieser Erscheinung ist im allgemeinen nicht etwa der, daß man willkürlich in jeder Volksgemeinschaft beschlossen hätte, einen bestimmten Laut mit einem bestimmten Zeichen auszudrücken, sondern sie ist die Folge des Lautwandels. Wenigstens soweit verwandte Sprachen in Betracht kommen. Für die Schreibung des Ungarischen und des Finnischen aber z. B., die mit den übrigen europäischen Sprachen[1]) nicht verwandt

[1]) Das Türkische rechnen wir zu den asiatischen.

sind, beruhen die Eigenheiten der Lautbezeichnung natürlich z. T. auf Willkür der Gesetzgeber der Orthographie, so z. B. wenn sie das d' mit gy und lange Vokale mit á usw. schreiben. Dies trifft aber auch für manche Besonderheiten der Orthographie verwandter Sprachen zu; es ist z. B. willkürlich, wenn im Italienischen das velare c vor e, i (y) mit ch, im Französischen mit qu geschrieben wird.

§ 244. Aber auch innerhalb derselben Sprache wechselt der Lautwert der Schriftzeichen, nicht nur der Zeit, sondern auch der Gegend nach. Auch dies ist größtenteils eine Folge des Lautwandels. Das deutsche ch bezeichnet z. B. in der Schweiz nur den χ-Laut, sonst auch den h'-Laut.

§ 245. Im allgemeinen folgt zwar die Schreibung dem Wandel der Aussprache. Doch vollzieht sich erfahrungsgemäß der Wandel der Orthographie stets langsamer als der der Lautung. Und so kommt es, daß zwischen der Schreibung und der Lautung überall ein größerer oder geringerer Unterschied besteht. Der Engländer schreibt seine Sprache heute noch so, wie er sie vor mehr als hundert Jahren sprach, und ähnlich steht es im Französischen und in andern Sprachen. Auch im Deutschen schreiben wir noch „Leib", obwohl wir längst laip sprechen.

§ 246. Die Gründe für die größere Zähigkeit der Schreibform gegenüber der Lautform der Wörter liegen auf der Hand. Das Auge ist konservativer als das Ohr und muß es sein. Der Lautwandel vollzieht sich allmählich und unmerkbar; eine Veränderung der Schreibung aber tritt auf einmal und augenfällig in die Erscheinung und begegnet daher stärkerem Widerstande. Zudem sind die Eindrücke, die die Seele durch die Augen empfängt, an sich dauerhafter als Gehörseindrücke. Ferner ist ja die Schrift von vornherein auf Dauer berechnet (§ 195), und manche praktische Gründe sprechen gegen eine leichtherzige Verwerfung der Tradition. Auch der „Systemzwang" wirkt z. T. konservierend; wir schreiben noch „Leib" mit b, weil wir „Leiber" noch wie láibər sprechen. Endlich ist jede Schriftsprache schon deshalb der Veränderlichkeit abgeneigt, weil mit ihrem Wesen das Gefühl der festen Einheitlichkeit gegenüber der Verschiedenheit der Mundarten auch in lautlicher Beziehung eng verknüpft ist.

B. Übersicht der nationalen Lautbezeichnung durch nlat. Schriftzeichen.

a) Die Bezeichnung der Konsonanten.

§ 247. Die Grundkonsonanten werden im allgemeinen überall gleich bezeichnet.

Im einzelnen ist indessen Folgendes vorweg zu bemerken:

α) Wenn im Nhd. eine wurzelhafte Lenis in den Auslaut gerät, so wird sie zwar in der Aussprache in die entsprechende Fortis verwandelt, bleibt aber in der Schrift erhalten, z. B. „Trieb“ (sprich trīp) von „treiben“.

β) Im Französischen sind die Endkonsonanten zwar meist verstummt, werden aber noch geschrieben, z. B. petit (klein) sprich pəti.

γ) h wird zwar im Französischen und z. T. im Italienischen noch geschrieben, aber nicht mehr gesprochen. Auch das engl. h ist z. T. stumm.

§ 248. In allen Sprachen werden — vom vorigen Paragraphen abgesehen — gleich bezeichnet die Konsonantenlaute p, t, b, h, d, r, l (das aber im Slawischen fehlt), m und n. Hinsichtlich der Verschiedenheiten der Konsonantenbezeichnung beschränken wir uns auf einige besonders wichtige Tatsachen.

Der Laut k wird meist mit dem Zeichen k ausgedrückt; doch schreiben die romanischen Sprachen vor a, o, u, Konsonanten und am Wortende durchweg c, in anderen Fällen das Französische, Spanische und Portugiesische qu und das Italienische ch. In griechischen Fremdwörtern vertritt ch oft den K-Laut, wird aber z. B. im Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Schwedischen durch c, bzw. k ersetzt.

Auch der Laut g wird stets durch g bezeichnet. Die romanischen Sprachen schreiben aber vor E- und I-Lauten frz. gu, ital. gh.

F wird überall mit f geschrieben, nur im Deutschen findet sich daneben auch v. In griechischen Fremdwörtern schreibt man dafür ph, das aber im Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Schwedischen durchweg durch f ersetzt wird.

Den H-Laut schreiben alle Sprachen mit h. Der χ-Laut fehlt den meisten; das Deutsche schreibt ihn bekanntlich ch, das Spanische j (früher x), das Holländische teils ch (stärker), teils g (schwächer).

Was die S-Laute anlangt, so ist in den romanischen Sprachen s zwischen zwei Vokalen stets die Lenis, sonst stets die Fortis; die Fortis wird stets meist s geschrieben (ausnahmsweise im Französischen auch mit ç oder ti), wofür zwischen zwei Vokalen ss eintritt, die Lenis teils mit s, teils mit z: frz. saison (sprich sezõ), laisser (sprich lese), lézard (sprich lezar). Im Deutschen ist das ſ am Wortende (dann ſs geschrieben)[1]) stets die Fortis, ebenso vor Konsonanten (Sklave, Meister), sonst stets die Lenis (Roſe, ſaufen); soll es zwischen Vokalen scharf lauten, so schreibt man nach kurzen Vokalen ſſ, nach langen ß.

[1]) Statt ſs am Wortende wird ß geschrieben.

Den Laut den wir im Deutschen mit ſch bezeichnen[1]), bezeichnet das Englische mit sh, das Französische und Portugiesische mit ch, das Italienische mit sc (vor folgendem a, o, u mit sci), das Polnische und Litauische mit sz; im Spanischen fehlt er. Im Auslaut portugiesischer Wörter hat s vor Konsonanten den Lautwert š; auch x dient mitunter zur Bezeichnung des Lautes š.

Bilabiales ɰ wird im Englischen mit w bezeichnet, die anderen Sprachen bezeichnen es mit u; im Deutschen fehlt es. Das deutsche w bezeichnet einen labiodentalen Laut[2]), den die übrigen Sprachen fast durchweg mit v ausdrücken, Polnisch und Litauisch aber gleichfalls mit w.

Den Reibelaut ġ kennt nur das Deutsche, wo er mit g bezeichnet wird: fragen = frāgən.

Der J-Laut wird im Deutschen, Polnischen und Italienischen mit j bezeichnet, doch hat sich in letzterer Sprache neuerdings i dafür eingebürgert. Das Englische, Spanische, Französische und Portugiesische gebrauchen dafür y, das Französische auch ï oder il(l).

Der ż-Laut fehlt in den meisten Sprachen. Im Französischen und Portugiesischen wird er mit j oder g geschrieben: für letzteres muß vor a, o, u die Verbindung ge eintreten: mangeons sprich mãżõ. Im Polnischen schreibt man ż oder rz.

Das velare n̈ wird meist nur n geschrieben, da es gemeiniglich nur vor g und k vorkommt und hier stets velar gesprochen wird. In den Bantusprachen, wo es auch in anderer Stellung vorkommt, schreibt man es gewöhnlich unzweckmäßig ng', z. B. suah. ng'ombe (Rind) = n̈ombe.

Die interdentalen Lispellaute þ und ð im Englischen werden durch th ausgedrückt. In Fremdwörtern, die aus dem Griechischen stammen, drückt in manchen Fällen th den einfachen t-Laut aus, z. B. Theorie = frz. théorie. Doch schreiben Italiener, Spanier, Portugiesen, Schweden auch in diesem Falle stets nur t: teoria. Für den Laut des ʾ besitzt das Lateinische kein Zeichen. Das Griechische bezeichnet ihn durch den Spiritus lenis (ἀ = a) im Gegensatz zum Spiritus asper (ἁ = ha). Im Inlaut bezeichnet der Franzose den Hiat in bestimmten Fällen durch das Tréma; haïssons = aⁱisõ oder aⁱsõ.

§ 249. Dentale und zerebrale Linguale besitzt keine der hier in Betracht kommenden Kultursprachen; es besteht daher auch kein Bedürfnis für entsprechende Zeichen. Dagegen finden sich derartige Laute in manchen Sprachen unkultivierter Völker, die zwar von ihnen selbst nicht geschrieben werden, aber doch in Büchern für wissenschaftliche und praktische Zwecke schrift-

[1]) Statt ſch + þ oder t schreibt man im Wortanlaut ſþ und ſt.

[2]) Nach q schreibt man dafür u: Quelle = kvélə.

lich aufgezeichnet werden mußten. Für diesen Fall besteht natürlich keine allgemein maßgebende Orthographie.

Ebenso steht es mit den Aspiraten.

Von den Affrikaten findet sich pf nur im Deutschen und wird hier auch so geschrieben. Ts wird im Deutschen und Italienischen mit z wiedergegeben; im Italienischen bezeichnet z auch den Laut dz. Tš wird im Deutschen tſch geschrieben, im Englischen und Spanischen ch, im Italienischen c (vor folgenden a, o, u: ci), im Polnischen cz. Dž schreibt man im Italienischen g (vor folgenden a, o, u: gi); im Englischen gebraucht man teils g, teils j, im Polnischen dż. Sonst kommen Affrikaten nicht vor.

§ 250. Von den palatalisierten Lauten kommt nur n' überall vor. Man schreibt es im Deutschen ni, im Französischen und Italienischen gn oder ni, im Spanischen ñ, im Portugiesischen nh, im Polnischen ń. Anderseits ist h' (= ch in „ich") am wenigsten verbreitet.

Die slawischen und baltoslawischen Sprachen sind dagegen reich an Palatalen. Man bezeichnet sie im Russischen nicht besonders, sondern gebraucht hinter ihnen für die Vokale noch besondere Silbenzeichen, deren Laut mit einem i̯ (oder ʲ) beginnt und dokumentiert damit deutlich die Art, wie die Palatale ursprünglich entstanden sind. In den mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Sprachen, z. B. dem Polnischen und Litauischen, hat ein kompliziertes System der Bezeichnung Platz gegriffen. Vor e und i tritt stets Palatalisierung ein; hier bleibt sie daher unbezeichnet. Die Lippenlaute können nur unvollkommen palatalisiert werden (vgl. § 36); hier schreibt man daher pi, bi, fi, wi, mi (im Litauischen pj, bj usw). Aber auch die vollständig vollzogene Palatalisierung anderer Konsonanten wird durch i bezeichnet, nur palatalisiertes s, n und z werden durch ś, ń und ź ausgedrückt.

u-haltige Konsonanten werden, wo sie vorkommen — was selten in den hier hauptsächlich in Betracht kommenden Sprachen der Fall ist —, nicht besonders bezeichnet. Nur das u-haltige l bezeichnen die Polen (die Litauer gewöhnlich nicht) durch das Zeichen ł. Die unvollständige Labialisierung kᵘ bezeichnen manche Sprachen durch qu (deutsch Quartier), andere durch cu (span. cuartero), noch andere durch kw (holl. Kwartier).

§ 251. Lange Konsonanten werden, wo sie vorkommen (z. B. im Italienischen), durch doppelte Schreibung bezeichnet, wie es schon im Lateinischen und Griechischen der Fall war. Diese Schreibung ist aus etymologischen Rücksichten (also durch Systemzwang) meist auch dann beibehalten worden, wenn frühere Länge des Konsonanten in der Aussprache längst aufgegeben worden ist. So schreibt man heute im Französischen

noch colline (Hügel), weil das l im Lateinischen lang war und doppelt geschrieben wurde, während es im Französischen jetzt kurz gesprochen wird und die Verdoppelung mithin keine Berechtigung mehr hat. Doch hat z. B. das Rumänische solche Verdoppelungen durchweg aufgegeben. Über eine andere Bedeutung der Doppelschreibung vgl. unten.

§ 252. Konsonantengruppen werden z. T. durch ein einfaches Schriftzeichen ausgedrückt. So schreibt der Deutsche z für ts und x für ks. Z für ts (und dz) findet sich auch im Italienischen, x für ks auch im Französischen und Englischen.

Umgekehrt werden viele Einzellaute durch Buchstabengruppen ausgedrückt, so im Deutschen χ und h' durch ch, š durch sch, t, f und k in manchen Fällen durch th, ph und ch usw. Der Engländer schreibt sh, der Franzose ch, der Pole sz für š, der Franzose qu für k und alle drei wieder th, ph und ch in griechischen Wörtern für t, f und k usw. usw.

§ 253. Silbische Konsonanten werden als solche meist nicht besonders gekennzeichnet; im Deutschen bezeichnet man sie durch vorhergehendes e: loben = lōbm.

b) Die Bezeichnung der Vokale.

§ 254. Der farblose Stimmlaut bleibt meist unbezeichnet. Im Deutschen und Französischen wird er indessen stets geschrieben, u. zw. mit e (Gebot, venir). Im Englischen ist er meist durch Verkürzung und Entfärbung früherer vollerer Vokale entstanden und diese werden in der Schreibung bewahrt, z. B. metal sprich métəl.

Der A-Laut wird überall durch a bezeichnet, nur im Englischen auch durch ea (heart sprich hārt).

Der I-Laut wird überall durch i bezeichnet, im Englischen das lange ī auch durch ee oder — seltener — ea: bee sprich bī, read sprich rīd. Das kurze i wird im Französischen und Englischen oft auch mit y bezeichnet: frz. cygne sprich sin', engl. city sprich sítⁱ. Das dumpfe slawische i̯ wird im Polnischen mit y geschrieben.

Der U-Laut wird fast überall durch u bezeichnet, nur im Französischen durch ou, im Polnischen ó neben u, im Holländischen mit oe. Langes ū wird im Englischen oft auch oo geschrieben.

§ 255. Der Umlaut ä fällt praktisch mit dem offenen e zusammen; er wird daher bald ä, bald e geschrieben. Die romanischen und slawischen Sprachen kennen jedoch das Zeichen ä nicht; es fehlt auch im Englischen, Holländischen usw. Die nordgermanischen Sprachen schreiben ae, das Französische ai (neben e, è, ê), das Englische e, ea oder a.

Der Umlaut ö fehlt in den romanischen und slawischen Sprachen; nur das Französische besitzt ihn und bezeichnet ihn, wie das Holländische, durch eu (seltener oeu), sowohl wenn er offen, wie wenn er geschlossen lautet. Das Deutsche bezeichnet ihn mit ö, das Norwegische (Dänische) mit ǒ oder (geschlossen) mit ø. Im Englischen findet er sich nur vor r und wird dann mit i, e oder ea geschrieben.

Der Umlaut ü fehlt in den romanischen und den slawischen Sprachen, außer im Französischen, wo er mit u geschrieben wird, und im Englischen. Das Deutsche bezeichnet ihn mit ü (in griechischen Wörtern mit y), das Holländische mit u, das Norwegische (Dänische, Schwedische) mit y oder u.

§ 256. Der Mischlaut e (geschlossen) wird meist e geschrieben, im Französischen auch é (seltener ai), im Englischen, wo er auch lang vorkommt, gewöhnlich a.

Das offene e wird in der Schrift vom geschlossenen gewöhnlich nicht unterschieden. Doch schreibt das Deutsche in bestimmten Fällen neben e auch ä, das Französische neben e auch è und ê (sowie ai) und das Englische neben e und a auch ea.

Der Mischlaut o (offen oder geschlossen) wird durchweg mit o bezeichnet. Doch hat das Französische daneben auch die Schreibungen au und eau, das Englische auch oa und für den offenen Laut a, au, aw. Sonst wird das offene o vom geschlossenen in der Schrift nicht unterschieden.

§ 257. Die Quantität der Vokale bleibt der Regel nach in der Schrift unbezeichnet. Doch finden sich Ausnahmen in einigen germanischen Sprachen und im Ungarischen; in den slawischen Sprachen erübrigt sich die Unterscheidung, da alle Vokale hier kurz sind (§ 97).

Die Länge wird z. B. im Deutschen bezeichnet durch doppelte Schreibung (Saal) oder durch das Dehnungszeichen h (Mahl) oder e (nach i), z. B. Bier. Oft bleibt sie aber auch unbezeichnet (Mal, mir). Dieselbe Regel gilt z. B. für das Holländische, wo aber h nicht als Dehnungszeichen benutzt wird. Im Ungarischen werden gedehnte Vokale akzentuiert (á).

Die Kürze könnte unbezeichnet bleiben, wo die Länge schon bezeichnet wird, aber jede Sprache treibt Luxus. So bezeichnet man die Kürze eines Vokals in einfach geschlossener Silbe im Deutschen durch die doppelte Schreibung der folgenden Konsonanten: Fall, Fett. Diese Regel gilt für alle germanischen Sprachen.

Flüchtige Vokale werden entweder überhaupt nicht geschrieben oder wie die entsprechenden kurzen.

§ 258. Die Nasalisation der Vokale bezeichnen die Polen

durch besondere Zeichen (ą, ę), die Franzosen durch nachgesetztes n oder m, die Portugiesen teils durch folgendes n oder m, teils durch besondere Zeichen (ã).

§ 259. Die Diphthonge a^u, a^i, o^i werden in der Schrift sehr verschieden bezeichnet.

Das Deutsche schreibt für a^u stets au, für a^i meist ei, z. T. auch ai, für o^i meist eu, aber auch äu.

Das Englische schreibt für a^u teils ou, teils ow, für a^i meist einfach i und für o^i: oi.

Das Holländische schreibt ij [1]) für a^i, ferner au oder ou für a^u (bzw. $\tilde{a}^u$) und ui für o^i.

Im Norwegischen schreibt man a^i mit ai [1]), a^u und o^i fehlen.

Das Französische bezeichnet den Laut a^i meist durch ail(l), die übrigen kommen in rein französischen Wörtern nicht vor.

Im Italienischen schreibt man au, ai und oi, ebenso im Rumänischen.

Hinsichtlich der Schreibung der zahlreichen sonstigen Diphthonge und Triphthonge müssen wir auf die Spezialgrammatiken verweisen. Im Französischen finden wir z. B. noch

e^i	geschrieben	eil(l)	u^i	geschrieben	ouil(l)
i^i	„	il(l)	$ü^i$	„	uil(l)
$ö^i$	„	euil(l)	^oa	„	oi usw.

§ 260. Ob ein Vokal betont ist oder nicht, wird der Regel nach in der Schrift nicht bezeichnet. Ausnahmen finden sich z. B. im Spanischen und Italienischen. Im Italienischen setzt man einen Gravis (à) auf einen auslautenden Vokal, wenn er (infolge Abfalls einer Silbe) gegen die Akzentregel betont ist: gioventù (statt gioventute). Im Spanischen bekommt ein Vokal der vorletzten Silbe den Akut (á), wenn er (in der Grundform des Wortes) gegen die Akzentregel betont ist. Der Unterschied zwischen geschleifter und gestoßener Betonung und der musikalischen Tonhöhe bleibt unbezeichnet; nur in Sprachen unkultivierter Völker, die noch keine nationale Rechtschreibung besitzen, werden sie — und müssen sie z. T. — bezeichnet werden, z. B. bei der Schreibung des Hottentottischen, des Ef'e, des Duala usw.

Die Akzentzeichen auf französischen Vokalen (é, è, ê) dienen verschiedenen Zwecken. Teils unterscheiden sie nur Homonyme: ou (oder): où (wo). Teils bezeichnen sie den Ausfall eines früheren Konsonanten und die dadurch bewirkte Ersatzdehnung des Vokals: altfrz. fenestre = fenêtre (§ 160). Teils unterscheiden sie offene und geschlossene Aussprache des e oder den Stimmton von einem E-Laut: régner : règne, mener : mène.

[1]) oi bezeichnet den Diphthong o^i, im Dänischen und Holländischen aber auch a^i.

Vierter Teil: Die weitere Entwicklung der neulateinischen Lautschrift.

A. Schreibe Antiqua und meide Majuskeln!

§ 261. Von den zirka 1600 Millionen Menschen, die den Erdball bewohnen, sind mindestens 200 Millionen Analphabeten in dem Sinne, daß sie überhaupt keine Schrift besitzen.

Etwa 40 Millionen bedienen sich verschiedener, wenig verbreiteter Schriftsysteme. Der Rest gebraucht teils die chinesische (450 Millionen), teils die neulateinische (450 Millionen), teils die russische (100 Millionen), teils die arabische Schrift (75 Millionen) und teils eins der indischen Alphabete (zirka 300 Millionen).

Das chinesische und das neulateinische Alphabet haben also die weitaus größte Verbreitung. Aber innerhalb der chinesisch schreibenden Gebiete ist der Prozentsatz der des Schreibens und Lesens überhaupt unkundigen Bevölkerung sehr erheblich größer als in den Gebieten, wo neulateinische Lettern in Gebrauch sind. In Wirklichkeit ist also das neulateinische Alphabet das weitestverbreitete.

§ 262. Der Idealzustand wäre, daß überall auf der Erde nur ein einziges Schriftsystem herrschte. Die Verschiedenheit der Schrift ist ein Hindernis der Weltwirtschaft, der Weltkultur und der Weltpolitik; sie sollte also beseitigt werden.

Die neulateinische Schrift muß die Alleinherrschaft gewinnen, wie sie schon die Vorherrschaft hat. Denn das chinesische System ist schon für die chinesische Sprache unpraktisch und noch viel mehr für andere, und die übrigen Systeme haben eine viel geringere Verbreitung und eine viel geringere praktische Eignung zum Weltschriftsystem als das neulateinische.

§ 263. Unter Neulateinisch verstehen wir hier nach § 240 Antiqua und Fraktur zusammen. Fraktur schreiben höchstens 90 Millionen, und auch diese benutzen daneben noch die Antiqua, während die Antiqua schreibenden Völker mit der Fraktur im ganzen wenig vertraut sind. Vom praktischen Standpunkt aus kann also gar kein Zweifel sein, daß bei einer Schriftvereinfachung die Fraktur zu weichen hätte.

Und es handelt sich doch dabei um eine rein praktische Frage, die man nur gewaltsam auf ideales Gebiet hat verschleppen können, indem man die Fraktur als die „deutsche"

Schrift der Antiqua als „undeutscher“ Schrift entgegensetzte und nun das Nationalgefühl für die Fraktur und gegen die Antiqua mobil machte.

§ 264. Nun ist ja richtig, daß es ausschließlich germanische Völker sind, die die Fraktur adoptiert haben. Freilich haben diese sämtlich daneben auch die Antiqua aufgenommen, aber die Fraktur erfreut sich bei ihnen weitaus größerer Beliebtheit. Anderseits ist die Antiqua bei den romanischen, slawischen (soweit diese nicht russisch schreiben) und andern Völkern so gut wie ausschließlich in Gebrauch. Trotzdem läßt sich aber nicht die Proportion aufstellen: Antiqua : Fraktur = fremd: germanisch-national. Denn weder ist den Germanen die Antiqua fremd, noch gebrauchen sie überhaupt sämtlich die Fraktur, z. T. vielmehr ausschließlich die Antiqua. Man hat also weder ein Recht, die Fraktur als allein-germanische oder -deutsche Schrift, noch die Antiqua als ungermanisch oder undeutsch zu bezeichnen. Trifft dies aber zu, so hat man auch keine Veranlassung, das Nationalgefühl gegen die Antiqua aufzurufen und für die Fraktur zu erhitzen.

§ 265. Demgegenüber kann auch nicht geltend gemacht werden, daß die Fraktur seit ihrer Annahme durch das deutsche Volk eine speziell deutsche Entwicklung durchgemacht habe und so gewissermaßen ein integrierender Teil deutschen Wesens geworden sei. Denn dasselbe gilt — höchstens mit einer Abstufung im Grade — doch auch von der Antiqua.

Wäre es aber auch schließlich wirklich wahr, daß die Fraktur deutschnationalen Charakter trage, so fragt sich doch immer noch, ob in dieser Rolle vom Standpunkt der idealen, wie der realen Menschheitsinteressen, ja sogar, ob es auch nur vom Standpunkt der rein nationalen Interessen als ein Vorzug oder als ein Mangel zu betrachten sei. Ergäbe eine nähere Prüfung, daß es als Fehler in unserem nationalen Charakterbilde angesprochen werden muß, so sollte doch wohl niemand so borniert sein, zu fordern, daß man auch seine nationalen Mängel nicht ablegen dürfe.

§ 266. Nun ist unsere Fraktur aber zweifellos ein Fehler in unserer nationalen Kultur. Denn sie erschwert die internationale Verständigung und ist daher ein Hindernis für die kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Interessen der Nation. Deshalb muß sie beseitigt werden. Und sie kann auch ohne Schaden beseitigt werden; denn wenn sie auch ein Zug unseres Nationalcharakters wäre — was sie nicht ist — und keinen Fehler desselben ausmachte — was sie gerade tut —, so wäre sie doch immerhin weder ein wesentlicher noch

irgendwie wertvoller Zug unserer Eigenart, sondern ein höchst nebensächlicher und unbedeutender, von dem nur überhitzter Chauvinismus großes Aufheben machen kann.

§ 267. Es kann daher bei ruhiger Überlegung keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß die Antiqua den Vorzug vor der Fraktur verdient. Dabei lassen wir noch ganz außer Betracht, daß nach sorgfältigen Prüfungen die Antiqua beim Schreiben Nerven und Muskulatur und beim Lesen die Augen weniger stark ermüdet als die Fraktur. Auch von diesem Gesichtspunkte aus verdient die Antiqua begünstigt zu werden. Ja, nicht nur das, sondern die Fraktur muß völlig verschwinden.

Es ist vom praktischen Standpunkt einfach ein kapitaler Unsinn, daß wir unsere Kinder damit belasten, nicht weniger als acht verschiedene Alphabete zu erlernen: Fraktur und Antiqua in Druck- und Handschrift und in Majuskeln (großen) und Minuskeln (kleinen Buchstaben). Wieviel kostbare Zeit und Mühe wird damit unnütz vergeudet! Werfen wir eines der beiden Schriftsysteme über Bord — und das kann aus den erörterten Gründen nur die Fraktur sein —, so ersparen wir mit einem Schlage nicht weniger als vier Serien von Schriftzeichen.

§ 268. Und noch in einer anderen Beziehung können wir sparen. Räumen wir endlich mit dem alten Zopf der Majuskeln auf! Radikal!

Wir haben den traurigen Ruhm, in der ganzen Welt das einzige Volk zu sein, das einen unvernünftig ausgedehnten Gebrauch von großen Anfangsbuchstaben macht. Wenn das wiederum eine nationale Eigentümlichkeit ist, so haben wir keinesfalls Ursache, stolz darauf zu sein. Denn auch diese Eigentümlichkeit ist ein Fehler, der beseitigt und nicht gehegt zu werden verdient. Beseitigt selbst in dem geringeren Umfange, in dem andere Sprachen die Majuskeln verwenden.

Daß man ganz ohne besondere Majuskeln schadlos auskommen kann, zeigen evident die Beispiele der japanischen Silbenschrift, der zahlreichen indischen Schriftarten, der arabischen Schrift und der Stenographie. Ja, die gesprochene Rede muß dies Hilfsmittel doch auch entbehren.

Aber auch der beschränkte Gebrauch der Majuskeln, wie ihn alle anderen Sprachen haben, die überhaupt Majuskelformen besitzen, erweist sich bei näherem Zusehen als reiner Luxus. Der Mühe der Erlernung von zwei Serien (Druck- und Schreibschrift) besonderer Buchstaben steht nicht der geringste praktische Nutzen gegenüber. Die Majuskeln sind unnützer Ballast, also über Bord mit ihnen!

§ 269. Wozu brauchen wir den Anfang der Rede oder

eines Satzes durch einen großen Buchstaben zu bezeichnen? Der Anfang der Rede kennzeichnet sich selbst und der Anfang eines Satzes ist durch die vorhergehende Interpunktion schon hinlänglich gekennzeichnet. Ja, selbst die Interpunktion könnte man entbehren, wie z. B. ältere türkische und arabische Texte zeigen; denn der Zusammenhang des Sinnes reicht völlig aus, um die Abschnitte der Rede zu erkennen. Dies wird freilich durch die Interpunktion erheblich erleichtert, und diese praktische Neuerung wieder zu beseitigen, wird daher niemand einfallen. Japaner, Türken, Araber haben sie deshalb auch nach westlichem Vorbilde in neuerer Zeit eingeführt. Aber mit dieser Erleichterung ist auch jedem Bedürfnis, die Redeabschnitte deutlich zu kennzeichnen, völlig genügt. Eines weiteren bedarf es keinesfalls.

Aber die Eigennamen? Warum müssen sie mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben werden? Ist „ätna" nicht ebenso verständlich wie „Ätna"? Und „herr müller" nicht ebenso verständlich wie „Herr Müller"? Selbst in den Fällen, wo Appellativa als Eigennamen gebraucht werden, kann keine Schwierigkeit entstehen, denn auch in der gesprochenen Rede sind ja die Eigennamen nicht besonders gekennzeichnet.

§ 270. Noch viel schlimmer aber ist die „deutsche" Unsitte, alle „Hauptwörter" mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben. Denn dies ist nicht nur überflüssig, sondern auch im höchsten Grade schädlich, weil es die Schriftsprache für die große Menge unnötig kompliziert und daher zu endlosen Verstößen führt. Ja, nicht nur für die große Menge, sondern selbst für die Gebildeten, weil die Grenze zwischen Hauptwörtern und anderen Wortklassen an mehr als einer Stelle zweifelhaft ist.

§ 271. Also fort mit allen Majuskeln! Schreibe klein und schreibe Antiqua! Das ist die Forderung, die zunächst an ein ideales Schriftsystem zu stellen ist.

B. Kritik des Antiqua-Alphabetes an sich und in seiner Anwendung auf das Lateinische und Deutsche.

§ 272. Die Antiquaschrift ist eine Lautschrift. Es ist klar, daß nur eine solche als Idealschrift in Betracht kommen kann, auch wenn sie nicht heute schon das weitaus verbreitetste System wäre. Der Beweis ergibt sich aus der Entstehungsgeschichte (§ 195 bis 241). Aber die Antiquaschrift ist keine ideale Lautschrift, denn sie bezeichnet weder durchweg einzelne Laute noch reicht sie zur Bezeichnung der Laute aus,

noch sind ihre Zeichen eindeutig, noch läßt sie die natürlichen Beziehungen der Laute untereinander erkennen, noch beschränkt sie sich schließlich auf das Notwendige.

§ 273. Die Antiqua, so wie sie heute zum Schreiben des Deutschen verwendet wird, umfaßt folgende Zeichen:

Vokalzeichen: a, e, i, o, u, y.

Konsonantenzeichen: b, c, d, f, g, h, j, l, m, n, p, q, r, s, t, v, x, z.

Für die Schreibung des Deutschen hat man noch folgende Zeichen hinzugefügt: ä, ö, ü, k und w.

§ 274. In einem idealen Laut-Alphabet muß jedes Zeichen einen einzelnen Laut bezeichnen. Dieser Forderung widersprechen die Zeichen c (in seiner jetzigen Lesung ts neben k), x (= ks), z (= ts). Umgekehrt muß jeder Einzellaut nur durch Einzelzeichen ausgedrückt werden. Man schreibt aber z. B. ch für χ, sch für š, th für t, ie für ī usw.

§ 275. Ein ideales Laut-Alphabet muß für jeden Laut einer Sprache ein Zeichen enthalten. Das Antiqua-Alphabet hat aber keine Zeichen für die Laute ə, χ, h', š, ž, ṅ, ń, noch für lange Vokale oder Konsonanten, noch für die verschiedenen e- und o-Laute, noch für flüchtige Vokale oder Konsonanten, noch für die Unterschiede der Betonung usw.

§ 276. Die Zeichen eines idealen Laut-Alphabets müssen eindeutig sein. Nun muß aber das c der Antiquaschrift sowohl das offene wie das geschlossene e bezeichnen. Die Vokalzeichen gelten sowohl für die kurzen wie für die langen und flüchtigen Laute. Das Zeichen c muß bald den Laut k, bald den Laut ts ausdrücken, das s lautet auch wie z und das ch bald wie χ und bald wie h' usw.

§ 277. Ein ideales Laut-Alphabet darf nur das Notwendige enthalten. Wir haben aber drei Zeichen für den k-Laut (c, k und q), zwei für den ü-Laut (y und ü), vier für den ks-Laut (x, ks, gs und chs), drei für den e-Laut (e, ä und ae) usw.

§ 278. Ein ideales Laut-Alphabet müßte ferner das natürliche Verhältnis der Laute zueinander erkennen lassen. Dieser Forderung genügt bisher kein einziges Laut-Alphabet, auch die Antiqua nicht. Nur einzelne Ansätze sind vorhanden; so wenn man die Umlaute, ihrer Herkunft gemäß, durch ae, oe, ue oder ä, ö, ü ausdrückt, denn die Strichlein über den letzteren drei Zeichen sind die Reste eines früheren e[1]).

[1]) In alten Drucken findet man noch å, ǒ, ů.

Ein ideales Alphabet müßte aber schon an der Form der Buchstaben erkennen lassen, daß sich z. B. b zu p verhält wie d zu t und g zu k; oder f zu p wie s zu t und χ zu k; oder m zu p wie n zu t und ŋ zu k usw. usw.

Diese Forderung ist gar nichts Übertriebenes und hat bei der Weiterbildung der Antiquaschrift durch Völker, die noch zahlreiche andere Laute zu bezeichnen haben, mit Recht volle Beachtung gefunden. Die Polen z. B. bedurften besonderer Zeichen für ihre palatalen Konsonantenlaute; sie schufen sie durch (mehr weniger) konsequente Modifikation der Zeichen für die reinen Laute und stellten damit das Verhältnis beider Gruppen zueinander auf den ersten Blick erkennbar fest.

Das ist ein unzweifelhafter Vorzug, wie nicht weiter bewiesen zu werden braucht. Und die Sprachwissenschaft hat daher dies Prinzip der inneren Konsequenz bei der schriftlichen Fixierung der Sprachen kulturloser Völker mit gutem Fug möglichst zur Anwendung gebracht.

§ 279. Und endlich: eine ideale Lautbezeichnung muß prinzipientreu sein, damit sie adäquat bleiben kann. Wir schreiben aber z. B. „heute“, um das Lautbild hoitə zu bezeichnen. Die Verbindung der beiden Zeichen e und u ist aber keine adäquate Wiedergabe des auszudrückenden Lautes o̯i, der höchstens durch oi bezeichnet werden könnte. Hier ist also die Lautschrift ihrem Prinzip untreu geworden, das darin besteht, die einzelnen Laute der Wörter durch Zeichen auszudrücken. Denn daß dies mit Konsequenz geschehen muß, ist selbstverständlich; das Gegenteil wäre zweckwidrig.

Die phonetische, d. h. lautgetreue Schreibung ist hier aber wie so oft mit einem fremden Prinzip in Kollision geraten und ihm erlegen, nämlich mit dem im § 245 f. besprochenen natürlichen Konservativismus der Schrift, durch den die historische Schreibung festgehalten worden ist, während die Lautung sich gewandelt hat.

Dies ist ein Bruch des Prinzips der Lautschreibung, der die Konsequenz stört und daher unpraktisch ist. Unpraktisch im höchsten Grade, denn er zwingt uns, Zeit und Mühe an die Erlernung orthographischer Besonderheiten zu verschwenden. Denn die historische Schreibung bringt weder materiellen Vorteil noch hat sie ideellen Wert. Wert weder fernerhin für die Wissenschaft, die ihre Ernte daraus ja schon längst eingebracht hat, noch für das Nationalgefühl, das würdigere Gegenstände hätte, um sich daran zu berauschen. Weg also mit der historischen Schreibung!

§ 280. Aber die prinzipientreue phonetische Schreibung sieht sich noch durch eine andere Gewalt bedroht, nämlich

den lexikalisch-grammatischen Systemzwang (§ 177). Indem wir im Deutschen diesem Zwange weichen, schreiben wir z. B. im Nominativ „Leib“ mit b gegen die Lautung laip, weil wir „Leibes, Leibe, Leiber, Leibern“ in Übereinstimmung mit der Aussprache schreiben. Die Analogiewirkung der Mehrzahl hat hier den Sieg davongetragen und Einheitlichkeit der Schreibung hergestellt.

Wie soll man sich dazu stellen? Das phonetische System ist mit dieser Ausnahme durchbrochen, das ist zweckwidrig, um so mehr, als es fast nur im Deutschen geschieht, im internationalen Verkehr also Verwirrung hervorrufen muß oder Erklärungen nötig macht. Der Türke, dem es ähnlich ergeht, ist schon mutiger vorgegangen. Er schreibt im Nominativ ruhig der Aussprache gemäß sepet (Korb), obwohl z. B. der Genitiv sepedin lautet. Warum können wir nicht ebenso verfahren?

Eins spricht dagegen. Der Deutsche weiß von vornherein, daß der Genitiv von „Leip“ doch immer „Leibes“ lauten muß; aber der deutschlernende Ausländer käme in Verlegenheit, ob er von „Hand“ z. B. „Hände“ oder „Hänte“ bilden muß. Es würde eine starke Belastung für sein Gedächtnis entstehen und die Erlernung des Deutschen dadurch erschwert werden, was wichtigen Interessen widerspricht. Schriebt man nun aber „Hand“, so fällt diese Schwierigkeit zwar weg, dafür entsteht aber eine andere, wenn auch weniger bedenkliche, nämlich die, daß der Ausländer — mangels besonderer Belehrung — den Nominativ nach Maßgabe seiner eigenen Lautgesetze falsch ausspricht.

Angesichts dieses Dilemmas bleibt es das Wichtigere, die Systemtreue zu wahren und künftighin „Leip“ zu schreiben.

§ 281. Ein ideales Lautschriftsystem hat also folgenden Leitsätzen zu entsprechen. Es müßte

a) nur Minuskeln enthalten, u. zw. für jeden Laut ein besonderes Zeichen;

b) die Formen der Zeichen müßten das natürliche Verhältnis der zugehörigen Laute zueinander erkennen lassen;

c) für jeden Einzellaut müßte ein Einzelzeichen dasein, und jedes Einzelzeichen dürfte nur einen Einzellaut bezeichnen;

d) für einen Laut dürfen nicht mehrere Zeichen vorhanden sein, und ein Zeichen darf stets nur einen und denselben Laut bezeichnen;

e) nur phonetische Rücksichten dürfen für die Schreibung bestimmend sein, nicht auch historische oder lexikalisch-grammatische.

C. Kritik der deutschen Rechtschreibung.

§ 282. Messen wir nun an diesen Leitsätzen die Rechtschreibung einiger der wichtigsten Sprachen, und zwar zunächst das System der deutschen Rechtschreibung, wie sie zuletzt durch Verordnung des preußischen Kultusministeriums festgesetzt worden ist. Hieraus ergibt sich zwanglos der Weg, den künftige Reformen einzuschlagen haben.

Das Deutsche wird meist mit Frakturlettern geschrieben und gedruckt. Diese sind völlig zu beseitigen und an ihre Stelle die Antiqualettern zu setzen. Die jetzt gebräuchlichen Majuskeln sind überhaupt nicht mehr anzuwenden.

§ 283. Dem Deutschen fehlen besondere Zeichen für folgende Laute:

a) für lange Vokale.

Das Deutsche bezeichnet sie entweder mit dem Zeichen für die kurzen Vokale (mir, Mal) oder durch doppelte Schreibung (Moor) oder durch ein folgendes h (Mohr) oder e (Bier). Damit setzt es sich in Widerspruch zu den Leitsätzen § 281 c) und e). Hier müssen also einfache Zeichen eingeführt werden, etwa ā, ē, ī, ō, ū.

Danach ist die besondere Bezeichnung der kurzen Vokale überflüssig. Die doppelte Schreibung der folgenden Konsonanten, die im Deutschen für diesen Zweck üblich ist, hat daher zu unterbleiben;

b) ein Zeichen für den farblosen Stimmlaut. Der Deutsche schreibt dafür e, was dem Leitsatz 281 d) widerspricht. Hierfür muß also ein neues Zeichen eingeführt werden, etwa ə;

c) Zeichen für die offenen Vokale e̲ und o̲. Das erstere schreibt man teils e, teils ä (im Widerspruch zu § 281 d) und e), das letztere o (gegen 281 d). Dafür wären also wiederum neue Zeichen einzuführen, etwa ę und ǫ;

d) Zeichen für die Konsonanten ʒ, ġ, ṅ, velares r, š, h′. ʒ bleibt ganz unbezeichnet (gegen 281 a); ġ wird durch g mitbezeichnet (gegen 281 d), ebenso ṅ durch n, velares r durch linguales, h′ durch ch; š wird durch sch umschrieben (gegen 281 c). Hierfür sind neue Zeichen einzuführen, etwa die oben gebrauchten und ɾ für das velare r;

e) s muß im Deutschen sowohl die Fortis wie die Lenis bezeichnen (gegen 281 d). Für die Lenis sollte nach französisch-englischem Muster z eingeführt werden;

f) silbisch gebrauchte Konsonanten werden nicht durch besondere Zeichen, sondern durch ein vorher eingeschobenes e

gekennzeichnet (gegen 281 a, d). Man sollte daher künftig etwa lebm schreiben;

g) der Ton bleibt unbezeichnet, der exspiratorische wie der musikalische. Das widerspricht dem § 281 a). Es wären daher Tonzeichen einzuführen;

h) für die Lautbezeichnung fremder Wörter fehlen mancherlei Zeichen, besonders ž, die aus den fremden Sprachen gemäß reformierter Orthographie einzuführen wären.

§ 284. Gegen § 281 c) bezeichnen wir im Deutschen folgende Einzellaute mit zusammengesetzten Zeichen: langes a durch aa oder ah (und ebenso bei anderen Vokalen), kurzes a durch a + Doppelkonsonant (und ebenso bei anderen Vokalen), χ durch ch, h' durch ch, einfache Konsonanten durch Doppelzeichen (auch ck für k; analog tz für z = ts), š durch sch, t durch th, dt (und tt), k durch ch, f durch ph. Hier sind also einfache Zeichen anzuwenden.

Umgekehrt bezeichnen wir die folgenden zusammengesetzten Laute gegen 281 c) durch einfache Zeichen: ts durch z oder c, ks durch x. Hier ist also ts und ks zu schreiben.

§ 285. Leider werden auch bei weitem nicht alle Zeichen eindeutig gebraucht (§ 281 d). Die Vokalzeichen müssen sowohl lange wie kurze, betonte wie unbetonte Vokale ausdrücken. Im Auslaut treten die Zeichen der Lenes oft auch zur Bezeichnung der Fortes ein. C kann sowohl den Laut k wie den Laut ts und in Fremdwörtern auch noch die Laute s und tš bedeuten; g steht für g, ġ und ž (auch engl. dž), ch für χ und h', j für j̲ und ž, n für n, ń und den französischen Nasallaut, e für e und e̲, o für o und o̲, th für t und t-h, ph für f und p-h, r für linguales und velares r, s für s und z, t für t und in Fremdwörtern auch für ts, v für f und w, y für ü und j̲, u für u und in französischen Wörtern für ü, z für ts und in Fremdwörtern für z, au für aᵘ und in Fremdwörtern für o usw. Die Rechtschreibung muß also derart geändert werden, daß künftig jedes Zeichen stets nur einen und denselben Laut bezeichnet.

§ 286. Umgekehrt kann derselbe Laut auch durch verschiedene Zeichen ausgedrückt werden, also z. B. langes a durch aa oder ah oder bloßes a, langes i durch ie oder bloßes i (und ähnlich bei den übrigen Vokalen), kurzes a durch a mit folgendem Doppelkonsonanten oder bloßes a (und ebenso bei den übrigen Konsonanten), e̲ durch ä oder e, f durch f, v oder ph, k durch k, ck, g oder c, p durch p oder b, h' durch ch oder g, s durch s, ss oder ß, t durch t, tt, dt oder th, v durch v oder w,

w durch w, v oder u (Quelle), ü durch ü, u oder y, ts durch ts, z, t, tz, ks durch ks, gs, chs, x usw. usw. Auch hier muß entsprechend vereinfacht werden.

§ 287. Auch historische Rücksichten haben den rein phonetischen Charakter unserer Rechtschreibung z. T. verdorben. Wir schreiben z. B. „Hände“ statt hende, weil ä aus früherem a entstanden ist, und „Stall“ für štal. weil es früher stall (durch Assimilation entstanden aus stadl) lautete.

Dabei verfahren wir aber nicht einmal konsequent, denn wir schreiben z. B. „be-hende“ neben „Hände“ und „fertig“, obwohl es früher „fährtig“ (= zur Fahrt bereit) lautete und geschrieben wurde. Historische Rücksichten sind in Zukunft auszuschalten. Dahin gehört übrigens auch die Rücksicht auf die Originalschreibung der Fremdwörter. „Büro“ ist deshalb besser als „Bureau“.

§ 288. Aus lexikalisch-grammatischen Rücksichten schreiben wir beispielsweise „leben“ wie wir „essen“ schreiben, statt der Aussprache gemäß lebm zu schreiben. Ebenso schrieben wir noch vor kurzem „wäschst“ nach Analogie von „lebst“, während wir jetzt der Aussprache gemäß richtiger wäscht schreiben usw. Auch derlei Rücksichten haben in einer idealen Rechtschreibung nicht mehr mitzusprechen.

§ 289. Wenn wir hiernach z. B. das Vaterunser zu schreiben versuchen, so ergibt sich das folgende Bild:

fáter ʒúnsər, dər dū bist ʒim hímel! gəháilikt wérdə dain nāmə! dain raih' kómə! dain vílə gəšéhə, vī ʒim hímel, alzó ʒauɣ ʒauf ʒérdən! ʒúnzər téklih' brōt gīp ʒuns hóitə ʒunt fərgip ʒuns ʒúnsrə šult, vī vīr fərgébm ʒúnzərn šúldigərn! ʒunt fürə ʒuns nih't ʒin fərzūɣuńk, zóndərn ʒərlēze ʒuns fon dəm ʒübel! dən dain ʒist das raih' ʒunt di kraft ʒunt di hérlih'kait, ʒin ʒéwikkait. ʒāmən.

§ 290. Was läßt sich gegen eine solche Reform nun noch einwenden? Auf den ersten Blick freilich mancherlei, und vieles davon ist zweifellos nicht ohne Gewicht.

Die hier vorgeschlagene Rechtschreibung ist zwar rein phonetisch; aber sie führt trotzdem nicht automatisch zu der erwünschten Einheitlichkeit der Schreibung im ganzen Deutschen Reich, bzw. allen Gebieten, in denen deutsch gesprochen wird. Denn sie beruht auf einer mehr oder weniger willkürlichen Konvention über die Lautung des modernen Hochdeutschen. Dies wird aber in Wirklichkeit — bei allem Streben nach Gleichförmigkeit — überall verschieden gesprochen. Der Grundsatz: „Schreibe, wie du sprichst!“ muß also sein praktisches Ziel verfehlen. Man kann nur fordern:

Schreibe, wie du sprechen sollst! Das ist aber leichter gesagt, als getan.

Ferner erscheint es fraglich, ob man die Genauigkeit[1]) und die Konsequenz der Lautbezeichnung nicht mit einer Einbuße an Einfachheit, Schreibflüssigkeit und Leichtverständlichkeit zu teuer erkaufe. Auch in diesem Einwande steckt ein berechtigter Kern.

Die Fremdartigkeit freilich, mit der uns die neue Schrift zunächst anmutet, kann kein ausschlaggebendes Moment sein. Sie haftet allem Neuen an, schafft nur in der Übergangszeit einige Schwierigkeiten und verliert sich mit der Zeit von selbst.

Wie wir uns mit diesen Einwänden auseinanderzusetzen haben — sie gelten ebenso für die im folgenden vorgeschlagene Reform des französischen und englischen Schriftwesens —, davon wird weiter unten die Rede sein.

D. Kritik der französischen Rechtschreibung.

§ 291. Dem Französischen fehlen besondere Zeichen:

a) für lange Vokale, ebenso wie es die Kürze unbezeichnet läßt. Die Länge muß bezeichnet werden;

b) ein besonderes Zeichen für den farblosen Stimmlaut. Er schreibt dafür e (venir). Dafür ist ə einzuführen;

c) eindeutige Zeichen für ę und ǫ. Ersteres wird teils ai, teils e, teils è oder ê geschrieben, letzteres o. Dafür sind ę und ǫ einzuführen;

d) Zeichen für die Laute ʒ, velares r, š, ń, i̯ (oder ⁱ), ö und u, sowie für die nasalen Vokale und die flüchtigen Konsonanten. ʒ bleibt meist unbezeichnet, nur im Wortinnern wird es gelegentlich durch das Trémazeichen ausgedrückt (naïf). Für š schreibt man ch, für ń: ni oder gn; für i̯ (oder ⁱ) teils il(l), teils y; für ö meist eu (oeu) und für u meist ou. Nasalität der Vokale wird durch folgendes m oder n, die flüchtigen Konsonanten durch die Zeichen für die halblangen ausgedrückt. Hier wären also neue Zeichen einzuführen;

e) silbisch gebrauchte Konsonanten werden als solche nicht besonders bezeichnet. Man schreibt z. B. table statt tabl;

f) der Ton bleibt unbezeichnet; es sind also Tonzeichen einzuführen.

§ 292. Gegen § 281 c) werden folgende Einzellaute mit zusammengesetzten Zeichen geschrieben: einfache Konsonanten mit Doppelzeichen (belle), e und ę mit ai, i̯ mit il(l), o mit au oder eau, u mit ou, ö mit eu oder oeu, š mit ch, t

[1]) Die noch dazu überhaupt nur approximativ ist.

mit th, f mit ph, k mit ch oder qu, g mit gu, ž mit ge. Hier sind einfache Zeichen anzuwenden.

Umgekehrt bezeichnet man auch zusammengesetzte Laute gegen 281 c) durch einfache Zeichen: ks durch x. Hier ist also ks zu schreiben.

§ 293. Auch werden viele Zeichen mehrdeutig gebraucht (§ 281 d). Die Vokalzeichen müssen sowohl lange wie kurze, betonte wie unbetonte Vokale ausdrücken. C kann sowohl den Laut k wie auch den Laut s bedeuten; e steht für ə, ē, e̱, ē̱; g für g und ž; il für i̱ und für il; m und n für m und n und zur Bezeichnung der nasalen Vokale; qu für k, ku̱ und kᵘ̱; r für linguales und velares r; s für s und z; ch für š und k; t für t und s; u für ü und als Hilfszeichen; x für ks und gz usw. Hier muß also im Sinne der §§ 281 und 285 reformiert werden.

§ 294. Umgekehrt kann auch hier derselbe Laut durch verschiedene Zeichen ausgedrückt werden, also z. B. einfache Konsonantenlaute auch durch verdoppelte Zeichen (belle), e̱ durch e, è, ê oder ai, f durch f oder ph, g durch g oder gu, k durch c, ch, q oder qu[1]), s durch s, ss, c oder ç, t durch t oder th, i durch i oder y, ks durch cs oder x usw. Auch hier muß entsprechend vereinfacht werden.

§ 295. Historische Rücksichten machen sich im Französischen besonders breit. So werden das h und die Auslautkonsonanten sowie auslautendes e der Mehrsilber durchweg noch geschrieben, obwohl sie längst verstummt sind. Ebenso hat man die Doppelschreibung der langen Konsonanten noch bewahrt, obschon man die lange Aussprache längst aufgegeben hat.

§ 296. Lexikalisch-grammatische Rücksichten beeinflussen auch die französische Rechtschreibung. Man schreibt z. B. livre (Buch) statt livr (= lat. libr-u), weil man livre (Pfund = lat. libr-a) schreibt.

§ 297. Das französische Vaterunser würde hiernach etwa folgendermaßen geschrieben werden müssen: notʳ pe̱r ki ʒe̱z o si̱ō! kə tō nō̱ suá sātifi̱é! kə tō re̱ń vi̱en! kə ta volō̱tā̱ suá fe̱t sür la tē̱r kom e̱l e̱ fe̱t o si̱ō! don-nu sə žür notʳ pē̱ kotidi̱ē̱′! ʒe pardón-nu nō fō̱t kom nu le̱ pardonō̱′ ʒa nō debitō̱′r! ʒe nə nuz ē̱düí paz ā tātāsi̱ō̱′, me̱ deli′vʳ-nu dü mal! kar a tuá ʒe̱ lə re̱ń e la püisā̱′s e la gluā̱r, ʒa žamē̱′. ʒamén.

E. Kritik der englischen Rechtschreibung.

§ 298. Dem Englischen fehlen besondere Zeichen:

a) für lange Vokale wie für die Bezeichnung der Kürze. Die Länge muß bezeichnet werden;

[1]) In der Bindung auch durch g.

b) ein bestimmtes Zeichen für den farblosen Stimmlaut, der meist durch e, nicht selten aber auch durch a, i, o, y, ey, ay bezeichnet wird. Dafür ist durchweg ə einzuführen;

c) eindeutige Zeichen für ę und ǫ. Ersteres wird teils durch e, teils durch ea, a, ai, ay, letzteres teils durch o, teils durch a, oa, aw, au ausgedrückt. Dafür sind die Zeichen ę und ǫ einzuführen.

Das Englische besitzt aber eine Nuance des ę, die sich mehr dem a nähert und a geschrieben wird; zu ihrer Umschreibung wäre etwa die Ligatur æ einzuführen;

d) Zeichen für die Laute ʒ, velares r, š, ž, ṅ, ń, þ, ð. ʒ bleibt stets unbezeichnet. Das velare r wird mit demselben Zeichen ausgedrückt wie das linguale. Für š schreibt man sh, aber auch ti; für ž meist s (pleasure), für dž aber g oder j; ṅ wird durch n oder ng, ń meist durch ni wiedergegeben; þ und ð ohne Unterschied durch th. Hier wären also neue Zeichen einzuführen;

e) silbisch gebrauchte Konsonanten werden als solche nicht besonders bezeichnet, z. B. table statt tēbl;

f) der Ton bleibt auch hier unbezeichnet; es sind also Tonzeichen einzuführen.

§ 299. Gegen § 281c) werden folgende Einzellaute mit zusammengesetzten Zeichen geschrieben: ā mit au, ę durch ea, ī durch ee, ū durch oo, i (oder ī) durch ie, ǫ durch au oder aw; ferner einfache Konsonantenlaute durch Doppelzeichen (bell); š durch sh oder ti; þ und ð durch th; t durch th (neben t und tt); k durch ck, ch (neben c, k, q); f durch ph usw. Hier sind einfache Zeichen anzuwenden.

Umgekehrt bezeichnet man auch zusammengesetzte Laute gegen 281c) durch einfache Zeichen: ks durch x, dž durch g oder j usw. Hier ist also lautgemäß zu schreiben.

§ 300. Auch werden viele Zeichen mehrdeutig gebraucht (§ 281d). Die Vokalzeichen müssen sowohl lange wie kurze, betonte wie unbetonte Vokale ausdrücken. A steht für a, ae, ę, ā, ǫ (in verschiedener Quantität). C kann sowohl den Laut k wie auch den Laut s bedeuten. E bezeichnet die Laute ę, i, ö, ə; i die Laute i, aⁱ, ə, ö; u die Laute u, iu, ö usw.; g bezeichnet bald den Laut g, bald den Laut dž; r bedeutet sowohl den velaren wie den lingualen Laut; n muß sowohl das n wie das ṅ ausdrücken; ti lautet bald wie ti oder taⁱ, bald wie š; y bezeichnet die Laute i, aⁱ, ö, i usw. Hier muß also im Sinne der §§ 281 und 285 reformiert werden.

§ 301. Umgekehrt kann auch hier derselbe Laut durch verschiedene Zeichen ausgedrückt werden, also z. B. einfache Konsonantenlaute, durch einfache oder verdoppelte Zeichen (bell), a durch a oder au, e̱ durch e, ea, a usw.; f durch f oder ph; dž durch g oder j; i durch i, y oder ie, ee; k durch k, c, q, ch, ck; ṅ durch n oder ng; o̱ durch o, au oder aw; s durch s, ss oder c; t durch t oder th; u durch u oder oo; ks durch cks oder x (sogar durch kes); z durch s oder z, i̯u durch u, ew, yu usw. Auch hier muß entsprechend vereinfacht werden.

§ 302. Historische Rücksichten sind auch im Englischen in hohem Maße für die heutige Form der Rechtschreibung maßgebend. Die Vokale haben fast alle ihren ursprünglichen Laut verloren, sind aber in der Schrift immer noch in der früheren Gestalt beibehalten worden. Lange Konsonanten hat das Englische längst nicht mehr; aber die doppelte Schreibung, durch die sie ausgedrückt wurden, besteht noch heute. E am Wortende ist längst verstummt, wird aber noch geschrieben. H in hour und vielen anderen Wörtern wird noch geschrieben, aber nicht mehr gesprochen. In der Anlautgruppe kn ist k heute verstummt, in der Schrift aber wird es pietätvoll bewahrt (know = nō) usw. Hier muß reiner Tisch gemacht werden.

§ 303. Auch lexikalisch-grammatische Einflüsse fehlen nicht.

§ 304. Danach würde das englische Vaterunser etwa folgendermaßen geschrieben werden müssen:

ʒau^{r} fā́þ^{ör} u̥itš ʒā̱^{r}t ʒin hé̱vn̥! hæ'lōd bī þai nēm! þai kíṅdəm kö̱m! þai u̥il bī do̱n ʒo̱n ʒö̱^{r}þ ʒæz ʒit ʒiz ʒin hé̱vn̥! giv ʒö̱z þiz dē ʒau^{r} dḗl^{i} bre̱d! ʒænd f^{ör}gív ʒö̱z ʒau^{r} tré̱spæsəs ʒæz u̥ī f^{ör}gív þe̱m þæt tré̱spæs ʒəgé̱nst ʒö̱z! ʒænd līd ʒö̱z no̱t íntu təmtḗšn̥, bö̱t dəlív^{ör} ʒö̱z frəm īvl̥. Fō̱^{r} þain ʒiz þə kíṅdəm, þə pau^{r} ʒænd þə glṓr^{i} f^{ör} é̱vr̥ ʒænd é̱vr̥. ḗmn̥.

F. Kritik der italienischen Rechtschreibung.

§ 305. Dem Italienischen fehlen besondere Zeichen:

a) für lange Vokale wie für die Bezeichnung der Kürze;

b) ein bestimmtes Zeichen für den farblosen Stimmlaut, der übrigens selten vorkommt und dann durch e bezeichnet wird;

c) eindeutige Zeichen für e̱ und o̱, die wie die geschlossenen Laute durch e und o bezeichnet werden;

d) besondere Zeichen für die Laute ʒ, š, ž (das nur in der Verbindung dž vorkommt), ṅ, ń. ʒ bleibt, wie überall, unbe-

zeichnet; š wird durch sc (oder sci), dž durch g (oder gi) ń durch n und ń durch gn ausgedrückt.

Für h, χ, h', ö, ü und velares r werden Zeichen nicht gebraucht, da diese Laute der Sprache fehlen. Auch x, y, th, und ph hat die Sprache ausgemerzt;

e) silbisch gebrauchte Konsonanten kommen nicht vor; es bedarf also keiner Bezeichnung dafür;

f) der Ton bleibt auch hier unbezeichnet. Ausnahmen s. § 260.

§ 306. Gegen § 281c) werden folgende Einzellaute mit zusammengesetzten Zeichen geschrieben: lange Konsonantenlaute durch doppelte Schreibung (bello); š durch sc(i), ń durch gn, k durch ch, g durch gh.

Umgekehrt bezeichnet man auch zusammengesetzte Laute gegen § 281c) durch einfache Zeichen: dž durch g, tš durch c, ts (und dz) durch z.

§ 307. Auch mehrdeutige Zeichen kommen vor (§ 281d). Die Vokalzeichen müssen sowohl lange wie kurze, betonte wie unbetonte Vokale ausdrücken. C steht für k und für tš; g für g und dž; n für n und ń; s für s und z; z für ts und dz; e und o für die offenen wie für die geschlossenen Laute; j für i̯ und für i.

§ 308. Umgekehrt kann derselbe Laut in einzelnen Fällen durch verschiedene Zeichen ausgedrückt werden, also z. B. i durch i oder j; k durch c, cc, ch oder q.

§ 309. Historische Rücksichten sind in der italienischen Rechtschreibung wenig wirksam. Man hat z. B. die Schreibung qu für ku aus dem Lateinischen beibehalten, sonst aber ziemlich rücksichtslos mit allem Alten und Fremden aufgeräumt. Ph, th und y sind durchwegs durch f, t und i ersetzt worden und für das ch griechischer Wörter ist überall c (= k) eingetreten.

Auch lexikalisch-grammatische Einflüsse sind kaum bemerkbar.

§ 310. Danach müßte das italieniche Vaterunser folgendermaßen geschrieben werden:

pādre nóstro chi sei nel tš'élo! ʒil tūo nóme sia santifikāto! véṅga ʒil tūo réṅo! la tūa volontā sia fāta súla téra, sikóme nel tš'élo! dātši kuest' ódži ʒil nostro pāne cotidi̯āno ʒe perdónatši le nóstre kólpe sikóme nói perdoni̯āmo ʒál'i ʒáltri! ʒe non ʒindúrtši ʒin tentatsi̯óne, peró deliberatši dal mālo! poiké tūo e ʒil réṅo ʒe la sfórtsa ʒe la glória. fin'a mái. ámen.

Fünfter Teil: Ein neulateinisches Reform-Alphabet.

A. Allgemeine Leitsätze.

§ 311. Wir haben im § 281 die Forderungen zusammengefaßt, die an ein ideales Schriftsystem zu stellen sind. Zweifellos ist indessen zunächst nur, daß als solches nur eine Lautschrift in Betracht kommen kann.

Ferner ist zwar auch sicher, daß die Antiqua schon heute die verbreitetste Lautschrift ist. Wenn es sich also darum handelt, die Einführung einer gleichen Lautschrift für alle Völker des Erdballs zu betreiben, so hat zweifellos vom praktischen Standpunkt aus die Antiquaschrift von vornherein die stärksten Aussichten auf allgemeine Annahme, da sie bei der Hälfte der Kulturmenschheit bereits in Gebrauch ist, und zwar gerade bei den Völkern, die an der Spitze der Kultur marschieren. Anderseits aber entspricht die Antiqua, wie wir im vorigen Abschnitt nachgewiesen haben, weder in ihrer ursprünglichen noch in ihrer national modifizierten Form und Gebrauchsweise den Ansprüchen, die an eine ideale Lautschrift zu stellen sind.

Für eine internationale Lautschrift kann demnach nur zweierlei in Betracht kommen, nämlich

entweder: ein vollkommen neues Alphabet;

oder: ein abgeändertes Antiqua-Alphabet.

§ 312. Ohne zwingenden Grund ein völlig neues Alphabet zu schaffen, wäre angesichts der Sachlage im höchsten Grade unpraktisch. Es fragt sich aber, ob das Antiqua-Alphabet sich derart umgestalten läßt, daß es allen an ein Ideal-Alphabet zu stellenden Anforderungen genügt.

Die Prüfung im vorigen Abschnitt hat seine Mängel deutlich herausgestellt.

Die Zahl der Zeichen, die es enthält, reicht zunächst bei weitem nicht aus, um alle in den Sprachen des Erdballs vorkommenden Laute auszudrücken. Das Mißverhältnis wird deutlich, wenn wir uns erinnern, daß der Lautschatz aller Sprachen gegen 800 verschiedene Laute umfaßt, und uns vergegenwärtigen, daß das Antiqua-Alphabet alles in allem nicht mehr als 29 Zeichen enthält (mit ä, ö, ü). Dieser Mangel läßt

sich indessen ausgleichen, wie der tatsächliche Vorgang in den einzelnen Sprachen beweist.

§ 313. Bei dem Versuche, dies zu tun, haben aber alle Einzelsprachen den neuen Fehler begangen — die einen mehr, die anderen weniger —, gegen den Geist einer idealen Lautschrift zu verstoßen, indem sie Einzellaute mit zusammengesetzten Zeichen ausdrückten, und umgekehrt. Auch dieser Schaden ist aber nicht unheilbar.

Aus dem gleichen Grunde, d. h. eben wegen der zahlenmäßigen Unzulänglichkeit des ursprünglichen Antiqua-Alphabets, ist man dazugekommen, einzelne Zeichen in mehrfacher Bedeutung anzuwenden und damit wiederum sich gegen den Geist einer idealen Lautschrift zu verständigen. Auch hier läßt sich indessen Wandel schaffen.

§ 314. Der weitere Fehler, denselben Laut durch verschiedene Zeichen zu bezeichnen, ist meist durch historische Rücksichten entstanden. Man schreibt „Wände“ neben „wende“, weil das erstere aus älterem „Wande“ entstanden ist. Alle historischen Rücksichten lassen sich ja aber ohne weiteres beiseite setzen, und so ist auch diesem Mangel ohne Schwierigkeit abzuhelfen. Und das gleiche gilt für die hie und da eingetretenen lexikalisch-grammatischen Rücksichten.

§ 315. Schon die Vergleichung der verschiedenen Art, wie die einzelnen Sprachen sich das primitive Antiqua-Alphabet angepaßt haben, zeigt deutlich, daß die erwähnten Mängel leicht zu beseitigen sind. Das Deutsche schreibt z. B. Theater, das Italienische aber teatro; das Deutsche schreibt „klatschen“, das Italienische aber z. B. cielo (= tšʻélo); das Deutsche schreibt „Knabe“, aber „Courtoisie“, das Italienische würde in beiden Fällen c schreiben; im Deutschen muß v sowohl den f- wie den w-Laut bezeichnen, im Italienischen bezeichnet es nur den letzteren, und der f-Laut wird stets nur mit f ausgedrückt; der Deutsche schreibt „Hypothek“ aus historischen Gründen, der Italiener lediglich nach der Aussprache ipoteca usw.

Die italienische Schreibart steht überhaupt dem phonetischen Ideal viel näher als die deutsche und vollends die englische.

§ 316. Sind nun aber auch alle bisher besprochenen Mängel der Antiqua leicht zu beseitigen, so zeigen sich dagegen erhebliche Schwierigkeiten, wenn wir versuchen wollen, diese Lautschrift auch mit der Forderung des § 281b) in Einklang zu bringen, d. h. also sie derart umzumodeln, daß ihre Zeichen

schon durch ihre Form das gegenseitige Verhältnis der damit auszudrückenden Laute erkennen lassen.

Danach dürften wir eigentlich nur ein Zeichen bestehen lassen, nämlich das h (vgl. § 3) als den einfachsten Konsonanten, für das ə, als den einfachsten Vokal, wäre schon ein neues Zeichen zu schaffen. Alle anderen Laute sind, wie wir im ersten Teile des vorliegenden Werkes gesehen haben, nur Differenzierungen dieser beiden einfachsten Laute, sie müßten demnach konsequenterweise durch systematische Differenzierung der Zeichen h und ə ausgedrückt werden, aber doch so, daß diese Grundzeichen auch in ihrer Modifikation noch deutlich erkennbar blieben. Es ist ohne weiteres klar; daß ein solcher Versuch praktisch nur sehr schwer und überhaupt nur unter der Voraussetzung ausführbar sein würde daß man auch die beiden Grundzeichen noch durch solche ersetzte, die sich leichter modifizieren lassen als gerade h und ə. Damit gäbe man aber den praktischen Vorteil auf, den gerade die Wahl der Antiqua als Grundlage für ein internationales Alphabet nach § 311 darbietet, und käme somit zu einem vollkommen neuen Alphabet, dessen praktische Einführung von vornherein unendlich viel größeren Schwierigkeiten begegnen würde.

§ 317. Die Frage spitzt sich demnach dahin zu, auszumachen, was als das kleinere Übel zu betrachten sei: entweder die theoretische Forderung der inneren Konsequenz des internationalen Alphabets zum Teil, bzw. vollständig zu opfern oder den praktischen Vorteil aufzugeben, der sich aus der Tatsache ergibt, daß die Antiqua heute bereits von nahezu einer halben Milliarde Menschen gebraucht wird, der Weg zu ihrer allgemeinen Einführung also schon zu einem Drittel zurückgelegt ist.

Die Entscheidung kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Die ideale Forderung muß, wie überall, den Realitäten des Lebens weichen. Ein ganz neues Alphabet einführen zu wollen, würde praktisch aussichtslos sein. Denn der Mangel an innerer Konsequenz schadet gerade der praktischen Brauchbarkeit der Antiqua am wenigsten, ja berührt sie fast gar nicht. Wie groß der theoretische Gewinn aus einem innerlich konsequenten Alphabet sein würde, ist außerdem sehr fraglich; vielleicht würde er nur darin bestehen, ästhetische Interessen unseres Geistes zu befriedigen. In jedem Falle wäre er für die große Menge gering oder gleich Null; sie würde nicht verstehen, warum sie seinetwegen die unleugbar großen Vorteile des Bestehenden aufgeben soll und würde dem Projekt entscheidende Schwierigkeiten entgegensetzen, durch die es von vornherein zum Scheitern verdammt wäre.

§ 318. Nur soviel läßt sich ohne Schwierigkeiten von der idealen Forderung retten — und soweit müssen wir daher an ihr unter allen Umständen festhalten —, daß die weitere Differenzierung der primitiven Antiqua — zum Zweck der Schaffung neuer Zeichen für neue Laute — ausschließlich nach dem Grundsatze vollzogen werden, daß eine Proportion zwischen zwei Lauten und zwei Schriftzeichen ersichtlich sei. Wenn wir ein Zeichen für ein palatales n gebrauchen, so dürfen wir dies nur durch Modifikation des Zeichens für das einfach linguale n bilden, also ń oder ñ (wie im Spanischen). Das Zeichen ń muß sich zum Zeichen n verhalten wie der Laut ń zum Laut n. An diesem erreichbaren Minimum der idealen Forderung innerer Konsequenz muß unbedingt festgehalten werden.

In der bisherigen Praxis haben sich die einzelnen Sprachen dieser Forderung im allgemeinen auch nicht entzogen. Das Polnische z. B. bezeichnet seine palatalen Konsonanten durch einen Akzent über den Zeichen der Konsonanten: c, ń, ś, ź. Aber aus praktischen, schreib- und drucktechnischen Gründen hat man diese Bezeichnungsart leider nicht vollständig durchgeführt und bezeichnet in anderen Fällen die Palatalisierung durch nachgesetztes i oder überhaupt nicht (vgl. § 250). Dieser Mangel an Konsequenz ist zu verwerfen, sicherlich wenigstens zunächst vom theoretischen Standpunkte aus.

§ 319. Fassen wir alles bisher Gesagte zusammen, so ergeben sich für ein internationales Reform-Alphabet zunächst die nachstehenden Leitsätze:

a) es muß eine rein phonetische Lautschrift sein, deren Zeichen durchweg eindeutig und adäquat[1]) sind. Jeder Laut muß stets durch ein und dasselbe Zeichen ausgedrückt werden:

b) als Grundlage dienen — aus praktischen Erwägungen — die Zeichen des primitiven Antiqua-Alphabets;

c) neue Zeichen sind von den vorhandenen durch Differenzierung unter Beobachtung des Grundsatzes der inneren Konsequenz abzuleiten.

B. Praktische Rücksichten und Widersprüche der Prinzipien.

§ 320. Damit ist die Grundlage eines internationalen Reform-Alphabets unanfechtbar festgelegt. Es handelt sich

[1]) D. h. einfach für einfache, entsprechend zusammengesetzt für zusammengesetzte Laute.

nun darum zu ermitteln, ob und wieweit sich seine Details ebenso unanfechtbar festlegen lassen.

In dieser Beziehung sind zunächst einige praktische Gesichtspunkte zu erörtern. — Denn schließlich ist und bleibt die ganze Erörterung doch in erster Linie eine praktische Frage. Vom rein praktischen Standpunkte aus, d. h. nach ihrem Zweck angesehen, muß die Schrift möglichst einfach sein, damit ihre Erlernung, ihre Handhabung und das Lesen möglichst wenig Aufwand an Zeit und Mühe erfordern (vgl. § 18). Dazu gehört auch, daß sie möglichst kurz, schreib- und leseflüssig sei. Und zur Erleichterung des Übergangs von der nationalen zur internationalen Antiqua wäre es ferner wichtig, wenn die Reformschreibung den Zusammenhang mit der nationalen Schreibung nicht ohne Not völlig zerschnitte.

§ 321. Um den letzten Punkt zuerst zu besprechen, so zeigen die einzelnen Völker bei der Anpassung der Antiqua an ihre Sprache gewisse Gemeinsamkeiten, die ihren guten Grund haben müssen und an denen man nicht ohne weiteres achtlos vorübergehen kann.

Internationaler Brauch — soweit Antiqua in Betracht kommt — ist z. B., daß e und o, sowie o und o in der Schrift nicht unterschieden werden; daß man die Betonung — mit wenigen Ausnahmen — unbezeichnet läßt; daß man endlich silbische Konsonanten als solche nicht besonders kennzeichnet (wiederum mit einigen Ausnahmen).

Auch die Quantität der Vokale bleibt meist unbezeichnet. Doch machen hier die germanischen Sprachen und das Ungarische eine Ausnahme. In den germanischen Sprachen wird überflüssigerweise nicht nur die Länge, sondern auch die Kürze bezeichnet, aber auch nicht konsequent. Lange Konsonanten werden, wo sie vorkommen, stets durch doppelte Schreibung ausgedrückt. Der bloße Stimmton wird, wenn er nicht unbezeichnet bleibt, überwiegend mit e bezeichnet. Das ʒ wird nirgends geschrieben. Ts und ks werden meist durch einfache Zeichen (c, z, x) ausgedrückt und statt kv ist gewöhnlich qu in Gebrauch.

Qu hat aber nur historischen Wert und kann daher ohne Schaden fallen.

C, z und x für ts und ks bedeuten eine Ersparnis, aber die ist verschwindend gering und sie zerstören die Konsequenz der Schrift, abgesehen davon, daß ihr Lautwert in den verschiedenen Sprachen verschieden ist; das kleinere Übel ist also, sie zu beseitigen.

Den Stimmton durch e zu bezeichnen, widerspricht der Forderung der Eindeutigkeit der Buchstaben und hat auch den internationalen Brauch nicht für sich, so wenig wie seine Nichtbezeichnung.

Dagegen könnte man, wie es scheint, auf ʾ verzichten, da es nur vor anlautenden Vokalen, hier aber immer, vorkommt; dies gilt indessen zwar für die Sprachen, die schon jetzt Antiqua schreiben, nicht aber für viele, die in Zukunft diese Schrift benützen sollen. Der Ägypter z. B. muß ʾalʾ schreiben, weil dieser Laut in seiner Sprache auch am Wortende vorkommt. Hier wird also ein Mittelweg zu beschreiten sein, auf den wir später noch kommen werden.

Lange Konsonanten durch doppelte Schreibung zu bezeichnen ist systemwidrig und zugleich zeitraubend, also insofern unpraktisch, aber es ist leicht verständlich und traditionell und insofern wieder praktisch. Anderseits ist eine andere Bezeichnungsweise, gegen die absolut nichts einzuwenden wäre, schwer zu finden. Verwendet man z. B. den Strich über dem Buchstaben, wie bei den Vokalen (a, e) und beim deutschen m̄, so beeinträchtigt man die Schreibflüssigkeit. Hier ist also die Entscheidung mehr oder weniger in die subjektive Willkür gestellt.

Sprachen, die nur lange Vokale hätten, kommen nicht vor. Solche, die nur kurze besitzen, brauchen natürlich die Quantität überhaupt nicht zu bezeichnen. Aber auch wo beide Arten vorkommen, liegt für die Sprachgenossen an sich kein zwingender praktischer Grund vor, die Quantität in der Schrift zu bezeichnen, sofern nicht zuviel Schrifthomonyme dadurch entstehen (z. B. var = war und wahr). Eine kleinere Zahl solcher Homonymen ist leicht zu ertragen, da der Zusammenhang der Rede sie meist leicht zu unterscheiden hilft. So liegt der Fall in vielen Sprachen. In anderen aber würde die Nichtunterscheidung der Quantität in der Schrift in diesem Punkte zu völlig unhaltbaren Zuständen führen, wie z. B. im Chinesischen und Japanischen. Auch hier wird man daher einen Mittelweg einschlagen können. Da übrigens die Länge überall die Ausnahme ist, so wird man allfällig nur diese bezeichnen und die Kürze unbezeichnet lassen.

Silbische Konsonanten als solche zu bezeichnen, erübrigt sich, wie z. B. die slawischen Sprachen zeigen; ihre Silbischkeit ergibt sich überall ohne weiteres aus der Form des Wortes, denn sie kommen nur zwischen Konsonanten (bzw. im An- und Auslaut und nach einem Konsonanten) vor. Diesem Beispiel kann man daher im allgemeinen folgen, um Zeichen zu sparen; nichts-

destoweniger wird es für manche Zwecke praktisch sein, trotzdem solche Zeichen wenigstens zu besitzen, wenn man sie auch nur ausnahmsweise gebraucht. Ganz analog ist die Stellung, die man der Frage der Unterscheidung von geschlossenem und offenem e und o in der Schrift gegenüber einzunehmen hat.

§ 322. Damit haben wir für die Detailbehandlung nunmehr zunächst die folgenden Resultate gewonnen:

a) **q(u), c, z, x** werden nicht verwendet, wenigstens nicht zur Bezeichnung zusammengesetzter Laute;

b) lange Konsonanten bezeichnet man nach nationalem Vorgange durch doppelte Schreibung;

c) die Schreibung von ʒ und ə sowie die Unterscheidung der Vokalquantität, der Silbischkeit der Konsonanten und der Qualität der e- und o-Laute ist fakultativ.

Der letzte Satz bedarf noch weiterer Erörterung.

§ 323. Der Zweck der Lautschrift ist die Verständigung durch Zeichen, die Laute bedeuten sollen. Soll die Verständigung also sicher erreicht werden, so muß die Lautbezeichnung genau sein. Ein dem Ideal möglichst angenäherter Grad von Genauigkeit der Lautbezeichnung führt aber, wie der Versuch lehrt, unweigerlich zu einer großen Kompliziertheit der Schrift. Schon das Bestreben, einen gewissen höheren Grad von Genauigkeit zu erreichen, führt zu Ergebnissen, wie wir sie in den §§ 289, 297, 304 und 310 erhalten haben.

Nun ist für sprachwissenschaftliche Zwecke größtmögliche Genauigkeit der Lautbezeichnung unumgängliches Erfordernis. Demgegenüber hat also die Kompliziertheit der Schrift hier gar keine Bedeutung und muß also ertragen werden, wobei nicht zu vergessen ist, daß selbst die Sprachwissenschaft sich nur ein beschränktes Ziel setzen kann. Denn auch sie kann die Genauigkeit im allgemeinen nicht so weit treiben, z. B. die individuellen oder provinziellen Unterschiede der Aussprache bezeichnen zu wollen, sondern muß einen gewissen Durchschnitt zugrunde legen.

Anders die Schrift des täglichen Gebrauchs im gewöhnlichen Leben! Sie bedarf so großer Genauigkeit nicht. Für sie reicht es aus, wenn die Genauigkeit nur so weit geht, daß die sichere Verständigung gewährleistet ist. Sie kann auch nur einen gewissen Grad von Kompliziertheit dulden, weil die praktische Rücksicht auf Schreib- und Leseflüssigkeit ihr höher stehen muß als die auf Internationalität!

Ist also für die Wissenschaft eine genaue Lautbezeichnung unerläßlich, so wäre sie für die Schrift des gewöhnlichen

Lebens geradezu ein Fehler. Es ist also klar, daß man zwei Schriftsysteme braucht.

Zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben im Inlande steht aber noch der geschäftliche internationale Verkehr. Eine Landkartenhandlung z. B. hat ein Interesse daran, daß die von ihr herausgegebenen Karten nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande verkäuflich seien. Das wird aber dadurch erschwert, daß die Legende entweder überhaupt in nationaler Schreibung oder zwar in internationaler Schreibung, aber mit oberflächlicher Lautbezeichnung wiedergegeben ist. Appellativa können phonetisch unvollkommen geschrieben, bei Eigennamen muß die Bezeichnung aus leicht ersichtlichen Gründen genauer sein. Es wäre aber wieder ein praktischer Fehler, wenn man darin nun gleich bis zur wissenschaftlichen Akribie gehen wollte. Für diesen dritten Zweck gebraucht man also offensichtlich noch ein drittes Schriftsystem.

§ 324. Drei Schriftsysteme sind also nötig:

a) ein notdürftig genaues für den allgemeinen nationalen Gebrauch, das einfach, leicht anwendbar, leicht lesbar, leicht und schnell schreibbar ist;

b) ein genaues für die Zwecke der internationalen Wissenschaft, bei dem es auf alle jene Punkte nicht ankommt, und

c) ein mittleres für praktische internationale Zwecke. Hierher gehört auch die „Aussprachebezeichnung“ in den praktischen Sprachlehrbüchern, während für die wissenschaftlichen natürlich b) in Frage kommt.

§ 325. Es ist vom praktischen Standpunkt aus selbstverständlich, daß man diese drei Schriftsysteme nicht etwa völlig unabhängig voneinander gestalten wird. Sie müssen vielmehr so untereinander zusammenhängen, daß sie alle drei aus einem gemeinsamen Reservoir geschöpft werden.

Dies gemeinsame Reservoir muß demnach ein allgemeines phonetisches Alphabet sein, das Zeichen für sämtliche in allen Sprachen der Welt vorkommenden Laute enthält und den Anforderungen entspricht, die wir für ein genaues, wissenschaftlichen Ansprüchen genügendes Alphabet aufgestellt haben: ein internationales (oder interlinguistisches) wissenschaftliches Alphabet.

Das für die wissenschaftlich genaue Schreibung einer Einzelsprache erforderliche Alphabet erhält man dann durch bloße Auswahl unter den Zeichen des internationalen Alphabets.

Und die beiden anderen Alphabete (§ 324a und c) erhält man aus dem letzteren durch zweckmäßige Vereinfachung

C. Das internationale wissenschaftliche Alphabet.

§ 326 muß nach allem Vorhergehenden zunächst auf der Grundlage folgender Zeichen beruhen:

Vokale: a, e, i, o, u, ö, ü; au, ai, oi.

Konsonanten (a-haltig), und zwar:

a) labiale: p, b, f (labiodental), m;

b) linguale (alveolare): t, d, r, l, n;

c) velare (faukale): k, g, h.

Die Zeichen c, q, x, z sind nach § 322a) zunächst nicht verwendbar. Ebenso müssen aber s, z, v, w, j, y vorderhand ausscheiden, weil sie in ihrem Lautwert allzu wenig internationale Konstanz zeigen und selbst in derselben Sprache meist mehrdeutig sind. Dies trifft zwar zum Teil auch auf die übrigen Laute zu, doch aber in viel geringerem Maße.

§ 327. Diese Grundzeichen genügen nun offensichtlich nicht einmal den häufigsten Bedürfnissen der wichtigsten Kultursprachen. Sie enthalten zuvörderst einmal keine Zeichen

a) für die Laute: ə, ʔ, u̯ (bilabial), v (labiodental), s, z, š. ž, χ, h', j̇, ġ, ṙ und ṅ;

b) sie unterscheiden die Quantität nicht;

c) sie unterscheiden nicht zwischen offenen und geschlossenen Vokallauten;

d) sie unterscheiden nicht zwischen silbischen und unsilbischen Lauten und nicht

e) zwischen nasalen und oralen,

f) zwischen betonten und unbetonten Vokalen.

Diese Mängel müssen also zunächst beseitigt werden.

§ 328. Um zunächst für die zu § 327a) genannten Laute Zeichen zu beschaffen, bieten sich drei Möglichkeiten: Anlehnung an die vorhandenen Zeichen nach Maßgabe der Verwandtschaft der entsprechenden Laute; Anlehnung an nationalen oder — wo vorhanden — internationalen Schriftgebrauch; und Anlehnung an etwa schon vorhandenen Gebrauch der nationalen oder internationalen Wissenschaft. Danach kommen folgende Zeichen in Betracht:

ʔ ist der Spiritus lenis der Griechen und ist in der Sprachwissenschaft in neuerer Zeit bereits eingeführt. Das Zeichen u̯ für den bilabialen linden Reibelaut lehnt sich an das bilabiale u an und ist gleichfalls in der Wissenschaft schon gebräuchlich. Analoges gilt von ə. V für den labiodentalen Reibelaut ist gemein-romanisch, auch den germanischen Völkern geläufig und wissenschaftlich bereits eingeführt. Z für den linden s-Laut entspricht englischem, französischem usw. Sprachgebrauch; dadurch wird s zur ausschließlichen Bezeichnung des scharfen

s-Lautes frei. Das Zeichen š lehnt sich an slawische Vorgänge an; dadurch ist ž — nach Analogie von s und z — für das französische g in „genieren“ ohne weiteres gegeben. Das griechische γ hat im Lateinischen die Form x angenommen: es bezeichnet im Spanischen den Laut des ch in „ach“; da es frei ist, ist es das gegebene Zeichen für diesen Laut[1]). Das h' ist ein palatalisiertes h, also in Anlehnung an h wiederzugeben. Für i̯ könnte ja nach deutschem und italienischem Vorgange j, oder nach englischem, französischem, spanischem Vorgange y gebraucht werden: das natürliche Verhältnis zu u̯ verlangt aber i̯. Die Zeichen ġ, ṙ und ṅ haben sich naturgemäß an g, r und n anzuschließen und werden auch in der internationalen Wissenschaft bereits häufig gebraucht.

Die Wissenschaft ist zum Teil noch weitergegangen und hat auch č für tš und ǧ für dž eingeführt. Diese Zeichen sind freilich kürzer. Dies kommt aber gerade für die Wissenschaft erst in zweiter Linie in Betracht; für sie ist es wichtiger, die innere Konsequenz des phonetischen Systems nach Möglichkeit zu bewahren. Diese Zeichen kommen daher nur für praktische Zwecke in Betracht.

§ 329. Die Grundzeichen gelten für die normale Kürze des Lautes, die Länge der Konsonanten ist nach § 322 am besten durch Doppelschreibung, nach internationalem Schriftgebrauch, zu bezeichnen. Für die Länge der Vokale ist der Strich darüber bereits fast allgemein eingeführt (ā, ē usw.).

Flüchtige Laute bezeichnet die Wissenschaft jetzt schon durch kleine, hochgestellte Schrift (tabˡ). Nur für die flüchtigen Laute der vokalischen Diphthonge (ai, au usw.) und Triphthonge wird nach internationalem Schriftgebrauch eine Ausnahme zugelassen, indem man sie hier mit den gewöhnlichen Zeichen schreibt, da ihre Quantität aus anderen Umständen ohnehin leicht erkennbar ist.

§ 330. Um offene und geschlossene Vokale zu unterscheiden, genügt es, eine von beiden Arten zu kennzeichnen. Welche, das hängt praktischerweise davon ab, welche häufiger vorkommt. Die seltenere wird man natürlich bezeichnen, und das ist die offene Aussprache. Wir bezeichnen sie durch a̯, e̯, i̯, o̯, u̯, ö̯, ü̯[2]). Die geschlossene Aussprache daneben durch

[1]) Dagegen spricht nur die nationale Gewöhnung, das x als Zeichen für ks, gz usw. aufzufassen. Das ist aber nur eine Übergangsschwierigkeit.

[2]) Diese Bezeichnung ist willkürlich, man könnte natürlich auch ein anderes diakritisches Zeichen wählen; aber der Strich ist — auch typographisch — das einfachste.

ą, ę, i usw. zu bezeichnen, wie es neuerdings die Wissenschaft tut, ist überflüssig; es sei denn, daß man damit einen besonders hohen Grad von Geschlossenheit bezeichnen will, was zulässig ist und event. nötig sein könnte.

§ 331. Die Silbischkeit der Konsonanten in der Schrift besonders zu bezeichnen, erübrigt sich eigentlich nach § 321. Im Notfalle kann es, der Sachlage entsprechend, durch ein kleines ə (Stimmlaut) unter dem Schriftzeichen geschehen: ḵ.

§ 332. Nasale Vokale bezeichnen wir nach portugiesischem Vorgange durch eine Schlangenlinie: ã, ẽ usw. Da sie stets halblang sind, so kommt eine Quantitätsbezeichnung hier nicht in Frage.

§ 333. Auch für die Bezeichnung des Tones haben wir Vorgänge in den nationalen Sprachen, nämlich die diakritischen (= unterscheidenden) Akzentzeichen ´, ˋ und ˆ über den Vokalbuchstaben: á, à und â.

Wir benützen sie sowohl zur Bezeichnung des exspiratorischen wie des musikalischen Tons. Der Zirkumflex (â) bedeutet — nach griechischem Muster — geschleifte, der Akut (á) und der Gravis (à) gestoßene Betonung; der Akut Hochton und der Gravis Tiefton. Der Hauptton wird, wenn nötig, durch doppelt gesetzte Akzentzeichen vom Nebenton unterschieden. Steigende Schleifung wird durch â, fallende umgekehrt durch ă bezeichnet.

§ 334. Hiernach ergibt sich das folgende internationale wissenschaftliche Grund-Alphabet, das den nebengesetzten nationalen Schriftzeichen entspricht; die Betonung lassen wir dabei außer Betracht.

Intern. Zeichen	Lautwert	Deutsch	Französisch	Englisch
ʾ	Stimmansatz	unbez.	unbez. (ev. Tréma)	unbez.
a	kurzes, geschlossenes a in „ach“	a	a	fehlt
a̲	kurzes, offenes a	fehlt	a in „ma“	a in „hat“
ā	langes, geschlossenes a in „Mal“	a, aa, aɦ	a, â	a, au
ā̲	langes, offenes a[1])	fehlt	o in „port“	a
ă	flüchtiges a	fehlt	fehlt	fehlt
ã	nasales a	fehlt	an, am	fehlt
ai	ái	ai, ei	ail(l)	i
āi	ā́i	fehlt	fehlt	fehlt
au	áu	au	fehlt	ou, ow

[1]) In hannoverisch „Taler“.

Intern. Zeichen	Lautwert	Deutsch	Französisch	Englisch
au̯	a̯u	fehlt	fehlt	fehlt
b	b in Bett	b	b	b
bb	langes b[1])	fehlt	fehlt	fehlt
d	d in „Dorf“	d	d	d
ə	Stimmlaut	e	e	e
e	kurzes, geschlossenes e	e	é	fehlt
ę	kurzes, offenes e in „Bett“	e, ä	e, ai	e, ea
ē	langes, geschlossenes e in „leer“	e, ee, eh	é	a, ai, ea
ę̄ ē	langes, offenes e in „wer“	e, ee, eh	è, ê, e, ai,	a, ai, ea
ę	flüchtiges e in „Gebot“	e	e	e
ẽ	nasales e	fehlt	in, ain, im. aim	fehlt
ęi[2])	ęi	fehlt	eil(l)	fehlt
f	f in „Fund“	f, v, ph	f, ph	f, ph
g	g in „Gott“	g	g, gu	g
ġ	g in „Frage“	g	fehlt	fehlt
h	h in Hut	h	fehlt	h
h′	ch in „ich“	ch	fehlt	fehlt
i	kurzes, geschlossenes i in „Bitte“	i	i	i
i[3])	kurzes, offenes i	fehlt	fehlt	fehlt
j	j in „Jahr“	j	ill	y
k	k in „kalt“	k, ch	c, qu, ch	c, k, ch
l	l in „lahm“	l	l	l
l	flüchtiges l	fehlt	l	fehlt
m	m in „Mal“	m	m	m
n	n in „Name“	n	n	n
ṅ	n in „Dunkel“	n	fehlt	n
o	kurzes, geschlossenes o	o	o, au	fehlt
o̧	kurzes, offenes o in voll	o	o, au	o
ö	kurzes, geschlossenes ö	fehlt	eu	fehlt
ö̧	kurzes, offenes o in „Völker“	ö	eu	u
p	p in „Punkt“	p	p	p
r	linguales r	r	r	r
ṙ	velares r	r	r	r
r	flüchtiges r	fehlt	r	fehlt
s	ß in „reißen“	ſ, ß, ſſ	s, c, ç, ss,	s, c, ss

[1]) Die langen Konsonanten führen wir ferner nicht besonders auf. Für kk darf natürlich nicht ck eintreten.

[2]) Alle möglichen Diphthonge und Triphthonge fernerhin aufzuführen erübrigt sich, da sie regelgemäß gebildet werden.

[3]) Die Bezeichnung der Vokalarten folgt überall dem Beispiel von a und e; wir führen die einzelnen Arten daher nicht weiter einzeln auf.

Intern. Zeichen	Lautwert	Deutsch	Französisch	Englisch
š	ſch in „ſcharf“	ſch	ch	sh
t	t in „Tat“	t, th	t, th	t
u	kurzes, geschlossenes u in „Bulle“	u	ou	u, oo
ü	kurzes, geschlossenes ü in „Bütte“	ü	u	fehlt
u̯	bilabiales w	fehlt	fehlt	w
v	labiodentales w	w	v	v
x	ch in „ach“	ch	fehlt	fehlt
z	ſ in „reiſen“	ſ	s, z	s, z
ž	g in „genieren“	fehlt	g, j	s

§ 335. Dies Grund-Alphabet bedarf nun der Ergänzung nach folgenden Richtungen hin. Es sind besonders zu kennzeichnen:

a) die Aspiraten, b) die Inspiraten, c) die verschiedenen Arten der Labialen, d) der Lingualen und e) der Velaren, f) die i- und u-haltigen Laute und g) die stimmhaften Laute.

Die Affrikaten bedürfen keiner besonderen Kennzeichnung: sie bestehen aus zwei einzelnen Lauten, die einzeln durch die entsprechenden Zeichen auszudrücken sind: pf, bu̯, tš, dž, kx, gi̯.

§ 336. Die Aspiraten bezeichnen wir durch den griechischen Spiritus asper (ʿ = h), der kürzer ist als das h und gleichzeitig die Besonderheit der Verbindung mehr hervorhebt. Diese Bezeichnungsweise ist auch bei der Schreibung indischer und indochinesischer Sprachen mit Antiqualettern schon längst in Gebrauch, also pʿ, tʿ, kʿ usw.

§ 337. Inspiraten gibt es nur unter den Lingualen. Die Zeichen dafür sind durch die Orthographie des Hottentottischen, das mit Antiqualettern geschrieben wird, seit langem festgelegt und auch auf die Sprache der Kaffern und andere Sprachen, in denen sie vorkommen, übertragen worden. Hieran etwas ändern zu wollen, wäre daher müßig. Vgl. dazu § 114.

§ 338. Bei den Labialen sind die bilabialen Laute von den labiodentalen zu unterscheiden. N ist labiodental (§ 15), u̯ bilabial. F ist labiodental; aber manche Sprachen besitzen auch ein bilabiales f (vgl. § 108 und § 112), das z. B. im Ef'e durch ẘ bezeichnet wird. Dies Zeichen ist daher das gegebene.

§ 339. Die Lingualen zerfallen bekanntlich in der Hauptsache (vgl. § 24) in die drei Reihen der alveolaren, der

dentalen und der zerebralen Linguale[1]). Die alveolaren sind am häufigsten: für sie haben daher naturgemäß die gewöhnlichen Zeichen zu gelten. Dann folgen die dentalen, die wir — nach vielfachen Vorgängen im Gebiete der Sprachwissenschaft — mit einem Strich unter dem gewöhnlichen Zeichen andeuten (t̲, d̲ usw.), während die zerebralen durch einen Punkt (ṭ, ḍ usw.) gekennzeichnet werden.

Außerdem finden sich die interdentalen Laute $\underline{þ}$ und $\underline{ð}$ (vgl. § 15), deren Zeichen gleichfalls als im Gebiete der Wissenschaft bereits eingebürgert gelten dürfen.

§ 340. Unter den Laryngalen unterscheiden sich die gewöhnlichen Velaren von den Gutturalen. Wenn wir sie mit einem Strich über den Velarzeichen ausdrücken, so erhalten wir die Zeichen $\bar{k}$, $\bar{g}$, $\bar{x}$ und $\bar{ġ}$: $\bar{k}$ und $\bar{g}$ sind besser als die bisher meist gebrauchten Buchstaben q und ʒ, weil sie das Verhältnis dieser Laute zu $\bar{g}$ und $\bar{x}$ einerseits und anderseits zu k und ġ besser erkennen lassen, was für wissenschaftliche Zwecke wichtig ist.

§ 341. Für die Bezeichnung der i-haltigen Konsonanten haben wir den Vorgang des Polnischen, Tschechischen, Serbischen, Litauischen usw., dem wir uns aus praktischen Gründen möglichst nahe anschließen müssen. Sie bezeichnen, von einigen Inkonsequenzen abgesehen, die Palatalisation teils durch nachgesetztes i, teils durch einen Akzent. Eins von beiden muß verallgemeinert werden, und da empfiehlt sich für wissenschaftliche Zwecke allein der nachgesetzte[2]) Akzent, also p′, k′, t′, n′, m′ usw.

Die u-haltigen Konsonanten sind viel seltener. Man bezeichnete sie schon bisher ganz praktisch und zutreffend durch ein kleines u: k^u, t^u usw., was nur den Fehler hat, daß das Zeichen ^{u} auch schon für ein flüchtiges u in Gebrauch ist. Es ist daher besser, das u über den Konsonanten zu setzen: $\overset{u}{k}$, $\overset{u}{t}$ usw.

§ 342. Die Vokale sind immer stimmhaft, die Liquidae (l, m, n, ṅ, r) und die Lenes sind es gewöhnlich. Alle anderen Laute sind der Regel nach stimmlos. Eine besondere Bezeichnung der Stimmhaftig-, bzw. -losigkeit ist also nur im Falle von Abweichungen erforderlich. Die exzeptionelle Stimmhaftigkeit bezeichnen wir z. B. mit $\underset{\wedge}{k}$, die Stimmlosigkeit mit $\underset{\vee}{b}$.

---

[1]) Bei den Inspiraten kommt noch ein lateraler Lingual vor (§ 114).

[2]) ṅ und ähnliche wäre ausgeschlossen, da dies Zeichen nach § 73 ein betontes n bezeichnen müßte.

§ 343. Hiernach ergeben sich also noch folgende Zusatzzeichen zum internationalen wissenschaftlichen Grund-Alphabet:

a) $p^{\cdot}$, $t^{\cdot}$, $k^{\cdot}$ usw. = Aspiratae;
b) ǀ ‖ ǂ ! = linguale Inspiratae;
c) $\overset{\cdot}{w}$ = bilabiales f;
d) $\underline{t}$, $\underline{d}$ usw. = dentale Linguale;
e) $\underline{t}$, $\underline{d}$ usw. = zerebrale Linguale;
f) $\underline{\theta}$ und $\underline{\delta}$ = interdentale Linguale;
g) $\overline{k}$, $\overline{g}$, $\overline{x}$, $\overline{\gamma}$ = Gutturale;
h) p', t', k' usw. = Palatale;
i) $\overset{n}{p}$, $\overset{n}{t}$, $\overset{n}{k}$ usw. = labialisierte Konsonanten;
k) $p_{\wedge}$, $\underset{\wedge}{k}$, $\underset{\wedge}{t}$ usw. = stimmlose Konsonanten;
l) $p_{\vee}$, $\underset{\vee}{t}$, $\underset{\vee}{k}$ usw. = stimmhafte Konsonanten.

§ 344. Es ist ohne weiteres anzuerkennen, daß auch dies Alphabet noch bei weitem nicht ausreicht, um alle feineren Lautnuancierungen — ganz abgesehen von den individuellen — aller Sprachen und Mundarten genau zu unterscheiden. Indessen für die meisten Zwecke der Wissenschaft ist es vollkommen genügend.

Wenn darüber hinaus in besonderen Fällen eine noch genauere Bezeichnung erwünscht erscheint, so wäre es unpraktisch, für alle denkbaren Möglichkeiten von vornherein allgemeine Vorsorge treffen zu wollen. Hier kann vielmehr jedermann nach Maßgabe seiner besonderen Absichten im einzelnen Falle überlassen bleiben, in welcher Weise — die er dem Leser zu erklären hat — er diesen oder jenen feineren Unterschied in der Schrift bezeichnen will. Nur das eine ist natürlich zu fordern, daß die neuen Zeichen, die er bildet, sich aufs engste an das Grund-Alphabet im Sinne der dafür geltenden Prinzipien anschließen.

D. Die internationalen praktischen Reform-Alphabete.

§ 345. Infolge der verschiedenen Zweckbestimmung sind an ein praktisches Alphabet natürlich andere Anforderungen zu stellen als an ein wissenschaftliches.

Während es beim letzteren — wenn auch nicht ausschließlich, so doch — in erster Linie auf Genauigkeit und Konsequenz ankommt, treten bei ersterem allerlei praktische Erwägungen mehr in den Vordergrund, besonders die Rücksichten auf Kürze, leichte Lesbarkeit und Schreibbarkeit bei aller deutlichen Unterschiedlichkeit.

Hieraus ergibt sich zunächst ohne weiteres die Forderung nach möglichster Vermeidung diakritischer Zeichen.

Daß sie nicht völlig entfernt zu werden brauchen, lehren z. B. unser i-Punkt, U-Haken und die Strichlein über den Umlauten, ferner im Französischen die Akzente, in den slawischen Sprachen Zeichen wie ż, ź, ż usw. usw.

§ 346. Nun ist ja die einzelne Sprache in ungleich besserer Lage als die allgemeine Sprachwissenschaft, denn sie hat nur eine sehr beschränkte Anzahl von Lauten zu bezeichnen (vgl. § 183ff.).

In jeder Sprache finden sich gewisse Lautarten vorzugsweise und andere überhaupt nicht. Das Deutsche z. B. hat nur alveolare Linguale; hier liegt also gar kein Bedürfnis nach Unterscheidung vor. Das Arabische anderseits hat nur dentale und alveolare Linguale, aber keine zerebralen; hier brauchen also nur die dentalen ausgezeichnet zu werden.

Aber noch weiter: das Japanische besitzt überhaupt kein labiodentales f, sondern nur ein bilabiales (ẃ). Hier wäre es aber trotzdem unpraktisch, ẃ zu schreiben, weil f schreibflüssiger und bekannter ist.

Jede Sprache hat ferner bestimmte Lautgesetze. Im Deutschen z. B. enthalten alle völlig unbetonten Silben den Vokal ə; dieser versteht sich daher hier von selbst und könnte folglich entweder überhaupt ungeschrieben bleiben oder, wie es geschieht, durch das Zeichen e für einen ähnlichen Laut mitausgedrückt werden. In den slawischen Sprachen wird ein Konsonant vor folgenden i und e stets palatalisiert; in diesem Falle ist demnach seine ausdrückliche Bezeichnung als eines palatalen Konsonanten überflüssig und daher praktisch entbehrlich usw. usw.

§ 347. Hiernach ergeben sich für die praktischen Alphabete der nationalen Sprachen die folgenden Leitsätze:

a) Die Grundlage ist das internationale wissenschaftliche Alphabet;

b) die demselben entnommenen Zeichen sind indessen nach praktischen Rücksichten nach Möglichkeit zu vereinfachen;

c) dabei ist indessen die Genauigkeit und Konsequenz der Lautbezeichnung nach Möglichkeit zu bewahren;

d) im Falle der Unvereinbarkeit von b und c entscheiden die Rücksichten zu b, falls nicht ein Mittelweg sich darbietet.

§ 348. Im einzelnen ergeben sich ferner folgende Leitsätze:

e) was infolge der Lautgesetze einer Sprache sich von selbst versteht, braucht in der Schrift nicht besonders bezeichnet zu werden;

f) diakritische Zeichen sind nur zu gebrauchen, wenn sie absolut erforderlich sind;

g) einfachere Zeichen, die nicht gebraucht werden, können für komplizierte Zeichen mit verwandtem Laute eintreten (wie f im Japanischen für ẃ).

§ 349. Hiernach ergibt sich für das Deutsche folgendes Reform-Alphabet:

a, b, d, e, f, g, h, j, i, k, l, m, n, o, ö, p, r, s, š, t, u, ü, v, x (ž).

C ist einesteils überflüssig, weil es durch k oder s vertreten werden kann, anderseits systemwidrig, soweit es wie ts lautet. Dagegen wäre es vielleicht (statt č) als Ersatz für tsch einzuführen.

Ch wird durch x ersetzt (ax, ix = ach, ich), bzw. durch k oder š in fremden Wörtern.

Qu ist überflüssig, da es bereits durch kv bezeichnet ist.

Linguales und velares r im Deutschen zu unterscheiden erübrigt sich. Neben v ist w überflüssig, neben f: ph, neben t: th. Der Hiatus braucht nicht geschrieben zu werden (nach § 321). Auch s und z sind durch deutsche Lautgesetze genügend gekennzeichnet, so daß dafür s allein eintreten kann.

Die offenen Vokale werden von den geschlossenen nicht unterschieden, jeder Deutsche weiß, wann z. B. ein e offen und wann es geschlossen zu lesen ist: „hende“ statt „Hände“.

Die Quantität der Vokale bleibt aus dem gleichen Grunde unbezeichnet, zumal Homonyme dadurch nur in geringem Maße entstehen, also sal, kal und bir statt Saal, kahl und Bier.

Der Stimmton wird mit e bezeichnet: Gebet.

Doppelkonsonanten werden nur dann geschrieben, wenn sie doppelt gesprochen werden: komen.

Der Ton bleibt, wie bisher, unbezeichnet.

§ 350. Das Vaterunser zeigt also in der nationalen praktischen Reformschrift und in der internationalen wissenschaftlichen Reformschrift die folgende Gestalt:

praktisch:	wissenschaftlich:
fater unser, der du bist im himel! gehailikt werde dain name! dain raix kome! dain vile gešehe vi im himel also aux auf erden! unser teklix brot gip uns hoite unt fergip uns unsre šuldigern! unt füre uns nixt in fersuxunk, sondern erlöse uns fon dem übel! den dain ist das raix unt di kraft unt di herlixkait, in evikkait. amen!	fā́tər ʒúnzər, der dū bist ʒim híməl! gəhá·ilikt vḗrdə da·in nā́mə! da·in ra·ih' kómə! da·in vílə gəšḗhə vī ʒim híməl ʒalzó ʒa·ux ʒa·uf ḗrdən! ʒúnzər tḗklih' brōt gīp ʒuns hó·itə ʒunt fərgī́p uns únzrə šult vī vīr fərgḗbn ʒúnzərn šúldigərn! ʒunt füre ʒuns nih't ʒin fərzū́xunk, zóndərn ʒərlṓzə ʒuns fon dəm ǘbel! den da·in ist das ra·ih ʒunt dī kraft ʒunt dī hérlih'ka·it, ʒin ḗvikka·it. ā́mən!

§ 351. Das Französische gebraucht für die wissenschaftliche Schreibung seiner Sprache die folgenden internationalen Buchstaben:

ʒ, a, a̱, ā, ã, b, d, e, e̱, ē, ẽ, ɔ, ẽ, f, g, j, i, ī, ⁱ, k, l, m, n, n′, o, ō, o̱, ō̱, ō̱, ö, ȫ, ö̱, ȫ̱, ᵒ, ö̃, p, r, s, š, t, u, ū, ü, ǖ, ᵘ, v, z, ž.

Davon kann ʒ gänzlich wegfallen; die Quantität und die Offenheit der Vokale kann ebenso unbezeichnet bleiben wie der Ton, ɔ kann durch e vertreten werden. Dann verbleiben:

a, ã, b, d, e, ẽ, f, g, j, i, k, l, m, n, n′, o, õ, ö, ö̃, p, r, s, š, t, u ü, v, z, ž.

Das Vaterunser würde danach in praktischer Reformschrift folgendermaßen aussehen:

notr per ki ez o sjö! kö tõ nõ soa sãktifje! kö tõ ren′ vjenn! kö ta volõte soa fet sür la ter kom el e fet o sjö! don-nu ozurdüi notr pẽ kotidjẽ! e pardon-nu no forfe kom nu pardonõ a no forfetör! e nõ nuz ẽdüi paz ã tãtasjõ, me delivr-nu dü mal! kar a toa e le ren′, la fors e la gloar, pur tužur, amen!

E. Das internationale Verkehrs-Alphabet.

§ 352. Wir wollen hier lediglich den häufigsten Fall betrachten, in welchem ein derartiges Alphabet benötigt wird, den Fall nämlich, daß demjenigen, der eine fremde Sprache studiert, deren „Aussprache“ schriftlich verdeutlicht werden soll.

Hier ist offenbar zunächst genaue Bezeichnung der Laute nötig, viel genauer, als es bei dem gewöhnlichen Schriftverkehr der Nationalen unter sich erforderlich ist. Grundsätzlich müßten also eigentlich die Zeichen des internationalen wissenschaftlichen Alphabets für diesen Zweck in Anwendung kommen. Da aber deren Bedeutung nicht jedermann von vornherein bekannt ist, so ist damit allein noch nichts gewonnen. Es bedürfte vielmehr noch einer eingehenden Erläuterung dieser Zeichen und der Einprägung derselben mit dieser Erläuterung ins Gedächtnis, um die Aussprachebezeichnungen schnell und richtig lesen zu können.

§ 353. Um also die richtige Aussprache eines fremden Idioms aus Büchern erlernen zu können, bedarf es einer erheblichen Vorarbeit: man muß sich die Zeichen merken, die zur Bezeichnung der Aussprache dienen sollen (also z. B. 29 Zeichen für das Französische, vgl. § 351) und sich außerdem einprägen, welchen Lautwert sie zu bezeichen bestimmt sind. Da diese Vorarbeit einesteils erhebliche Zeit und Mühe beansprucht und andrerseits doch nur erst eine Vorarbeit ist, die

geleistet werden muß, ehe man an seinen eigentlichen Zweck, die Erlernung der Sprache, herangehen kann, so wird sie erfahrungsgemäß als sehr lästig empfunden und schreckt viele schon an der Schwelle vom Sprachstudium wieder ab.

Jedermann betrachtet diese Vorarbeit jedenfalls als verlorene Zeit und verlangt vielmehr ein System der Aussprachebezeichnung, das so geartet ist, daß man sie ohne jede Erläuterung sofort korrekt lesen könne. Diese Forderung kommt darauf hinaus, daß die Aussprache der fremden Wörter mit den Zeichen des Alphabets der Muttersprache des Lernenden mit deren Lautwert und gemäß den orthographischen Regeln dieser Sprache dargestellt werde.

§ 354. Diese Forderung ist aber einfach unerfüllbar, weil eben jede einzelne fremde Sprache Laute besitzt, die der Muttersprache fehlen. In einzelnen Fällen sind das freilich nur wenige; es kann ihrer aber auch eine sehr beträchtliche Anzahl sein.

Solche Laute lassen sich natürlich mit den Schriftzeichen der Muttersprache nicht bezeichnen. Wenigstens nicht mit dem erforderlichen Grade von Genauigkeit. Vielmehr höchstens nur durch ein Zeichen, das einen ähnlichen Laut ausdrückt. Für die Erlernung einer fremden Sprache ist aber gerade ein hoher Grad von Genauigkeit in der Bezeichnung der Aussprache eine unerläßliche Vorbedingung.

§ 355. Hier besteht also ein Widerstreit zweier grundsätzlich berechtigten Forderungen. Eine bloße Auswahl der erforderlichen Zeichen aus dem internationalen wissenschaftlichen Alphabet würde ein Umschriftsystem ergeben, das zu kompliziert wäre und dessen Einprägung zu viel Zeit und Mühe beanspruchen würde. Anderseits führt der Versuch, alle Laute einer fremden Sprache durch Lautzeichen der Muttersprache auszudrücken, nur zu einem teilweise befriedigenden Ergebnis. Zwischen beiden Forderungen muß daher ein Mittelweg gefunden werden.

Dieser bietet sich von selbst dar:

a) die Laute der fremden Sprache, die auch in der Muttersprache vorkommen, bezeichnet man mit den gleichen Buchstaben, wie in der Muttersprache, sofern diese Zeichen eindeutig sind. Damit ist auch der Laut eindeutig bestimmt;

b) ist ein solches Zeichen der Muttersprache aber zweideutig, so ist dafür das Zeichen des internationalen wissenschaftlichen Alphabets einzusetzen;

c) muttersprachfremde Laute sind gleichfalls durch die betreffenden Zeichen des internationalen wissenschaftlichen Alphabets zu bezeichnen. Hierzu ist noch Verschiedenes zu bemerken.

§ 356. An sich könnte man ja auch — was die letztere Forderung anlangt — ebensogut daran denken, solche Laute durch ein Zeichen auszudrücken, das in der Muttersprache einen ähnlichen Laut bezeichnet, indem man dies Zeichen,

um auf die Abweichung in der Aussprache aufmerksam zu machen, irgendwie modifiziert. Das ist ja aber derselbe Gedanke, nach dem auch das internationale wissenschaftliche Alphabet aufgebaut ist, und es wäre gar kein Grund erfindlich, sich von der Art der Lautbezeichnung dieses Alphabets in diesem Falle zu entfernen.

Ob man z. B. den Laut des Nasenvokals z. B. durch das internationale Zeichen ã oder durch ein anderes, neugebildetes Zeichen, etwa a, bezeichnet, bleibt sich nämlich im praktisch wichtigsten Punkte ganz gleich. Weder das eine noch das andere Zeichen gibt durch sich selbst mehr als einen vagen Aufschluß über die genaue Artikulation des Lautes, den es ausdrücken soll. Dazu bedarf es — in jedem Falle — immer erst einer eingehenden Beschreibung des betreffenden Lautes.

Anderseits sprechen gewichtige Gründe für die Bevorzugung der Zeichen des internationalen wissenschaftlichen Alphabets auch für diesen Fall.

§ 357. Gebraucht man nämlich das internationale wissenschaftliche Alphabet für den eben erörterten Fall, so hat man zwei große Vorteile.

Einmal fällt die Notwendigkeit weg, den zu bezeichnenden fremden Laut noch besonders zu beschreiben. Wer das internationale Alphabet kennt, der weiß, welchen Laut jedes seiner Zeichen ausdrücken soll.

Nun kennen freilich die meisten dies Alphabet von vornherein nicht; das ist aber ein Fehler, der immer mehr verschwindet. Wenn man die erste fremde Sprache studiert, muß man allerdings den Lautwert der vorkommenden internationalen Zeichen der Aussprachebezeichnung sich noch besonders erläutern lassen. Aber dies ist ein Kapital für die Zukunft. Für die zweite Sprache bringt man die Kenntnis einer Anzahl solcher Zeichen bereits mit, bedarf also keiner Erläuterung mehr. Und dieser Vorteil wächst mit jeder neuen Sprache, die man gelernt hat. Wer z. B. Französisch mit internationaler Aussprachebezeichnung gelernt hat, kennt bereits vorweg alle Zeichen, die für die Aussprachebezeichnung des Italienischen oder des Portugiesischen erforderlich sind. Das ist eine nicht zu unterschätzende Erleichterung.

Der zweite Vorteil aber besteht darin, daß die Lautbezeichnungen des internationalen Systems nicht willkürlich, sondern systematisch ausgewählt sind, also den inneren Zusammenhang der Laute untereinander anzeigen, so daß man schon an der Art des Zeichens einen Anhalt findet für die Bildung des richtigen Lautes und darüber hinaus auch eine Stütze für das Gedächtnis. Auch dieser Vorteil ist von wesentlicher Bedeutung.

§ 358. Um also z. B. für einen Deutschen die Laute der französischen Sprache zu bezeichnen, wären hiernach folgende Buchstaben erforderlich:

a) deutsche (Reform-)Buchstaben mit eindeutigem Laut: b, d, f, k, l, m, p, š;

b) für mehrdeutige deutsche Buchstaben die folgenden internationalen Zeichen: g (im Gegensatz zu ġ), n (im Gegensatz zu ṅ), r (nur lingual), s (scharf), z (lindes ſ), v (wie w), t (nicht wie in „Nation"), ə (für den Stimmton). Hier wären also einige Erläuterungen erforderlich. Auch die Bezeichnung der Quantität und Qualität der Vokale gehört hierher (ā, e̱ usw.);

c) für Laute, die im Deutschen fehlen: ž, die Nasenvokale (ã, ẽ usw.), die flüchtigen Konsonanten (teā́tʳ), und langes ö̱ und ō̱.

Ferner wäre eine allgemeine Tonregel zu geben und darauf aufmerksam zu machen, daß im Französischen Lenes auch im Auslaut nicht wie die entsprechenden Fortes gesprochen werden dürfen.

Das wäre — auf unserer Basis — das einfache Gerippe der französischen Aussprachebezeichnung.

§ 359. Hiermit ist die Schwierigkeit der Bezeichnung der Laute einer fremden Sprache auf das erreichbare Minimum herabgesetzt. Will man darin noch weitergehen, was an sich möglich wäre, so kann das nur auf Kosten hauptsächlich dreier wichtiger praktischer Gesichtspunkte geschehen:

a) man opfert die Genauigkeit, wenn man z. B. ž durch ſch wiedergibt oder ã durch ang usw.;

b) man opfert die Vorteile, die man für die Erlernung weiterer fremder Sprachen durch das internationale System gewinnt (§ 357) oder aus der Erlernung anderer Sprachen gewonnen hat;

c) man opfert die Vorteile, die sich aus der inneren Konsequenz des internationalen Systems ergeben (§ 357).

Dazu kommt aber noch ein idealer Gesichtspunkt, den man damit preisgeben würde: man würde die nationale Zersplitterung stärken, statt die internationale Einigkeit zu fördern. Das wäre aber in höherem Sinne unpraktisch.

§ 360. Bei alledem ist es gleichgültig, ob die Franzosen zur Schreibung ihrer Sprache schon heute ein internationales Alphabet (nach § 351) besitzen oder nicht. Da sie heute noch eine historische Rechtschreibung haben, wie ja fast alle anderen Sprachen, so kann diese überhaupt nicht zur Grundlage der Darstellung der Laute der französischen Sprache gemacht werden. Man muß vielmehr dem Lernenden die Laute zunächst für sich vorführen, ihm dann angeben, wie man diese international zu bezeichnen hat, ihm weiter die nationalen Zeichen vorführen, die die Franzosen heute noch zur Schreibung ihrer Sprache verwenden, und ihn schließlich mit den Regeln bekannt machen, nach denen der Franzose die Wörter seiner Sprache mit Hilfe dieser Zeichen schreibt. Das ist der einzig richtige Weg, den Lernenden in das Studium des Französischen wie jeder anderen Sprache einzuführen, soweit Laute und Schrift in Betracht kommen.

A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde.

Lehrbücher zum Selbstunterricht. Jeder Band gebunden.

Teil

1. **Englisch.** 9. Aufl. Von R. Clairbrook.
2. **Französisch.** 7. Aufl. Von Schmidt-Beauchez.
3. **Italienisch.** 13. Aufl. Von L. Fornasari.
4. **Russisch.** 7. Aufl. Von B. Manassewitsch.
5. **Spanisch.** 6. Aufl. Von J. M. Avalos.
6. **Ungarisch.** 11. Aufl. Von F. Görg.
7. **Polnisch.** 8. Aufl. Von B. Manassewitsch.
8. **Böhmisch.** 13. Aufl. Von K. Kunz.
9. **Bulgarisch.** 4. Aufl. Von Fr. Vymazal.
10. **Portugiesisch.** 3. Aufl. Von F. Booch-Arkossy.
11. **Neugriechisch.** 4. Aufl. Von C. Wied.
12. **Serbisch-kroatisch.** 6. Aufl. Von M. E. Muža.
13. **Volapük.** Von J. Lott.
14. **Holländisch.** 4. Aufl. Von D. Haek.
15. **Türkisch.** 5. Aufl. Von C. Wied.
16. **Dänisch.** 3. Aufl. Von J. C. Poestion.
17. **Hebräisch.** 3. Aufl. Von B. Manassewitsch.
18. **Lateinisch.** 4. Aufl. Von Dr. H. Verner.
19. **Schwedisch.** 3. Aufl. Von J. C. Poestion.
20. **Deutsch** (f. Deutsche u. Ausländer). 2. Aufl. Von C. Wied.
21. **Rumänisch.** 6. Aufl. Von Th. Wechsler.
22. **Japanische Umgangssprache.** 3. Aufl. Von A. Seidel.
23. **Arabisch.** 4. Aufl. Von B. Manassewitsch.
24. **Slowakisch.** 2. Aufl. Von G. Maršall.
25. **Altgriechisch.** 3. Aufl. Von W. Schreiber.
6. **Neupersisch.** 2. A. Von A. Seidel.
7. **Französisch** für Post- und Telegraphenbeamte. 6. Aufl. Von R. v. Zülow.
28. **Norwegisch.** 3. Aufl. Von J. C. Poestion.
29. **Chinesisch.** 2. Aufl. Von C. Kainz.
30. **Finnisch.** 2. Aufl. Von M. Wellewill.
31. **Slowenisch.** 6. Aufl. Von C. J. Pečnik.
32. **Suaheli.** 2. Aufl. Von A. Seidel.
33. **Sanskrit.** 3. Aufl. Von Dr. R. Fick.
34. **Malayisch.** 2. Aufl. Von A. Seidel.
35. **Armenisch.** Von C. Kainz.
36. **Kleinrussisch** (Ruthenisch). Von M. Mitrofanowicz.
37. **Die Hauptsprachen Deutsch-Südwest-Afrikas.** 2. Aufl. Von A. Seidel.
38. **Siamesisch.** Von Dr. F. J. Wershofen.
39. **Javanisch.** Von Dr. H. Bohatta.

Teil

40. **Hindustani.** Von A. Seidel.
41. **Ägyptisch Vulgär-Arabisch.** 2. Aufl. Von Dr. A. Dirr.
42. **Annamitisch.** Von A. Dirr.
43. **Mittelhochdeutsch.** Von C. Kainz.
44. **Englisch.** (Für Kaufleute.) 2. Aufl. Von A. Seidel.
45. **Französisch.** (Für Kaufleute.) 2. Aufl. Von A. Seidel.
46. **Kroatisch.** 8. Aufl. V. M. E. Muža.
47. **Syrisch-Arabisch.** Von A. Seidel.
48. **Italienisch.** (Für Kaufleute.) Von J. Oberosler.
49. **Englische Chrestomathie.** Von Dr. H. Bohatta.
50. **Neugriechische Chrestomathie.** Von A. Seidel.
51. **Méthode théorique et pratique de Langue Russe.** (Russ. Grammatik für Franzosen.) Par L. Lemonnier.
52. **Ungarisch.** (Für Kaufleute.) 2. Aufl. Von Ferd. Görg.
53. **Spanische Konversat. - Sprache.** Von Garcia da Luna und Dr. E. Hönncher.
54. **Grammatica tedesca.** (Deutsche Grammatik für Italiener.) 3. Aufl. Von Sigismund Peroch.
55. **Deutsch-schwedische Brief- und Konversationsschule.** Von C. Wied.
56. **Russisch - deutsche Handels-Korrespondenz.** Von L. A. Hauff.
57. **Französisch-deutsche und rumänische Konversation.** Von A. Frank.
58. **Hebräisch.** Von J. Rosenberg.
59. **Deutsch für Ungarn.** 3. Aufl. Von Ferd. Görg.
60. **Magyarisch.** Von Ernst Krebsz.
61. **Altfranzösisch.** Von Dr. E. Nonnenmacher.
62. **Grammatica francese.** (Französische Grammatik für Italiener.) Von Sigismund Peroch.
63. **Deutsch für Russen.** 3. Aufl. Von W. Szczawinski.
64. **Französischer Briefsteller f. den Auslandsverkehr der Postämter.** Von R. v. Zülow.
65. **Kroatisch - deutsches Wörterbuch.** 2. Aufl. Von J. Marak.
66. **Assyrische Sprachlehre u. Keilschriftkunde.** Von J. Rosenberg.
67. **Deutsch - serbisches Konversationsbuch.** 3. A. Von J. V. Popović.
68. **Deutsch - kroatisches Wörterbuch.** 2. Aufl. Von J. Marak.
69. **Altenglisch (Angelsächsisch).** Von E. Sokoll.
70. **Hausanisch.** Von E. C. Marré.
71. **Samaritanische Sprache.** Von J. Rosenberg.

(Fortsetzung auf nächster Seite.)

A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde.

Lehrbücher zum Selbstunterricht. Jeder Band gebunden.

Teil

72. **Deutsch-russisches Wörterbuch.** 2. Aufl. Von K. Andrejew.
73. **Russisch-deutsches Wörterbuch.** 2. Aufl. Von K. Andrejew.
74. **Norwegisches Lesebuch.** Von J. C. Poestion.
75. **Panstenographie** für alle Sprachen. Von A. Dirr.
76. **Italienisch.** Von H. Krieg.
77. **Neusyrische Schriftsprache.** Von J. Rosenberg.
78. **Deutsch für Polen.** 2. Aufl. Von W. Szczawinski.
79. **Samoanisch.** Von H. Neffgen.
80. **Deutsch für Böhmen.** 2. Aufl. Von R. Jirík und V. Syrový.
81. **Georgisch (Grusinisch).** Von A. Dirr.
82. **Deutsch-französisch-chinesisches Konversationsbuch.** Von Hsüeh Chi Tschong.
83. **Japanische Schriftsprache.** Von A. Seidel.
84. **Kapholländisch.** Von Dr. N. Marais Hoogenhout.
85. **Systematisches Wörterbuch der französischen Umgangssprache.** Von A. Seidel.
86. **System. Wörterbuch der engl. Umgangssprache.** Von A. Seidel.
87. **Ungarisches Lesebuch.** Von Ferd. Görg.
88. **Esperanto.** 2. Aufl. Von Johann Schröder.
89. **Allgemeines Fremdwörterbuch.** Von K. E. Schimmer.
90. **Grammaire Allemande a l'usage des Français.** (Deutsche Grammatik für Franzosen.) Von A. Seidel.
91. **German grammar for the uss of Englishmen.** (Deutsche Grammatik für Engländer.) Von A. Seidel.
92. **Phönikische Sprachlehre.** Von J. Rosenberg.
93. **Gramática de la lengua alemana para uso de los españoles.** (Deutsch für Spanier.) Von L. Jiménez.
94. **Lettisch.** Von H. Brentano.
95. **Deutsch-slowenisches Wörterbuch.** 2. Aufl. Von F. Kramarič.
96. **Slowenisch-deutsches Wörterbuch.** 2. Aufl. Von F. Kramarič.
97. **Wörterbuch der italienischen Umgangssprache.** Von G. le Boucher.
98. **Vergleichende Grammatik der slaw. Sprachen.** Von V. Hruby.
99. **Deutsch-serbisches Wörterbuch.** 2. Aufl. Von P. Jovanović.

Teil

100. **Serbisch - deutsches Wörterbuch.** 2. Aufl. Von P. Jovanović.
101. **Deutsch für Niederländer.** Von F. P. Augustin.
102. **Türkisch - arabisch - deutsches Wörterbuch.** Von T. Aksan und E. A. Radspieler.
103. **Ostarmenische Sprachlehre.** Von Dr. A. Dirr.
104. **Schwierigkeiten der deutschen Sprache.** Von A. Seidel.
105. **Deutsch-ungarisches Wörterbuch.** Von Ferd. Görg.
106. **Ungarisch-deutsches Wörterbuch.** Von Ferd. Görg.
107. **Albanisch.** Von Dr. M. Lambertz und Dr. G. Pekmezi.
108. **Deutsch für Kroaten.** 2. Aufl. Von A. Knežević.
109. **Deutsch-böhmisches Wörterbuch.** Von R. Moravec.
110. **Böhmisch-deutsches Wörterbuch.** Von R. Moravec.
111. **Französisch für Postkurse.** Von Dr. H. Czižek.
112. **Deutsch - persisches Konversationswörterbuch.** Von Dr. M. Grünert und Dr. F. Sättler.
113. **Tschechisch. 2. Aufl. Von Dr. L.** Mojžischek.
114. **Litauisch.** Von A. Seidel.
115. **Ukrainisch.** V. Dr. W. Simowyez
116. **Deutsch - türkisches Taschenwörterbuch.** Von Th. Papasian.
117. **Deutsch-albanisches und Albanisch - deutsches Wörterbuch** Von Louis Arbanas.
118. **Deutsch-bulgarisches Taschenwörterbuch.** Von Th. Papasian.
119. **Türkisch-deutsche Gespräche.** Von H. Oghlu Bei.
120. **Praktisches Lehrbuch der russischen Sprache.** Von Dr. A. Dirr
121. **Russ. Lesebuch.** Von Dr. A. Dirr
122. **Ungarische Handelskorrespondenz.** Von Ferd. Görg.
123. **Türkische Chrestomathie.** Von A. Seidel.
124. 125. **Wörterbuch der deutschen und türkischen Sprache.** Von Prof. Dr. Karl Philipp.
126. **Deutsche Grammatik f. Türken** Von H. Oghlu Bei.
127. **Lehrbuch d. deutschen Sprache für Serben.** Von Joh. Novaković
128. **Jiddische Sprachlehre.** Von J. Birnbaum.
129. **Deutsche Sprachlehre für Ukrainer.** Von Dr. Leo Kohut.
130. **Sprachl. u. Schrift.** Von A. Seidel

P
221
S33

Seidel, August
Sprachlaut und Schrift

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 03 05 04 003 0